



# Hinter der Mauer, vor der Moderne

—  
1760 – 1859

**STADT  
GESCHICHTE  
BASEL**

CHRISTOPH MERIAN  
VERLAG



**Hinter der Mauer,  
vor der Moderne**



# Hinter der Mauer, vor der Moderne

---

## Basel 1760 – 1859

Regula Argast  
Susanne Bennewitz  
Sabine Braunschweig  
Flavio Häner  
Kevin Heiniger  
Lena Heizmann  
Stefan Hess  
Walter Hochreiter  
Janine Jakob  
Daniel Kriemler  
Thomas K. Kuhn  
Silvio Raciti  
André Salvisberg  
Yiğit Topkaya  
David Tréfás  
Elise Voerkel  
Patricia Zihlmann

Herausgegeben  
von André Salvisberg,  
Marc Fehlmann  
und Dominik Sieber



# Inhalt

- 10 Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel  
*André Salvisberg*
- 13 Einleitung: 1760–1859, eine ungewohnte Periodisierung  
*André Salvisberg, Walter Hochreiter*
- 18 1760–1817**
- 20 An der Mauer  
*(André Salvisberg)*
- 23 Am Rand der Schweiz, bedrängt in Europa  
*(André Salvisberg, Walter Hochreiter)*
- Elise Voerkel, Kevin Heiniger*
- 44 Zusammenkommen und Ausformen**
- 46 Aus guter Familie: Erziehung, Beziehungen  
und bürgerliche Tugenden  
*(Elise Voerkel)*
- 60 *Mode der ‹Dame aus bestem Hause›*  
*(Janine Jakob)*
- 65 Übung macht die Bürgerin:  
Sozialisation in die bürgerliche Schriftkultur  
*(Elise Voerkel)*
- 70 Aus dem Rahmen gefallen – Die ‹Stadtoriginale›  
Niklaus Münch und David Keller  
*(Kevin Heiniger)*

Patricia Zihlmann, Stefan Hess

**80 Aushalten und Bewältigen**

82 Krisen und ihre Bewältigung

*(Patricia Zihlmann)*

100 Eine ungeliebte Epoche

*(Stefan Hess)*

André Salvisberg

**110 1817–1840**

112 Auf der Schanze

114 In der Mitte der Bruch – Die lange Basler Restauration

120 *Politische Begriffe*

Daniel Kriemler, David Tréfás

**136 Politisieren und Definieren**

138 Bürgerkrieg, Kantonstrennung  
und die badische Aussenperspektive

*(Daniel Kriemler)*

157 Die Entstehung des Basler Zeitungswesens

*(David Tréfás)*

Yiğit Topkaya, Walter Hochreiter, Kevin Heiniger

**166 Produzieren und Finanzieren**

168 Basels seidene Beziehungen zum Osmanischen Reich  
in Zeiten des liberalen Welthandels

*(Yiğit Topkaya)*

188 Basler wirtschaftliche Aktivitäten  
in Südbaden und im Südsass

*(Walter Hochreiter)*

194 *Der Stellenwert von Bildung und Berufsbildung*  
*(Sabine Braunschweig, Flavio Häner)*

197 Missionskolonien an der Goldküste

*(Yiğit Topkaya)*

André Salvisberg

**210 1840–1859**

212 Am Stadttor

215 Im Hier und Anderswo –

Die endliche Mauer und die vielen Basel

Thomas K. Kuhn, Susanne Bennewitz

**236 Glauben und Debattieren**

- 238 Religion in der Stadt:  
Modernisierung des Modernitätskritischen  
*(Thomas K. Kuhn)*
- 260 Jüdisches Gemeindeleben: Noch ohne Zulassung  
*(Susanne Bennewitz)*

Silvio Raciti, Lena Heizmann, Regula Argast

**270 Anpassen und Widerstehen**

- 272 Die Stadt Basel vor Gericht:  
Kriminalität und vergangene Lebenswelten  
*(Silvio Raciti)*
- 286 «Unfugen am Riehentor»  
*(Silvio Raciti)*
- 292 Abgründe des Zusammenlebens:  
Mägde in Haushalten und vor dem Richter  
*(Lena Heizmann)*
- 304 Das exklusive Basler Bürgerrecht  
*(Regula Argast)*

André Salvisberg

- 313 Schlussbetrachtung zur Basler Sattelzeit

## **317 Anhang**

- 318 Quellen- und Literaturverzeichnis
- 330 Bildnachweis
- 331 Personenregister
- 333 Autorinnen und Autoren
- 335 Dank

# Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel

Von den ersten Siedlungsspuren bis ins 21. Jahrhundert: Die neue Stadtgeschichte erzählt in neun Einzelbänden sowie einem Überblicksband die lange und bewegte Geschichte von Basel und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Das Projekt Stadt.Geschichte.Basel ermöglichte Geschichtsschreibung unter ungewöhnlichen und kreativen Bedingungen. Konzipiert für ein breites Publikum, wurde die neue Gesamtdarstellung von professionellen Forschenden aus der Archäologie und den Geschichts- und Kulturwissenschaften verfasst. Sie entstand nah an der Forschung, ohne ein universitäres Projekt zu sein, getragen von staatlichen und privaten Geldgebern, entwickelt im Kontakt mit der Bevölkerung. Nicht zuletzt macht die neue Basler Geschichte als erste Kantongeschichte der Schweiz ihre Forschungsdaten unter <https://forschung.stadtgeschichtebasel.ch> langfristig frei zugänglich.

Die seit den 1980er-Jahren bestehende Idee, eine neue, zeitgemässe Geschichte Basels zu erarbeiten, griff der Verein Basler Geschichte 2011 zusammen mit dem Departement Geschichte der Universität Basel auf. Kurz zuvor hatten bereits verschiedene parlamentarische Vorstösse dasselbe Ansinnen formuliert. Der politische Wille folgte 2016 dieser Bewegung, indem der Grosse Rat des Kantons Basel-Stadt zwei Drittel der budgetierten Mittel sprach.

Ein Team von über fünfzig Forschenden und Mitwirkenden aus der ganzen Schweiz sowie aus Deutschland, Österreich, Frankreich und weiteren Ländern setzte das ambitionierte Projekt um. Die acht chronologisch angelegten Einzelbände, der neunte Band zum städtischen Raum sowie der Überblicksband waren in der Wahl ihrer thematischen Schwerpunkte wie auch in der Gestaltung ihrer Kapitelstruktur weitgehend autonom. Sie sollten den spezifischen Charakter ihres jeweiligen Zeitraums berücksichtigen und eigene Schwerpunkte setzen, ohne einem festgelegten Raster zu folgen. Wichtig war die Möglichkeit, neue Themen einzubringen, die in älteren Gesamtdarstellungen fehlen. Das Projekt setzte zudem Akzente in Hinblick auf die *Longue durée*, also epochenübergreifende Prozesse über alle Bände hinweg, sowie mit drei aktuellen Forschungsperspektiven aus der Archäologie und den Geschichtswissenschaften: «Verflechtung und Multi-lokalität», «Mensch und Nichtmensch», «Kontinuitäten und Diskontinuitäten».

Der Blick auf «Verflechtung und Multilokalität» eröffnet die Chance, die Stadt in ihren regionalen, überregionalen, internationalen und globalen Bezügen und Zusammenhängen zu verstehen. Die Frage nach dem Verhältnis von «Mensch und Nichtmensch» lässt die Stadt zum Raum werden, in dem Menschen, Tiere und Dinge koexistieren, sich aber auch konkurrenzieren und gegenseitig prägen. Die Frage nach «Kontinuitäten und Diskontinuitäten» verlangt schliesslich ein Nachdenken über epochale Zäsuren. Denn mit der Festlegung von Anfang und Ende wird auch der Gang der Erzählung bestimmt. So können wichtige Ereignisse oder Einschnitte wie zum Beispiel die Reformation, die Kantonstrennung oder die beiden Weltkriege als Beginn oder Abschluss einer Entwicklung begriffen werden. Daher wurde entschieden, die einzelnen Bände nicht durch scharfe Zäsuren voneinander abzugrenzen, sondern vielmehr beide Perspektiven – Beginn und Abschluss – durch zeitliche Überschneidungen präsent zu halten.

Aufgrund des grossen Engagements des Vereins, der Unterstützung durch die Regierung, die Universität, das Departement Geschichte und die Vindonissa-Professur des Departements Altertumswissenschaften sowie dank der grosszügigen Förderung durch den Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt, verschiedene Stiftungen und Institutionen, Unternehmen und zahlreiche Einzelpersonen wurden die Voraussetzungen für die Erarbeitung einer neuen, umfassenden und zeitgemässen Darstellung der Geschichte Basels geschaffen. Dass diese schliesslich realisiert werden konnte, ist der ebenso kompetenten wie ungemein engagierten Arbeit aller Autorinnen, Autoren und Mitarbeitenden zu verdanken. Sie wurden dabei tatkräftig von den Herausgeberinnen und Herausgebern unterstützt, welche die inhaltliche Gesamtverantwortung für die einzelnen Bände trugen. Zusammen mit externen wissenschaftlichen Beraterinnen und Beratern brachten sie alle ihr Fachwissen, ihre Erfahrungen und Perspektiven samt einem hohen Mass an Engagement in das Projekt ein. Das Gleiche gilt für den Stiftungsrat, der mit grosser Verlässlichkeit dafür sorgte, dass die neue Stadtgeschichte gedeihen konnte. Nicht zuletzt gelang es dank der umsichtigen Arbeit der Projektleitung, das gleichermassen inhaltlich anspruchsvolle wie organisatorisch komplexe Projekt erfolgreich, termingerecht und in kollegialer Zusammenarbeit umzusetzen.

Zahlreiche Gedächtnisinstitutionen wie Archive, Bibliotheken, Museen und historische Vereine, darunter die Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, die Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, das Kantonale Grundbuch- und Vermessungsamt, das Historische Museum Basel und viele andere mehr, haben in vielfältiger Art und Weise zum Gelingen des Projekts beigetragen. Das Büro icona basel entwickelte eine Formsprache, die aktuelle Lesegewohnheiten

mit klassischen Gestaltungsprinzipien verknüpft, und der Christoph Merian Verlag trug in bewährt hoher Qualität die gesamte Organisation der Buchproduktion.

Ihnen allen möchten wir für die gute Zusammenarbeit und die schönen Erfahrungen, die wir im Rahmen des Projekts Stadt.Geschichte.Basel machen durften, sehr herzlich danken.

*Im Namen des Stiftungsrats*

*Regina Wecker*

*Im Namen der Herausgeberschaft*

*Susanna Burghartz, Martin Lengwiler*

*Im Namen der Projektleitung*

*Patrick Kury*

# Einleitung: 1760–1859, eine ungewohnte Periodisierung

André Salvisberg

Mit Band 5 der Stadt.Geschichte.Basel beginnt die Darstellung der neueren und neuesten Geschichte, der gleich viel Platz eingeräumt wird wie der älteren. Die Geschichtswissenschaft lässt die neuere Geschichte gewöhnlich mit dem Zeitalter der bürgerlichen Revolutionen einsetzen, meist mit der Französischen Revolution, die das ›lange 19. Jahrhundert‹ bis zum Ersten Weltkrieg eröffnet. Diese Periodisierung orientiert sich an Makroereignissen der europäischen Geschichte. Ortsbezogene Vorgänge, allen voran die Kantonstrennung 1832/33 und deren bis heute sichtbare Auswirkungen auf die Stadt Basel, geben aber Anlass zu einer davon abweichenden, ungewohnten Periodisierung. Band 5 setzt nicht die übliche Zäsur von 1789, den tiefen Einschnitt am Ende des Ancien Régime, auch nicht mit der zeitlichen Retusche der Basler Revolution von 1798; er will einen Übergang darstellen.

Band 5 befasst sich mit der Zeit zwischen 1760 und 1859. Er geht dabei von Reinhart Kosellecks geschichtswissenschaftlichem Konzept der ›Sattelzeit‹ aus. In dieser Bezeichnung steckt das Bild einer weit ausladenden Passage, über die hinweg eine Bewegung stattfindet. Das Konzept fokussiert auf allmähliche, vielfältige Veränderungsprozesse, die sich zwischen der Mitte des 18. und der des 19. Jahrhunderts abgespielt haben.<sup>1</sup> Kosellecks Konzept zufolge verlieren oder wandeln politische und gesellschaftliche Begriffe wie ›Staat‹ oder ›Familie‹ ihre Bedeutung, weitere wie ›Liberalismus‹ oder ›Klasse‹ kommen auf dem Weg von der Ständegesellschaft zur bürgerlichen Moderne hinzu. Altes konkurriert mit Neuem oder weicht diesem, die Anfänge unterscheiden sich stark vom Ende. Die Sattelzeit ist mehr ein Übergang als eine in sich geschlossene Epoche. Die anderen Erscheinungen dieser Zeit wie die Industrialisierung finden im engen Austausch damit statt und gestalten die moderne Welt mit.

Der ›Sattelzeit-Band‹ 5 soll sichtbar machen, wie die gesellschaftlichen und politischen, wissenschaftlichen und religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Prozesse für die Jahre 1760 bis 1859 sich kreuzen und in unterschiedlichem Tempo verlaufen. Dies stets mit dem Blick auf die städtischen Lebenswelten, die von der Gemengelage von Gleichzeitigem und Ungleichzeitigem, von Bruch und Weiterführung geprägt sind. Eine klare Trennung in ein Basel vor und eines nach der

Französischen Revolution findet im Zeitraum 1760 bis 1859 nicht statt. Eine Binnentrennung von Band 5 in Frühe Neuzeit und Neuere Geschichte erübrigt sich damit auch. Hingegen erhalten – ähnlich dem Spätantike-Konzept – die Aspekte des Übergangs verstärkte Aufmerksamkeit.

Die Wahl der Jahre 1760 und 1859 als Eckdaten der Basler Sattelzeit markiert einerseits das Ungefähre und andererseits das Genaue einer Periodisierung. Die runde Zahl <1760> ist mehr Annäherung als Datum. Ein bis zwei Generationen vor der Französischen Revolution von 1789 und der Basler Revolution von 1798 findet die Aufklärung in Basel ein breiteres Publikum. Ihre Ideen tragen entscheidend dazu bei, die Begriffswelt von Gesellschaft und Politik zu erneuern. Langfristig resultiert daraus die Vorstellung eines modernen Gemeinwesens. Den genauen Schlusspunkt des Bandes bildet der Beschluss von 1859, die Stadtmauer abzubauen. Die Entfestigung – nach der Kantonstrennung noch ein Tabu der Basler Politik – ist im Vergleich mit den anderen grossen Städten der Schweiz stark verzögert. Das macht sie umso bedeutender. Erst sie verschafft der weiteren Entwicklung und dem Wachstum von Industrie und Bevölkerung den dringend benötigten Platz. Durch 1859 erhält 1760 ein zusätzliches Gewicht. Nach einem jahrzehntelangen Einbürgerungsstopp werden um 1760 wieder Einbürgerungen vorgeschlagen, jedoch ohne dauerhaften Erfolg. Das Jahrhundert danach kann auch aus der Perspektive von Basler Offenheit und Verslossenheit betrachtet werden.

Für Band 5 stellt sich am Ende des darin behandelten Zeitraums die Frage, aus welchen und aus wessen Perspektiven Basel schon als künftige Grossstadt erkennbar wird (zum Beispiel sozial mobil, politisch partizipativ, gesellschaftlich anonym) oder ob in einer weiterhin kleinstädtischen Gesellschaft nur das Potenzial dazu vorhanden ist. Welche Merkmale einer modernen und einer frühmodernen Stadt finden sich? Wie viele Basel – verstanden als Stadt mit einer Vielfalt an Gesellschaften, Kulturen oder Verhaltensweisen – gibt es um 1859? Parallel dazu sollen auch bandübergreifende Forschungsperspektiven in die Texte einfließen. Es sind dies die Multi-Akteur-Sicht mit Netzwerken, die aufeinander reagieren, und die Verflechtung mit der Aussenwelt, das Verhältnis von Mensch und Natur, Kontinuitäten und Diskontinuitäten sowie das koloniale Basel. Um inhaltliche Doppelungen mit dem vorhergehenden Band 4 (der bis 1790 reicht) und mit dem nachfolgenden Band 6 (der in den 1850er-Jahren einsetzt) zu vermeiden, sind auch Schnittstellen berücksichtigt. So ist die Eisenbahn in Basel seit dem Ende der 1830er-Jahre ein Thema und fährt Basel ab 1844 an. Sie wird hier dargestellt, wo sie für das allgemeine Verständnis von Belang ist. Band 6 nimmt sich des Themas ausführlicher an.

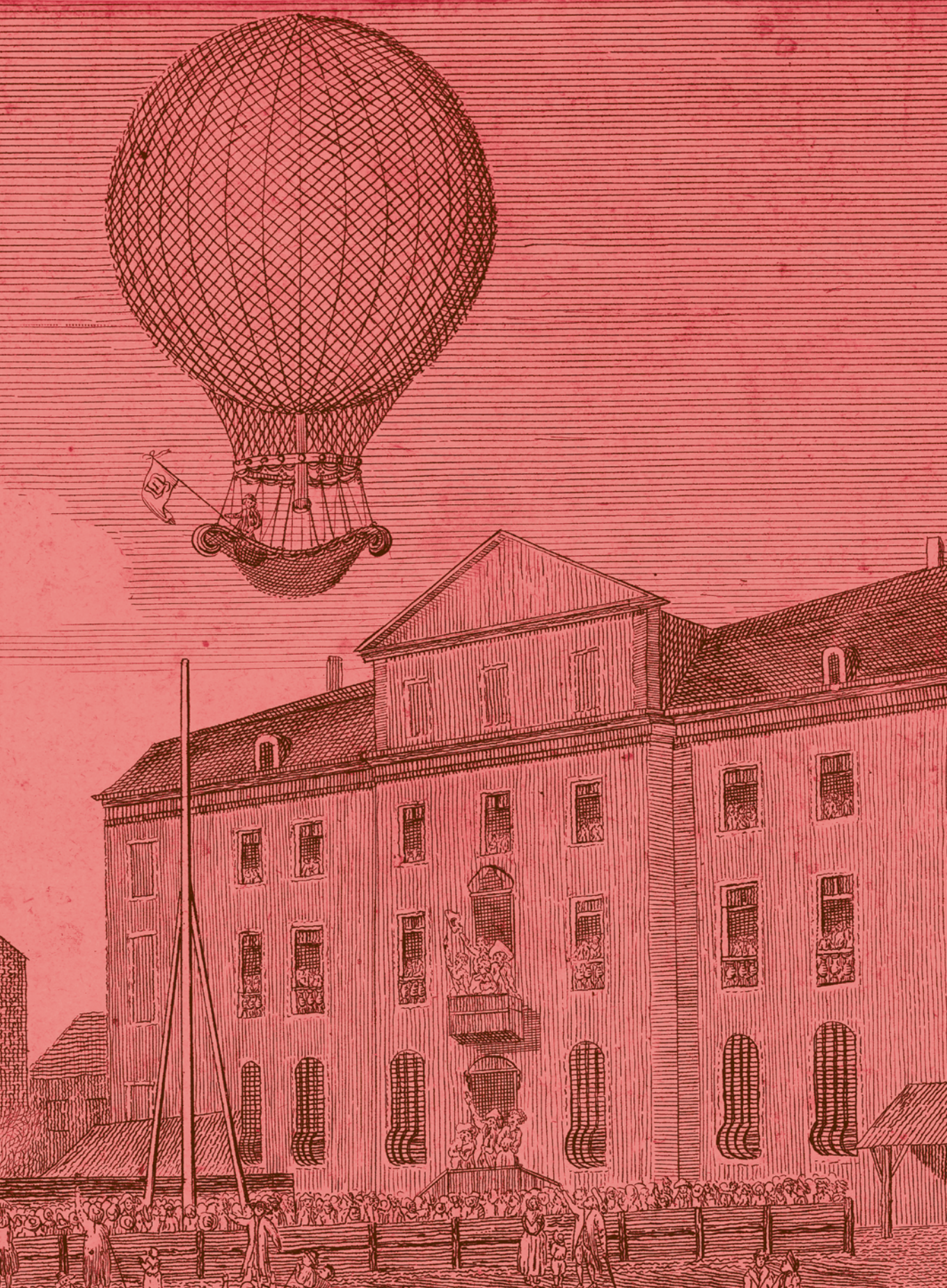
Band 5 wurde von mehr als einem Dutzend Personen geschrieben. Alle Texte, die auf die allgemeinen ‹Zeitraumporträts› 1760–1817, 1817–1840 und 1840–1859 folgen, stammen aus spezialisierter Hand, von Historikerinnen und Historikern, die sich schon zuvor zum Thema forschend und publizierend ausgewiesen haben. Eine solche Arbeitsteilung mit vielen verschiedenen ‹Federn› bedingt ein hohes Mass an Koordination und Zusammenführung. Gleichwohl wurden die Einzelbeiträge nicht so weit bearbeitet, dass ihre Verfasserinnen und Verfasser dahinter verschwinden. Der Gefahr, eine Aufsatzsammlung abzuliefern, begegnet der Band mit Regelmässigkeit, Schwerpunktsetzung und einem Leitmotiv bei den drei erwähnten Zeiträumen 1760–1817, 1817–1840, 1840–1859. Diese drei Kapitel haben einen allgemeinen, nicht zuletzt ereignisgeschichtlich geprägten Inhalt. Sie entlasten die anderen Texte von wiederkehrenden Erklärungen und von Gerüst- und Hintergrundwissen, die in einem Überblick besser aufgehoben sind. Dahinter beziehungsweise dazwischen finden sich die Kapitel, deren Texte thematische Schwerpunkte vertieft behandeln: beispielsweise das Krisenvermögen in Krieg und Epidemie oder die Handels- und Produktionsverflechtungen vor Ort und weitab. Sie folgen jeweils auf den Zeitraum, für den sie besonders relevant sind, greifen aber wo nötig über diesen hinaus. Zusammengehalten werden die drei Zeiträume und damit der ganze Band von zeittypischen Lebensbildern der Stadt mit Stadtmauer und Toren, in denen auch die Inhalte der einzelnen Kapitel anklingen. Die Stadtmauer und ihre Tore bekommen so einen Wiedererkennungswert. Band 5, das Basel der Jahre 1760 bis 1859, beginnt mit der Stadtmauer, endet mit ihr und behält sie auch dazwischen im Blick.<sup>2</sup>

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Koselleck 1972, S. XXIII–XXIV.

<sup>2</sup> Redigierter Auszug aus: Salvisberg 2022.





André Salvisberg, Walter Hochreiter

# 1760–1817

Die Geschichte Basels in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Französischen Revolution gilt als auffallend ereignislos. Zugespitzt gesagt, man gewinnt den Eindruck von lauter Zuständen und keinem Geschehen. Die Zeit ab 1789 mit dem Ende des Ancien Régime bis zum Untergang der napoleonischen Ordnung ist demgegenüber stark von Krieg, Krise und Brüchen geprägt. Doch am Ende schafft die europäische Diplomatie eine neue Ordnung mit nationalen Grenzen, die im heutigen Dreiland immer noch gültig sind. Eine eigene Sicht auf das, was die Stadt in der Zeit vor 1789 bewegt, bietet sich, wenn man den Fokus von Ereignissen auf Akte der Kommunikation verlegt. Wichtig sind hier – nicht zuletzt geschlechtergeschichtlich von Bedeutung – die sozialen Treffpunkte: Familie, Strasse, Wirts- und Kaffeehäuser, Zünfte, Salons, weiter dann die später entstandenen, reformerisch orientierten Sozietäten.

# An der Mauer

André Salvisberg

Die Marktfrauen stehen bereit und wissen, was kommt. Eine kleine Türe in der Stadtmauer geht auf. Ein Soldat tritt heraus, schaut sich in der Morgendämmerung um und erkennt die gewohnten Gesichter: Händlerinnen aus den zollfreien Dörfern mit ihren gefüllten Karren und Körben für die hungrige Stadt, Fuhrwerke von weiter oder ganz weit her. Sie warten darauf, durchs Spalentor eingelassen zu werden. Im Tagesverlauf wird das Bild bunter werden. Später kommen und gehen Reisende in Postkutschen, Bauerntöchter und -söhne, die fast noch Kinder sind und Arbeit suchen, Wagenladungen mit Fisch oder Bettwaren, fliegende Händler, Krämerinnen, Familien mit einem Gemüsegarten im Stadtgraben. Jetzt aber gibt der Soldat ein Zeichen. Das Stadttor öffnet sich, Basel erwacht.<sup>1</sup> Die paar Harzpfannen der Stadtbeleuchtung sind ausgebrannt, die Menschen sind aus den Betten, das Klein- und Grossvieh macht sich in den zahllosen Hausställen bemerkbar. Durchs offene Tor dringt ein Stoss kühler Luft, der in den beengten Verhältnissen unmittelbar hinter den Stadtmauern besonders willkommen ist. Türen und Fenster werden aufgerissen, der Muff von Vortag und letzter Nacht soll raus. Inzwischen hat die Arbeit am Tor begonnen. Papiere werden geprüft, der Torzoll wird verlangt. Eine detaillierte, gedruckte Zollordnung von 1765 legt fest, wer wie viel wofür zu zahlen oder nicht zu zahlen hat.<sup>2</sup> Basel orientiert sich dabei nicht ins eigene Hinterland. Zollfrei sind Waren aus zwei Dutzend Sundgauer, aber nur zwei Baselbieter Dörfern, Münchenstein und Muttenz. Juden zahlen als Einzige ein Kopfgeld und werden nur tagsüber in der Stadt geduldet.<sup>3</sup> Vermeintliches Bettelvolk wird gleich arretiert, zuweilen verprügelt, und an die Kantonsgrenze geschafft. Die Bauernkinder werden vielleicht dauerhaft Arbeit finden und in der Stadt bleiben, aber niemals werden aus ihnen Basler, das Bürgerrecht ist exklusiv. Die Stadt bleibt unter sich; so ist es seit Menschengedenken, sicher seit den Unruhen von 1691. Basel in den letzten paar Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, das sind lauter Zustände und kein Geschehen, möchte man später meinen.

Diese Annahme zeugt von verzerrter Wahrnehmung und hat blinde Flecken. Sie entspringt dem scharfen Kontrast zu den folgenden Jahren, die – beginnend mit der Französischen Revolution 1789, kulminierend in der Helvetik 1798 bis 1803, retardierend in der Mediation 1803 bis 1815 – so vieles so viel anders machten. Wenn grosse Ereignisse der einzige Massstab sind, herrscht vorher tatsächlich



**1 Stadtbefestigung mit Graben beim «Fröschenbollwerk», im Hintergrund das Spalentor.**

**Foto: Foto Wolf, um 1865.** — Die spätmittelalterliche Befestigung Basels bestand im Wesentlichen aus Stadtmauer (Mitte) mit Mauergraben und davor liegender Kontermauer (unten), Mauerturm (links) und Stadttor (im Hintergrund hier das Spalentor). Massive, runde Steinbollwerke kamen ab Mitte des 17. Jahrhun-

derts dazu und boten Platz für Kanonen. Das hier teilweise sichtbare Fröschenbollwerk (rechts) befand sich in Sichtweite des Spalentors und hatte eine Rampe, auf der die Artillerie hochgezogen werden konnte. Das Foto muss Mitte der 1860er-Jahre aufgenommen worden sein. Der Graben ist bereits weitgehend aufgefüllt, die Kontermauer teilweise abgetragen.

Langeweile. Diese Ereignisse kommen aber nicht aus dem Nichts. Wer auch immer nach 1789 vom Kleinen ins Grosse agiert, wer inspiriert, war bereits da, wuchs hier auf, nahm wahr, was bewegte, und gab weiter. Die so statisch wirkende Stadt ist voll von Männern und Frauen, die für Bewegung sorgen und sorgen werden – daheim und am Arbeitsplatz, in den Läden und Werkstätten, in den Kontoren, in

Wirts- und Kaffeehäusern, auf den Zünften, in den Salons, draussen auf der Strasse und unter den Stadttoren. Vor den Toren ist es nicht anders. Das Basler Umland ist ein Vielland. Geradezu fantastisch changierend mit vormodernen Staaten und beinahe noch mittelalterlichen Gebilden wie der Eidgenossenschaft, dem selbstständigen Mülhausen, dem Fürstbistum Basel, dem württembergischen Mömpelgard, Vorderösterreich, der französischen Monarchie. Aus dem Vielland wird in zwei Jahrzehnten ein Dreiland, militärisch erzwungen, machtpolitisch klarer, präsenter, mit Frankreich, der Eidgenossenschaft und dem Grossherzogtum Baden. Das bringt eine neue Härte ins Verständnis von Grenzen und Territorien.<sup>4</sup>

Die vielen Brüche ab 1789 schaffen neue Verbindungen. Basel ist auf vielfältige Weise darin verstrickt. Die Stadt ist eine Drehscheibe für materielle und immaterielle, geschmuggelte und notverkaufte Güter aus den Kriegsgebieten. In den Handelskontoren, wo der Blick weit in die Welt hinaus geht, weiss man seit jeher um den Wert von Waren und Menschen. Informationen und Raubkunst werden gehandelt, Diplomaten und Spione quartieren sich ein, die europaweite Verschiebung der napoleonischen Massenheere geht auch durch Basel, eine Epidemie wird eingeschleppt. Zum Stresstest der Stadt gehört schliesslich, 1816 und 1817, eine Hungersnot. In das so wichtige religiöse, zunehmend pietistisch beeinflusste Leben kommt deutliche Bewegung durch die Katholiken des Birsecks; und die Etablierung der Basler Mission sowie die Massenaufläufe bei den Endzeitpredigten der Baronin von Krüdener sind Signale des gesteigerten individuellen Anspruchs auf religiöse Erfahrung und Praxis.

Dennoch kann am Anfang wie am Ende dieses Zeitraums von fast sechzig Jahren beinahe dasselbe Bild vom Toreingang gezeichnet werden. Die Juden müssen kein Kopfgeld mehr zahlen, wenn sie eingelassen werden, aber die Abkapselung der Stadt ist wieder da. Die zweite Hälfte der knapp sechzig Jahre zwischen 1760 und 1817 ist auch ein Scheitern der Kräfte, die demokratische Ideale entwickeln, ihren Handlungsspielraum erweitern und doch wieder verlieren. Den Erfolgen einer aufgeklärt-reformerisch bis revolutionär eingestellten Interessengruppe stehen zunehmend ernüchternde Erfahrungen und eine konservative Gegenbewegung gegenüber. Nicht zuletzt fehlt es immer am Interesse, den Austausch mit der eigenen Landschaft gleichberechtigt zu gestalten. Eine Orientierung der Stadt auf das Baselbiet hin wird es kaum geben. Die ehemalige Zollordnung am Tor wirkt nachträglich wie ein böses Vorzeichen.

# Am Rand der Schweiz, bedrängt in Europa

André Salvisberg, Walter Hochreiter

In den Jahren um 1760 kam es zu einer Debatte über Basel und seine Bevölkerung. Die Stadt war nach aussen geschützt durch zwei Mauerzüge um Gross- und Kleinbasel, sieben Tore, zehn Bollwerke und dutzende Türme. Und doch wandte sich 1757 das ‹Ladenamt›, vornehmlich zuständig für die innere Sicherheit, beunruhigt an die Regierung. Dies, weil in Basel immer mehr Fremde sich aufhielten und arbeiteten: Ursache sei ohne Zweifel die ‹Zunam der Fabriques und Manufacturen allhier›, was der Stadt aber auch grössten ökonomischen Nutzen brächte, so das Ladenamt.<sup>5</sup> Zur selben Zeit befasste sich der Basler Aufklärer Isak Iselin ebenfalls mit der städtischen Bevölkerung. Mehr Baslerinnen und Basler starben, als geboren wurden. Iselin riet dazu, das Bürgerrecht wieder auch an Zugezogene zu verleihen. Das war seit Beginn des Jahrhunderts nicht mehr geschehen. Iselins Idee fand politische Unterstützung, doch nicht dauerhaft. Einer sehr zurückhaltenden Öffnung des Bürgerrechts im Jahr 1758 folgte dessen erneute Schliessung fünf Jahre später (vgl. S. 304–309).

## Das brüchige Zusammenleben

Rund 15 000 Menschen lebten in Basel um 1760. Nach dem Zunftaufstand von 1691 hatte die Stadtrepublik keine Unruhen mehr erlebt. Allerdings sah sie andernorts, wie fragil sie eigentlich war. Das 18. Jahrhundert war ein Kontinuum städtischer Revolten in der Eidgenossenschaft.<sup>6</sup> In Solothurn, Genf, Bern und Zürich gab es zwischen 1698 und 1784 acht Aufstände. So klein die Bevölkerungszahlen waren, gab es doch nicht die eine städtische Gesellschaft, sondern eher soziale Räume mit gewaltigen Unterschieden: Patriziat und Zünfte, bürgerliche und unterbürgerliche Schichten, Einheimische und Zugezogene, Männer und Frauen. Das Ladenamt meinte die ‹gemeinen Aufenthalter›, wenn es sich wegen der Fremden sorgte. Diese waren eine Gruppe der Bevölkerung ohne Basler Bürgerrecht. Sie setzte sich aus Tagelöhnern, Mägden oder den Manufakturarbeitern zusammen und prägte die Stadtarmut. Ihr Alltag war erfüllt von der Sorge um Essen, Wohnen, Kleidung.<sup>7</sup> Bei Hungersnöten litten diese Menschen am meisten. Andere Zugezogene lebten und verdienten als Fachkräfte in den Kontoren oder als



**2 «Vue et Perspective de la Ville de Bâle du côté de la petite Ville», Zeichnung von Emanuel Büchel, undatiert.** — Das Bild eröffnet den Blick über Basel im 18. Jahrhundert. Vor dem Rhein ist Kleinbasel zu sehen, dahinter Grossbasel. Nach Kleinbasel hinein führen die Landstrassen von Grenzach, Riehen und Horburg/Klybeck sowie der Gewerbekanal «Riehenteich». Das Basel dieser Zeit blieb noch ein weiteres Jahrhundert deutlich vom Umland getrennt. Vor der Stadtmauer

fanden sich einzelne Gebäude wie Gewerbebetriebe oder Landsitze entlang der Ausfallstrassen. Es gab keine städtischen Quartiere vor der Mauer. Dort begann gleich die landwirtschaftliche Nutzung. Die lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel diente J. M. Weis 1745 als Vorlage für einen Kupferstich, der dann verkauft werden konnte. Dieser Kupferstich enthält zusätzlich eine Legende, welche die dreissig nummerierten Gebäude identifiziert, vom St. Alban-Tor (1) bis Bläsitor (30).

Gelehrte und Künstler deutlich besser. Diese «Hintersassen» hatten einen besseren Rechtsstatus und genossen ein Niederlassungsrecht. Allen Zugezogenen war aber gemeinsam, dass sie keine politischen Rechte hatten. Ihre Leben verliefen nach den Regeln der Ständegesellschaft des Ancien Régime.

Ancien Régime ist die Bezeichnung für die Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsform Europas vor der Französischen Revolution. Ihr Kern war der «Stand» eines Menschen. In den Stand wurde man geboren oder aufgenommen, und aus ihm leiteten sich unterschiedliche Rechte und Möglichkeiten ab. In den dreizehn Orten der republikanischen Schweiz fehlten zwar Adel und Klerus, die in den Monarchien dominierten. Aber die ständische Unterteilung war deutlich. In Basel hing alles am Bürgerrecht. Die Hälfte der Bevölkerung besass es. Zwar war auch



**3 «Herrn Blanchards 30<sup>te</sup> Luftfahrt in Basel», anonyme Radierung, 1788.** — Den französischen Brüdern Montgolfier war 1783 der erste bemannte Ballonaufstieg gelungen. Dabei handelte es sich noch um einen Heissluftballon. Jean-Pierre Blanchard tourte bereits ab 1785 mit einem Wasserstoffballon durch Europa und

vermittelte die neue Technik als eine Mischung aus Schaustellerei und Naturwissenschaft. Am 5. Mai 1788 stieg er im Markgräflerhof auf. Es war der erste Flug eines Menschen in Basel, jedoch war das Interesse, gegen Bezahlung mitaufzusteigen, gering.

innerhalb der Bürgerschaft die soziale Spanne weit: Weder die vielen Familien des Kleingewerbes noch die einfachen Staatsbediensteten und ihre Angehörigen waren per se vor einem kärglichen Leben gefeit. Doch nur, wer das Bürgerrecht hatte, war im Stand der persönlichen Freiheit mit allen ihren Privilegien: Befreiung von direkten Steuern, Unterstützung in Notlagen und für den Mann Zunftrecht sowie Wahlrecht – und die Erwartung, eines der vielen kleinen oder grösseren Ämter zu erhalten, die typisch für die Stadt im Unterschied zum Dorf waren. Dort war die unterste Ebene der ständischen Gesellschaft erreicht. Auf dem Land lebte das leibeigene Volk, über das die städtische Bürgerschaft herrschte. Mit bürgerlichen

Vorrechten ausgestattet durften ihre Angehörigen damit rechnen, irgendwie ein Einkommen und eher als andere einen Platz im Leben zu finden. Dieses Wissen war für einen grossen Teil der Bürgerschaft eine Klammer über die sozialen Bruchlinien hinweg.

Wie die Menschen waren die Zünfte, denen die Basler Bürger angehörten, nicht gleich. Die untereinander verwandten Unternehmer und Kaufleute der «Herrenzünfte» waren vermöglicher als die Handwerker und erhielten die wichtigeren Staatsämter. Familiäre Verbindungen, Einfluss und Reichtum waren enorm wichtig. Es gab kein Wahlvolk, denn die Gremien bestimmten ihre Mitglieder selbst oder delegierten sich gegenseitig in die wichtigen Ämter. Die Basler Politik hatte ihre Keimzellen in den Zunftvorständen, die sich grösstenteils selbst erneuerten. Ihr Dreh- und Angelpunkt war aber der regierungsähnliche «Kleine Rat». Der Kleine Rat war kein gewähltes Gremium, sondern eine Delegation. Er bestand aus je zwei Mitgliedern aller Zunftvorstände, dem «Zunftmeister» und dem «Ratsherrn der Zunft», wobei der Ratsherr wiederum die Interessen des Grossen Rats in der Zunft vertrat. Auch in den parlamentsähnlichen «Grossen Rat» wurde niemand gewählt. Er war die Versammlung nicht nur zweier, sondern aller Mitglieder der Zunftvorstände. Dazu kamen Vertreter aus Kleinbasel und der Gerichte. Die Aufgabe des Grossen Rats war die Billigung wesentlicher Vorlagen und die Wahl in wichtige Ämter von Staat und Kirche. Er bestimmte die Bürgermeister und Oberstzunftmeister, welche die Sitzungen der Räte leiteten und die Beamten kontrollierten. Die Zuständigkeiten der politischen Organe stützten sich auf Ratserlasse ohne saubere Schnittstellen. Die Vermischung der drei Staatsgewalten gab dem Regieren einen erheblichen Spielraum gegenüber der Gesetzgebung und der Rechtsprechung.

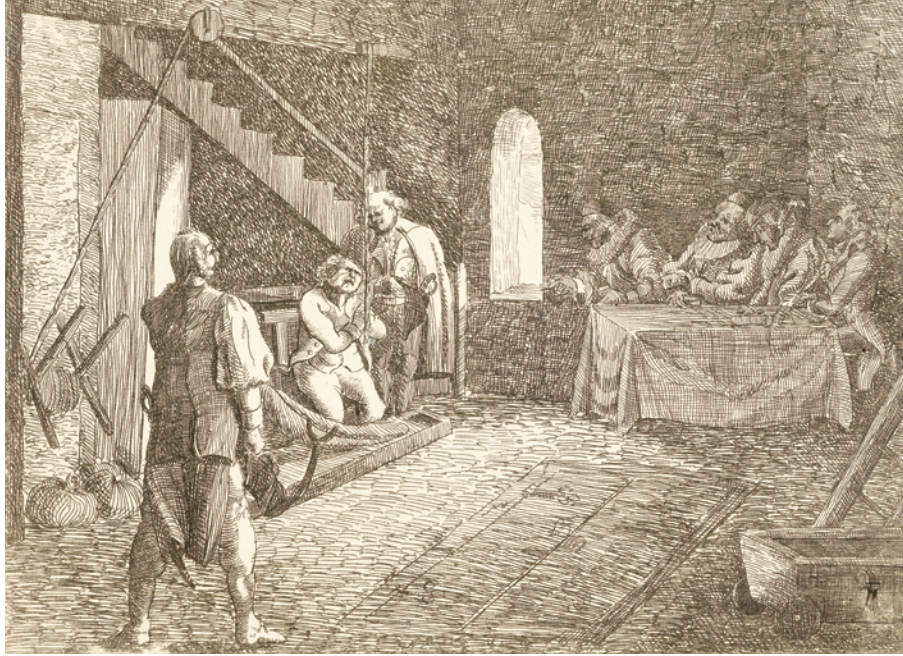
Nicht die Presse, die erst im 19. Jahrhundert an Bedeutung gewann, war die «vierte Gewalt», sondern die Religion. Sie war hochpolitisch und griff tief ins Alltagsleben ein. In Basel war seit der Reformation des 16. Jahrhunderts nur der protestantische Glaube anerkannt, er fand in der Staatskirche statt. Sittengerichte, Verordnungen und die Zensur bekämpften Abweichungen vom Glauben. Staat und Staatskirche verlangten ein «Stillsitzen» der Menschen und versprachen dafür ein friedliches Miteinander. Doch die Akzeptanz des staatlichen Christentums mit seinen erstarrten Glaubensbezeugungen schwand. Im Pietismus fanden Laien und Geistliche, Mittellose und Vermögende, Männer und Frauen zusammen. Ihr Verständnis von Christentum suchte das persönliche Erweckungserlebnis. Während der zweiten Jahrhunderthälfte etablierte sich der Pietismus in grösseren Vereinigungen wie der «Deutschen Christentumsgesellschaft» von 1779, privaten Zirkeln



**4 Der Streit um den «Vogel Gryff»-Umzug, Gemälde von Joseph Esperlin, um 1756.** — August Johann Buxtorf, Pfarrer der Theodorskirche, griff 1754 den traditionellen «Vogel Gryff»-Umzug der Kleinbasler Ehrengesellschaften an. Es kam zu einer Polemik für und wider den Brauch. Die imaginierte Szene zeigt einen dramatischen Augenblick: Der «Leu» – eines der drei Zeichen der Ehrengesellschaften – packt Buxtorf,

um ihn in den Brunnen zu werfen. Auch der heilige Theodor greift ins Geschehen ein. Dadurch blitzt eine katholische Bilderwelt im reformierten Basel des 18. Jahrhunderts auf. Heilige sind gemäss protestantischem Glaubensverständnis bloss Vorbilder und agieren nicht selbst, ganz im Gegensatz zu ihren katholischen Pendanten. Der Katholik Esperlin arbeitete als Porträtist in Basel.

und Familien. In den pietistischen und den an sich reformorientierten Familien zeigten sich zuerst die Ansätze einer neuen Bürgerlichkeit. Nicht zuletzt in Tagebüchern und Briefen wurden die Spielregeln des Zusammenlebens im Privaten und in der Öffentlichkeit eingeübt und reflektiert. Schriftkultur und Gefühlsleben erhielten eine zentrale Rolle in der Entwicklung des bürgerlichen Selbstverständnisses (vgl. S. 46–69). Der Pietismus zeigte sich flexibel und verwarf nicht das vorgeschriebene kirchliche Leben. So öffnete sich pietistischer Religiosität ein Weg in die Staatskirche. Bekundungen innerlicher Frömmigkeit nahmen in ihr zunehmend Raum ein. Katholische Gläubige waren seit der Reformation eine Minderheit, und sie durften ihren Glauben nicht öffentlich zeigen. Katholische Gottesdienste konnten erst 1734 mit dem kaiserlichen Gesandten nach Basel zurückkehren, als dieser Messen in seiner privaten Kapelle abhalten liess. Zu den



**5** ‹Vorstellung des Meisters auf der Bärenhaut›, Radierung von Lukas Vischer, 1796. — Die Radierung zeigt ein Verhör in einem Raum des St. Alban-Schwibbogens (‹Bärenhaut› genannt), dem Torbogen der innerstädtischen Mauer zwischen St. Alban-Vorstadt und Rittergasse. Eine ‹Vorstellung des Meisters› bezeich-

net die erste Stufe der Befragung unter Folter. Dem Verdächtigten werden Foltermeister und Folterinstrumente gezeigt, um ein Geständnis aus Angst zu erzwingen. In Basel galten noch bis ins 19. Jahrhundert hinein die mittelalterlichen Strafgesetze inklusive Folteranwendung als Mittel der Rechtsfindung.

Messen versammelten sich so viele Leute, dass sie bis auf die Strasse hinaus anstanden und es zu Konflikten mit reformierten Gläubigen kam.<sup>8</sup> Eine katholische Gemeinde mit einer ordentlichen Kirche wurde aber erst mit der Revolution von 1798 möglich (vgl. S. 238–259).

Im internationalen Vergleich spät, nach Mitte des 18. Jahrhunderts, kam es zu ersten aufklärerischen Zusammenschlüssen in Basel. Auch für diese spielte das Christentum eine wichtige Rolle, doch wurden den religiösen Maximen weltliche an die Seite gestellt. Die eigene Vernunft sollte alle Bereiche des Lebens reformieren, soziale Unterschiede und Konfessionen sollten die Menschen nicht trennen. Insbesondere Naturrechte, gemeint waren für jeden Menschen gleiche Rechte, wurden diskutiert. Diese stellten die ständische Ordnung und deren rigide Machtmittel grundsätzlich infrage. Auch hier schaltete sich Isaak Iselin massgeblich ein. Vor allem dank ihm fand Basel Anschluss an anderswo bestehende Netzwerke, er gründete reformorientierte Gesellschaften oder ‹Sozietäten›. Die wichtigste

Reformgesellschaft war die ‹Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen› von 1777. Diese legte ein Schwergewicht ihrer Tätigkeit auf die allgemeine Armenversorgung, wo die staatlichen Mängel besonders augenfällig waren. Der Personenkreis um Iselin war auch nach dessen Tod aktiv, und immer mehr ins Zentrum rückte Peter Ochs. Ochs war der wichtigste Basler Aufklärer nach Iselin, was später von seiner politischen Tätigkeit vor und während der Revolution von 1798 überlagert wurde (vgl. S. 100–106). Sozietäten boten Raum für Dialoge, die in den Räten, der Staatskirche oder der provinziell gewordenen Universität nicht

**In der Salonkultur  
öffnete sich  
eine Gegenwelt**

möglich waren. Sie zogen die Angehörigen einer jüngeren Generation der Oberschicht an, die gereist waren und erfahren hatten, welche Reformgedanken europaweit diskutiert wurden. Zwischen pietistischen und aufklärerischen Kreisen gab es infolge ihrer Reformwilligkeit viele Überschneidungen und Ähnlichkeiten.

Dazu gehörten die formlosen, geschlechtergemischten Zusammenkünfte. In Konzerten und in der privaten Salonkultur öffnete sich eine Gegenwelt zu den traditionellen ‹Stuben› des Zunft- und Patriziatmilieus, die nur Männern zugänglich waren.<sup>9</sup> Ein Beispiel war der literarische Salon der Salome Geymüller, wo der junge Isaak Iselin verkehrte. Die Basler Sozietäten blieben auf die Stadt fokussiert. Es fehlte an Aufmerksamkeit für die eigene Landbevölkerung, ähnlich wie das Baselbiet für die städtische Grundversorgung als nachrangig galt, da diese vom Elsass abhing. Ein wirksamerer Kanal des Stadt-Land-Austauschs war das Militär, wo die ‹Militärische Gesellschaft› von 1760 die Verbreitung von Reformideen förderte. In der Revolution von 1798 spielten höhere Unteroffiziere der landschaftlichen Artillerie eine auffällige Rolle.<sup>10</sup>

Trotz der internationalen Verbindungen von Pietismus und Aufklärung war die Stadtrepublik in erster Linie durch Handel, Bankgeschäfte und Industrie nach aussen vernetzt. Das für Basel so gewichtige Wirtschaftsgeschehen verlief in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa äusserst krisenhaft. Die Konjunkturzyklen waren stark ausgeprägt, Schutzzölle wurden eingeführt. Noch gravierender war die technologische Revolution. Mit der 1779 in England erfundenen Spinnmaschine setzte die industrialisierte Textilproduktion ein, mit Fabriken als Arbeitsorten, maschineller Herstellung und zentraler mechanischer Antriebskraft. Darunter litt vor allem die bereits geschwächte schweizerische Baumwollindustrie. Seidenartikel – die ja in Basel dominierten – waren weniger betroffen. Import und Export wurden auch von politischen Ereignissen beeinträchtigt, so vom Siebenjährigen Krieg der europäischen Grossmächte 1756 bis 1763 und vom Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zwischen 1775 und 1783. Immerhin schien das politische

## Die Basler Klimareihe

Am Morgen des 1. Januars des Jahres 1755 um sieben Uhr Ortszeit lag die Temperatur in der Stadt Basel knapp unter dem Gefrierpunkt. Der Himmel war dunkel und bewölkt. In den folgenden fünf Tagen sank die Temperatur um mehr als 10 Grad. Auf der Wasseroberfläche des Rheins bildete sich ein wenig Eis. Der Luftdruck blieb stabil. Ab dem 10. Januar stieg die Temperatur wieder an. Diese Informationen stammen aus der Basler Klimareihe, die heute als eine der ältesten durchgehenden Serien von Klimadaten weltweit gilt. Am 1. Januar 1755 begann Friedrich Zwinger, Professor für theoretische Medizin an der Universität Basel und Leibarzt des Markgrafen von Baden-Durlach, täglich die Wetterphänomene aufzuschreiben. Im Juni des gleichen Jahres übernahm Johann

Jakob d'Annone, der Jurist und spätere Universitätsprofessor, diese Arbeit und hielt die Wetterdaten täglich bis zu seinem Tod 1804 fest. Er tat dies wie viele Forscher jener Zeit aus eigener Initiative, unabhängig von der Universität. Nach einem Unterbruch führte 1826 Peter Merian diese Messreihe weiter.<sup>11</sup> 1864 nahm die Eidgenossenschaft ein gesamtschweizerisches Verbundsystem von Beobachtungsstationen in Betrieb. Seit 1880 leitet die Meteorologische Zentralanstalt, das heutige Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie, die Klimabeobachtungen in der Schweiz. Dank der Initiative Zwingers und dem unermüdlichen Engagement d'Annones verfügt Basel heute über eine der am weitesten zurückreichenden, fast durchgängigen Klimatabellen. **Sabine Braunschweig, Flavio Häner**

OBSERVATIONES METEOROLOGICAE,  
Basileae in offitio F. A. d'Annone  
A. 1755. \*

| Januar. | Alt.                     | Barometr.     | Thermometr.        | Venti.        | Tempestas. |      |   |                          |
|---------|--------------------------|---------------|--------------------|---------------|------------|------|---|--------------------------|
| diei    | mens.                    | merid. vesp.  | mens. merid. vesp. | non observati |            |      |   |                          |
| 1.      | ped. lin. mensur. parif. | 27. 6. 27. 8. | 27. 7.             | 11½           | 10½        | 11½  | — | Caelum obscur. et nubul. |
| 2.      | 27. 7.                   | 27. 7.        | 27. 7.             | 12.           | 11½        | 11½  | — | Idem.                    |
| 3.      | 27. 6.                   | 27. 4½.       | 27. 4.             | 10½.          | 10.        | 13.  | — | Seren.                   |
| 4.      | 27. 5.                   | 27. 4½.       | 27. 5.             | 14½.          | 13.        | 15½. | — | aere nubulof.            |
| 5.      | 27. 6.                   | 27. 6.        | 27. 6.             | 18.           | 16.        | 17½. | — | magis nubul.             |
| 6.      | 27. 8.                   | 27. 8.        | 27. 8.             | 21.           | 18.        | 20.  | — | seren. et glaci. Rhei.   |
| 7.      | 27. 9.                   | 27. 9.        | 27. 9.             | 25.           | 20.        | 21.  | — | seren. et glaci. Rhei.   |
| 8.      | 27. 9.                   | 27. 9.        | 27. 9.             | 22½.          | 19.        | 21.  | — | Idem.                    |

\* Ubi Rheini sup. glaci. fuit.  
\* Observacionum huiusmodi Mensis huiusque proventus huius anni debentur  
1755: Jo. Fr. Zwingeri Celeb. D. JO. FRID. ZWINGERO, MED. D. et Prof. Mar.  
dico. Baden. Ducal. Consil. qui eas pro humanitate sua maxime con-  
municare dignatus est. Reliquas quae sequuntur in istiusmodi  
quae à Viris Celeb. quorum cuilibet haecce in lucem publicam profertur  
Habe. haec mihi deinde adhaec fuit cura; barometrum usum per singulios opti-  
mae notae. Diameter inlen. circuli 1½ lin. parif. Thermometr. vero  
ex Sp. V. quondam neapolitan. C. Micheli à G. H. Biligenti sine adnotato  
Signum o. ubi id in Offic. huiusmodi. occurrit, denotat punctum à quo in Ther-  
mometr. punctum huiusmodi presertim contrahitur gradus caloris ascendendi, frige-  
ri vero gradus descendendi minus sit. Vires indicantur per signum +, per  
- vires per signum —, quibus vero humorum nullum punctum est signum  
à eorum quo proximo precedenti notum intelligitur. Ventes huiusmodi Variabiles  
vel Invariables ex verborum indicio seu pronuntiatione in propria Turri vrbana notatae  
(cum tunc sig. vlt. huiusmodi sp. palaeae notum) in regione vrbis quae ex distans est col-  
locatae. D. H. d'ANNONE. \* in eadem columna

6 Der Anfang der Basler Klimareihe: Meteorologische Beobachtungen durch Johann Jakob d'Annone, vom 1. bis 8. Januar 1755.

Geschehen um Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruhigt. Jura-bogen und Hochrhein zeichneten sich durch stabile Territorien aus. Frankreich hatte seine Expansion an den Rhein weitgehend abgeschlossen, Vorderösterreich im Breisgau und im Fricktal wahrte die habsburgischen Interessen, das rechtsrheinische Gebiet des Deutschen Reichs blieb ein bunter Flickenteppich mit zahlreichen kleineren und grösseren weltlichen und geistlichen Herrschaften. Einzig die Markgrafschaft Baden-Durlach verdoppelte dank eines dynastischen Erbgangs ihr Gebiet, was den Grundstein für ihren langen Aufstieg zum Grossherzogtum Baden legte. Das Fürstbistum Basel blieb bei seinem Doppelcharakter: Ein Reichsstand, dessen südliche Teile durch Schutzverträge als eidgenössisch galten. Eine grundsätzliche Neuerung brachte das französisch-österreichische Bündnis von 1756. Nicht ohne Grund sorgten sich schwächere Staaten, dass sie aufgeteilt und einverleibt werden könnten, wie es Polen 1772 zum ersten Mal widerfuhr. Grenzverschiebungen im Grossmassstab, die sich auch auf Basel auswirkten, folgten tatsächlich. Allerdings nicht nach dem Willen der aufgeklärten Absolutisten in Paris und Wien, sondern als Folge der Französischen Revolution.

### **Revolution und Gewaltpolitik, alte und neue Republiken**

Die Französische Revolution begann als Finanzkrise. König Ludwig XVI. rief eine traditionelle Ständeversammlung von Klerus, Adel und Bürgertum zusammen, um das Steuerwesen neu zu ordnen. Die Debatten drehten sich bald um die grundsätzliche Unzufriedenheit mit dem Ständestaat, sie erfassten die Öffentlichkeit, und inmitten einer Teuerungswelle kam es zum Aufstand der Pariser Bevölkerung. Die Erzählung, dass der König nach dem Sturm der Bastille am 14. Juli 1789 fragte, ob das eine Revolte sei, und zur Antwort bekam, das sei eine Revolution, offenbarte das Geheimnis des späten Ancien Régime: Dass die staatliche Ordnung nun auf und von der Strasse gemacht werden konnte. Die Nachrichten aus Paris erreichten Basel, als sich die revolutionären Unruhen auch im Elsass verbreiteten. Diese griffen zwar nicht über, aber die Schlagworte der Französischen Revolution kamen im politischen Alltag Basels an.<sup>12</sup> Im Herbst 1789 wurde im Grossen Rat der Antrag auf Abschaffung der Leibeigenschaft gestellt. Fast ein Jahr verstrich, bis die Beratungen begannen. Im Dezember 1790 stimmte der Grosse Rat zu. Er liess den Beschluss erst im Mai 1791 veröffentlichen, weil er befürchtete, die Landbevölkerung könne sich zu noch weiterreichenden Forderungen angespornt fühlen. Die Rechtsungleichheit und die Feudallasten wie Zehnten oder Frondienste bestanden weiterhin. Ein Streik von Textilarbeitern



**7 Angriff der kaiserlichen Truppen am Brückenkopf der Festung Hüningen in der Nacht vom 30. November 1797, kolorierte Radierung von J. H. Juillerat, 1797.** — Ende Oktober konnten die kaiserlichen Truppen die französische Invasionsarmee aus Baden und Vorderösterreich bis an den Brückenkopf der Festung Hüningen auf dem rechten Rheinufer zurückdrängen. Der Grossangriff in der Nacht auf

den 1. Dezember 1796 scheiterte, wobei sowohl der österreichische Oberst Nöslinger als auch der französische General Abbatucci getötet wurden. Der Brückenkopf lag unmittelbar an der Basler Grenze bei Kleinhüningen. Basel und die Schweiz gerieten unter massiven Druck Frankreichs, da der Vorwurf fiel, die Angreifer hätten sich den Verteidigungsanlagen über Basler, also neutrales Gebiet nähern können.

im Jahr 1794 hielt sich zwar an die traditionellen Formen des Gesellen- und Arbeiterprotests. Die Furcht vor revolutionären Neigungen der Streikenden kam trotzdem auf.<sup>13</sup> Die Meinungsbildung über die Revolution im Nachbarland schärfte die Weltanschauungen in den reformorientierten Kreisen und führte zur Trennung von Pietismus und Aufklärung. Politisiert wurden beide Reformbewegungen. Auf der einen Seite gewannen die säkularisierenden Züge die Oberhand, auf der anderen das Prinzip des Staatskirchentums.

Im April 1792 erklärte Frankreich Österreich den Krieg, weil es ihm die Unterstützung revolutionsfeindlicher Kreise vorwarf. Andere Staaten des Deut-

schen Reichs und ein Grossteil der übrigen Monarchien Europas verbündeten sich mit Österreich. Der erste «Koalitionskrieg» gegen Frankreich hatte begonnen. Das Fricktal und das Breisgau waren österreichisch, die nördlichen Teile des Fürstbistums Basel mit Birseck und Laufental von Frankreich besetzt. Die Militärs beider Seiten mussten die französische Festung Hüningen in ihre Planungen einbeziehen. Die Gefahr bestand, dass eine der Kriegsparteien über Basler Boden angreifen würde. Eine eidgenössische Truppe kam nach Basel, um die neutrale Grenze zu schützen. Jedoch beschränkten sich die kriegerischen Aktionen bei Basel auf Scharmützel. Über Basel liefen vielmehr Spionage und Propagandaschriften. Eine besondere Lage ergab sich für die Basler Wirtschaft. Sofort nach 1789 traten erhebliche französische Zollerhöhungen in Kraft, und in den 1790ern verhängte die Regierung in Paris ein komplettes Einfuhrverbot für Baumwollwaren. Umgekehrt beteiligte sich Basel an der Wirtschaftssperre gegen das revolutionäre Frankreich. Basler Händler beschuldigte man dennoch, am Zwischenhandel vor allem mit Waffen beteiligt zu sein.<sup>14</sup>

Als Ende Juli 1794 gemässigte Kräfte in Frankreich die Macht übernahmen, nutzte Preussen die Kontakte von Stadtschreiber Peter Ochs nach Paris und begann geheime Verhandlungen. Im April und Juli 1795 schloss Frankreich mit Preussen und Spanien den «Basler Frieden».<sup>15</sup> Der Friedensschluss für ferne Fronten fand bei der Basler Bevölkerung wenig Beachtung. Die Hoffnungen auf einen Gesamtfrieden erfüllten sich nicht, und zum ersten Mal fanden bei Basel eigentliche Kriegszüge statt. Die französische Armee setzte im Sommer 1796 über den Rhein, musste sich aber schon im Herbst bis auf zwei Brückenköpfe bei Kehl und Hüningen zurückziehen. Erbitterte Kämpfe fanden unmittelbar bei Basel statt [7]. Die militärische Entscheidung fiel aber anderswo. General Bonaparte, der herausragende Militär Frankreichs, eroberte Norditalien und rückte weiter vor. Im Oktober 1797 musste Österreich Frieden schliessen. Zum Friedensschluss gehörte, dass Österreich alle linksrheinischen Besitzungen aufgab. Dazu gehörte das Fricktal, das ein französisches Protektorat wurde. Bonaparte reiste zu weiteren Verhandlungen ins Deutsche Reich und nahm den Weg durch die Eidgenossenschaft. Am 24. November 1797 machte er in Basel einen Zwischenhalt und sprach mit der Stadtregierung. Bonapartes Besuch war einschneidend. Peter Ochs, 1796 als Oberstzunftmeister im Regierungskollegium angekommen, hatte die Schlüsselrolle bei den «Patrioten», wie sich die reform- und revolutionsbereiten Gruppen nannten. Sie waren keine Randerscheinung der städtischen Politik mehr und nahmen an Zahl zu. Ochs wurde im Dezember nach Paris gerufen, wo man ihm klarmachte, dass eine französische Invasion samt Revolutionierung der Schweiz



**8** «Feyerliche Pflanzung des Freiheits Baums auf dem Münster Platz zu Basel», kolorierte Radierung von Ludwig Friedrich Kaiser, 1798. — Die rechtliche Gleichstellung aller Bürger des Kantons Basel wurde am 22. Januar 1798 mit einem Staatsakt begangen. Ein Freiheitsbaum wurde aufgestellt, vom Münster wehten Trikoloren in den gemeinsamen Farben Schwarz-Weiss-

Rot der vereinigten Stadt und Landschaft Basel. Der Freiheitsbaum war eines der typischen Symbole der Revolutionszeit ab 1789 und tauchte im Baselbiet drei Jahrzehnte später während der Kantonstrennung wieder auf. Der Freiheitshut aus Metall, ein weiteres Revolutionssymbol, blieb erhalten und kam in die Sammlung des Historischen Museums Basel.

nur noch eine Frage der Zeit war. Die beharrenden Kräfte, als «Aristokraten» bezeichnet, wussten um ihre Schwäche, die Gegenseite sah ein, dass sie sich beeilen musste, wenn sie die Veränderungen noch mitgestalten wollte. Die städtischen und ländlichen Patrioten sprachen sich ab. Die Basler Revolution begann an der Jahreswende mit einem Forderungskatalog der Landschaft, der im Kern die Gleichstellung der Kantonsbevölkerung verlangte. Die städtischen Patrioten machten ebenfalls klar, dass sie grundsätzliche Veränderungen anstrebten und keine Verzögerung mehr hinnahmen. Ab Mitte Januar brachen die Machtstrukturen auf der ganzen Landschaft zusammen. Eine gewaltsame Unterdrückung des Aufstands war illusorisch, Frankreich hätte sofort eingegriffen. Der Grosse Rat konnte nur noch nachvollziehen, was bereits geschehen war. Er beschloss am 22. Januar 1798

das Ende der städtischen Herrschaft über das Land und rief die allgemeine Rechtsgleichheit aus.

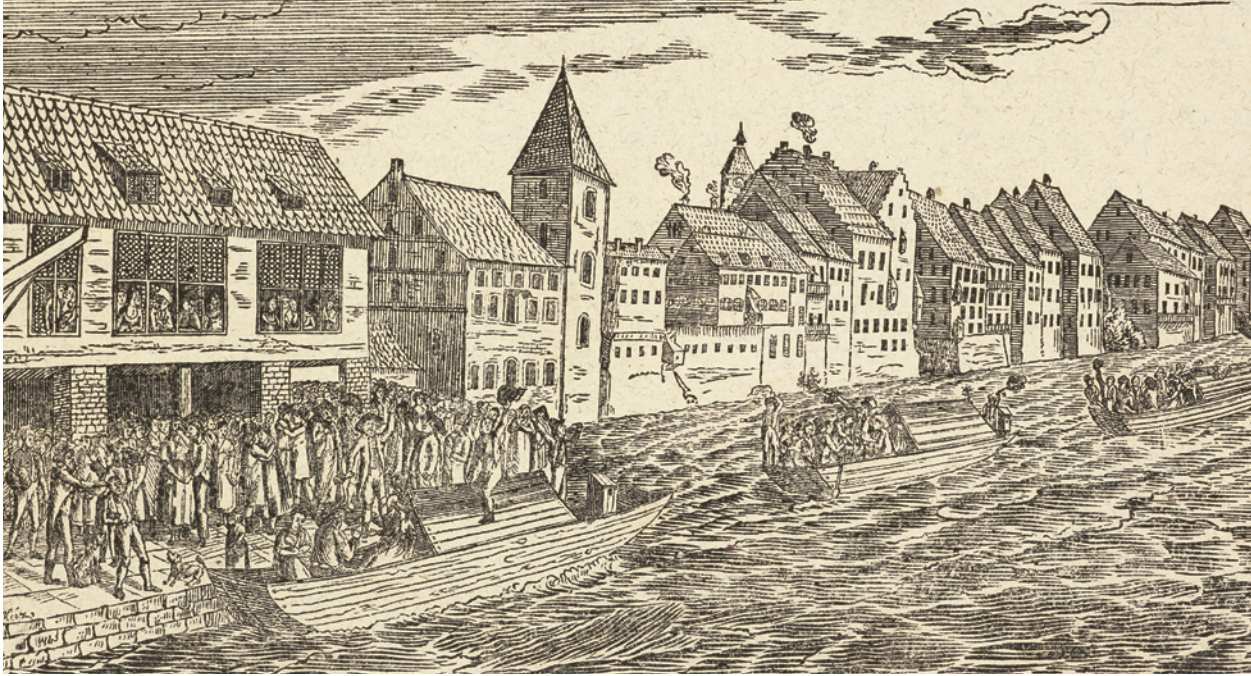
Die Basler Revolution gelang ohne Blutvergiessen. Mit der Gleichstellung der Landschaft war die patriotische Agenda aber noch nicht umgesetzt. Es gab keinen Staat, zu dessen Wesenskern Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit, Volksbildung, nationale Souveränität und demokratische Institutionen gehörten. Im Februar 1798 wählte der ganze Kanton die ‹Nationalversammlung›. Die Nationalversammlung beriet laufende Geschäfte und entwarf eine neue Kantonsverfassung. Sie war das erste Parlament in Basels Geschichte. Die Macht ihrer Mitglieder ging vom Volk aus, die Sitzungen konnten öffentlich verfolgt werden.<sup>16</sup> Anhänger der alten Ordnung und engagierte Revolutionäre sassen darin. Die Revolution griff in der ganzen Schweiz um sich. Frankreich schickte dennoch eine Invasionsarmee, warf allen Widerstand blutig nieder und erzwang die Annahme einer in Paris ausgearbeiteten schweizerischen Verfassung, als deren Autor fälschlicherweise Peter Ochs galt. Die ‹Helvetische Republik› wurde am 12. April 1798 in Aarau ausgerufen. Der lose eidgenössische Staatenbund – Ende des 18. Jahrhunderts ein politisches Museum des Spätmittelalters – wich einem Einheitsstaat. Die bisher souveränen Kantone wurden zu blossen Verwaltungseinheiten. Die Basler Nationalversammlung war zu einer verfassungswidrigen Institution geworden und musste sich auflösen.

Die Helvetische Republik war in vielem eine moderne Demokratie. Ihre Gesetze brachten Rechtsgleichheit, Religionsfreiheit, Niederlassungs- und Gewerbefreiheit. Doch sie war ein französischer Satellitenstaat. Durch ein Militärbündnis an Frankreich gekettet, wurde die Schweiz 1799 zum europäischen Kriegsschauplatz. Die Republik konsolidierte sich nie, es gab nicht weniger als vier Staatsstrieche. Ochs selbst konnte sich nur bis 1799 in der Zentralregierung halten. Der Staat entfremdete sich dem Staatsvolk durch Krieg, wirtschaftliche Not, Beibehaltung der Feudallasten zur Finanzierung der Staatsausgaben und endlose Partiekämpfe. In Basel kam es zu mehreren Revolten in der Stadt und auf dem Land, gegen die das Militär vorging. Im Juli 1802 anerkannte Frankreich die Forderungen des Auslands, die Neutralität der Schweiz wiederherzustellen. Die französischen Truppen verliessen die Schweiz. Wie ihr Einmarsch im Jahr 1798 die alte Eidgenossenschaft überraschend schnell beseitigt hatte, so liess ihr Abmarsch die Helvetische Republik zusammenbrechen. Das Chaos war wohl von Bonaparte erwartet.<sup>17</sup> Es zeigte, dass es in dem Unruheherd nicht ohne Frankreich ging.

## Die kleine und die grosse Restauration

Die französischen Truppen kehrten zurück, und Bonaparte liess als französischer Regierungschef am 19. Februar 1803 der Schweiz eine neue Verfassung inklusive Kantonsverfassungen übergeben.<sup>18</sup> Diese ‹Mediationsakte› beanspruchte, zwischen konservativen und revolutionären Interessen zu vermitteln. Zwar behielten die ehemaligen Untertanen ihre Rechtsgleichheit, und die in der Helvetik neugeschaffenen, gleichberechtigten Kantone blieben bestehen; aber der Zentralstaat verschwand, und die Kantone erhielten eigene Verfassungen, in denen vorrevolutionäre Begriffe zurückkehrten. Basel hatte wieder Grossen Rat, Kleinen Rat und Bürgermeister. In Basel stellte die Landschaft gemäss Bevölkerungszahl mehr Parlamentarier (82 von 135 Grossräten), doch für die Regierung gab es kein Quorum – hier kamen 17 von 25 Kleinräten aus der Stadt. Die Zünfte kehrten zurück und setzten eigennützige Schutzbestimmungen durch. Das Steuerwesen bevorzugte das Handwerk massiv gegenüber Handel und Industrie, 1805 wurden wieder Tor- und Warenlagerzölle eingeführt. Das Angebot Frankreichs, dem Kanton Basel das herrenlose Fricktal als neuen Bezirk zu geben, wurde von den konservativen Kreisen in der Stadt abgelehnt. Ihre Gründe dafür waren der Wille, das ländliche Element im Kanton kleinzuhalten, und die Ablehnung eines katholischen Bezirks. Im Bildungs- und Sozialwesen hielten sich die spät- und nachaufklärerischen Kreise um Peter Ochs. Dieser war ab 1803 ein von der Landschaft gewähltes Mitglied des Kleinen Rats und dort als ‹Deputat› zuständig für das Kirchen-, Schul- und Armengut. Er konnte für eine gewisse Kontinuität bei dem sorgen, was die Helvetik angedacht oder in Ansätzen schon verwirklicht hatte. Der wichtigste Erfolg war die Schulordnung von 1808, die festhielt, dass der nun staatlich beaufsichtigte Unterricht ‹vernünftig› sein sollte, worauf auch Prüfungen in Lesen und Schreiben abzielten.

Das Jahrzehnt der ‹Mediation› wirkte ruhiger als die fünf Jahre der Helvetik. Das hatte viel damit zu tun, dass Bonaparte – ab 1795 General, ab 1799 Erster Konsul, seit 1804 Kaiser Napoleon – seine Schlachten immer weiter weg schlug. Die Abhängigkeit von Frankreich blieb aber, und dessen Kriege fanden in anderen Facetten in der Schweiz und in Basel statt. Die ‹Kontinentalsperre›, das kriegsbedingte Importverbot für britische Waren in Frankreich und mit ihm verbündeten Staaten, lastete schwer. Aufgrund von Unsicherheit und Geldmangel kam das Bauwesen zu einem Stillstand, bis 1820 war es eine Zeit der bloss ‹gedachten Architektur›.<sup>19</sup> Viele Fabrik- und Heimarbeiterfamilien fanden keine Beschäftigung mehr. Die Erwerbslosen passten zu Napoleons Plänen. Sie liessen sich leichter für



9 ‹Vorstellung der Abfahrt von Basel der Auswanderer nach Amerika zu Ende May 1805›, anonyme Radierung, undatiert. — Ab 1803 kam es zu einer Auswanderungswelle, vor allem aus dem Baselpfad. Das Bild zeigt die Emigrantenschiffe, wie sie von der Schiffllände aus abfahren. Als Gründe für die Emigration wurden Ver-

schuldung und Arbeitslosigkeit, aber auch der Verlust der Freiheit nach dem Ende der Helvetischen Republik genannt. Eine andere Form der Emigration war der Eintritt in die napoleonischen Armeen. Schweizer Truppenkontingente kämpften für Frankreich insbesondere in Spanien und beim Russlandfeldzug 1812.

die Schweizer Kontingente in den französischen Armeen rekrutieren.<sup>20</sup> Basel war von einem Grossteil des Welthandels abgeschnürt, der Textilindustrie gingen die Rohstoffe aus. Einen gewissen Ersatz boten Lieferungen aus der Levante, sodass sich die Handelsbeziehungen zum Osmanischen Reich vertieften (vgl. S. 168–187). Auch wurden durch den Boykott englischer Waren Chancen auf Märkten eröffnet, auf denen Basler Handelswaren bisher nicht mit den billigeren englischen hatten konkurrenzieren können. Einige Handelsfirmen eröffneten Filialen auf französischem Territorium. Andere Basler Firmen versuchten, weit entfernte Märkte zu erschliessen wie die russischen oder überseeische Gebiete. Grosse Handelshäuser wie die Frères Merian umgingen die Kontinentalsperre durch Schmuggel. Basel galt in der Sicht der französischen Behörden als das Schleichhandelszentrum der Schweiz und wurde ständig kontrolliert. Als der Warenstrom trotzdem nicht verebbte, richtete Frankreich scharfe diplomatische Noten an die Schweiz. Dem Basler Rat blieb nichts übrig, als die Waren exorbitant zu verzollen. Das zog den Konkurs von siebzehn, aber nicht allen Basler Handelsgesellschaften im Jahr 1811



**10 Einzug der drei Monarchen auf der Mittleren Brücke am 13. Januar 1814, anonymes Holzschnitt, 1814.** — Nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813 mussten sich die napoleonischen Truppen fluchtartig nach Frankreich zurückziehen. Die alliierten Armeen verfolgten sie auf dem Fuss und überquerten Ende 1813 den Rhein an mehreren Stellen, so auch in Basel. Im Januar 1814 kamen

ihre Oberbefehlshaber, der österreichische Kaiser, der preussische König und der russische Zar, nach Basel. Das Bild zeigt, wie sie Seite an Seite über die Mittlere Brücke von Kleinbasel nach Grossbasel reiten, wo sie sich vor dem Weitermarsch nach Frankreich einquartieren. Links und rechts stehen Soldaten Spalier. Auffällig ist auch die Laterne in der Mitte der Brücke, eine der seltenen öffentlichen Stadtbeleuchtungen dieser Zeit.

nach sich. Die Wirtschaftslage in der Mitte des Jahrzehnts zeigte Scheitern und Resilienz. Die Basler Indiennesdruckerei war am Ende, doch die Bankhäuser und Handelsfirmen waren bald schon zu Investitionen im Dreiland bereit und damit zur europaweit erstmaligen finanziellen Beteiligung an ausländischen Industrieunternehmen (vgl. S. 188–196).<sup>21</sup>

Wirtschaftliche und politische Spannungen verleiteten Napoleon zum desaströsen Russlandfeldzug von 1812. Russland, Österreich und Preussen griffen im Jahr darauf gemeinsam an und verdrängten die französischen Armeen aus Mitteleuropa. Im Dezember 1813 hatten die Alliierten den Rhein erreicht und begannen die Invasion Frankreichs. Die Schweiz konnte ihre Neutralität nicht aufrechterhalten und musste einen alliierten Vorstoss über ihr Gebiet in Richtung Jura und

Burgund zulassen. Ab dem 21. Dezember 1813 durchquerten 80 000 Mann Basel, 18 000 mussten einquartiert werden [10]. Flecktyphus brach aus, ungezählte Soldaten und mehrere Hundert Einheimische starben. Wegen der Nähe der Festung Hüningen kam es 1814 und 1815 zu Artillerieduellen bei Basel. Die Stadt wurde davon in Mitleidenschaft gezogen, wenn auch nicht schwer. Fernab von diesen lokalen Ereignissen kamen die europäischen Mächte im Wiener Kongress zusammen und verhandelten 1814/15 Europas gegenrevolutionäre Nachkriegsordnung. Der Kongress legte Grenzen fest und brachte abgesetzte Dynastien zurück an die Macht. 1815 schlossen sich die Monarchen Europas zur ›Heiligen Allianz‹ zusammen. Sie erklärten Gottesgnadentum und Christentum zum Fundament aller Machtausübung und verpflichteten sich zur gegenseitigen Hilfeleistung gegen neue Revolutionen. Kaiser Napoleons Zeit endete 1815 mit seiner Niederlage bei Waterloo, die Epoche nach ihm, die ›Restauration‹, hatte mit den militärischen und politischen Ereignissen seit 1814 aber bereits begonnen. Die Epochenbezeichnung führte der Berner Patrizier Karl Ludwig von Haller ein. Er begriff darunter die Wiedereinsetzung einer gottgewollten Ordnung gegen die «Chimäre des künstlich-bürgerlichen» Zustands.<sup>22</sup> So grundsätzlich war die Kehrtwendung nicht, wie es das Wort vorgab. In der Rückschau wirkte die Mediation wie eine ›kleine Restauration‹.<sup>23</sup> Doch die ›grosse Restauration‹ ab 1814 konnte die Welt des 18. Jahrhunderts auch nicht zurückbringen. Die aus den Basler Zünften heraus vorgebrachte Forderung, die Leibeigenschaft wieder einzuführen, war illusorisch.<sup>24</sup>

Was in Basel im Kleinen scheiterte, gelang auch nicht im Grossen. Der Kanton Bern forderte die Waadt und den Unteraargau als ehemalige Gebiete aus der Zeit vor 1798 zurück; dort machte man sich bereit, die Unabhängigkeit zu verteidigen. Die europäischen Mächte sahen sich während des Wiener Kongresses gezwungen, einen drohenden Schweizer Bürgerkrieg zu verhindern. Sie garantierten nicht nur die Neutralität der Schweiz, sondern auch den Staatenbund aus souveränen, gleichberechtigten Kantonen. Sie blieben bei der Antwort, die Napoleon bereits 1803 auf die Schweizer Frage gegeben hatte. Arrondierte Kantone waren im Interesse der schweizerischen Stabilität. Als dazu nötig erachtete der Kongress die Einverleibung des ehemaligen Fürstbistums Basel in die Schweiz und dessen Aufteilung auf Bern und Basel. Basel erhielt das bis an die Stadt reichende katholische Birseck 1815 als neuen ländlichen Bezirk. Anders als zwölf Jahre zuvor beim Fricktal lehnte Basel nicht ab, sondern bemühte sich sogar darum.<sup>25</sup>

Die Übergangszeit der frühen Restauration endete mit einer nochmaligen Krise, die nicht mehr menschengemacht war. Im Jahr 1815 brach der Vulkan Tambora bei Java aus und stiess gewaltige Aschewolken in die Atmosphäre aus. Diese

fürten 1816 zu einem ‹Jahr ohne Sommer›. Anhaltende Kälte und Regen brachten Ernteausfälle mit sich, 1816/17 wurde die Versorgungslage prekär und die Nahrungsmittelpreise nahmen sprunghaft zu. Dass Menschen an Hunger starben, konnte knapp verhindert werden. Der Kanton erhob eine Sondersteuer, um Hilfsmassnahmen zu finanzieren, und stellte eine Befragung der Bedürftigen an, um sich ein Bild von der Not zu verschaffen. Dauerhafte Lösungen der Armutproblematik gelangen aber hier ebenso wenig wie vorher in Ancien Régime, Helvetik und Mediation (vgl. S. 82–99). Die pietistischen Kreise deuteten Naturkatastrophe und menschliche Not als Aufruf zur gesellschaftlichen Erneuerung. Für sie wurde die weltweite Missionierung ein zentrales Anliegen. Im Randbereich des Pietismus entwickelte sich ein grosses Interesse an den Erweckungspredigten der Baronin von Krüdener, die sich 1817 in und um Basel aufhielt. Das geistige Klima der Stadt, wie man es in der Öffentlichkeit wahrnehmen konnte, hatte sich weit von den kurzlebig aufgeflamten Idealen der Aufklärung und Revolution entfernt.

Zu diesem Zeitpunkt lag die gesellschaftliche und nicht zuletzt die politische Dynamik bereits länger klar bei den restaurativen Kräften. Der Grosse Rat hatte am 4. März 1814 eine neue Verfassung beschlossen. Sie brachte der Stadt bis zu Beginn der 1830er-Jahre wieder Vorrechte gegenüber der Landschaft. Mit der Begründung ihrer besseren Bildungsanstalten und ihres höheren Steuerertrags erhielt die Stadt drei Fünftel der 150 Sitze im Grossen Rat zugesprochen, obwohl sie nur knapp zwei Fünftel der Kantonsbevölkerung ausmachte (rund 17 000 von 45 000 Menschen).<sup>26</sup> Wer einmal ins Parlament gewählt worden war, konnte nicht abgewählt werden, und es gab auch keine Erneuerungswahlen. Die landschaftlichen Ratsmitglieder behielten also ihre Sitze, wurden aber bei Rücktritt oder Todesfall in Nachwahlen so lange durch städtische Vertreter ersetzt, bis diese die Mehrheit von drei Fünfteln erreicht hatten. Wahlen wurden damit zu einer städtischen Angelegenheit. In Nachahmung des monarchischen Prinzips erhielt die Regierung zudem die Rolle der wichtigsten Staatsgewalt. Die Verfassungsänderung gelang, weil viele der landschaftlichen Grossräte bei der entscheidenden Abstimmung fehlten. Sie waren vom Eindruck der alliierten Truppen eingeschüchtert. Kein Baselbieter Politiker wollte sich bei der Abstimmung exponieren.<sup>27</sup> Wie am Anfang der Basler Revolution unterstützte fremde Militärpräsenz den politischen Machtanspruch einer Gruppe. Der Groll darüber, dass es der restaurativen Ordnung an demokratischer Legitimation fehlte, setzte den Grundstein für die kommende Kantonstrennung (vgl. S. 138–156).

## Anmerkungen

- 1 Allgemein zum Geschehen an den Toren und zum Tagesablauf der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Welt: Fischer 2007, S. 56–57. Jenny 1949. Meyer-Merian 1869.
- 2 Habicht; Matt 2008, S. 66.
- 3 Fischer 2007, S. 56–57. Habicht; Matt 2008, S. 44, 65–69. Müller 1963.
- 4 Salvisberg 2010, S. 62–69.
- 5 StABS, Niederlassung AI: Bedenken des Löbl. Ladenamtes 1757.
- 6 Durchhardt 2003, S. 351–352. Die Ausführungen zum Ancien Régime basieren auf: Durchhardt 2003, S. 348–354. Maissen 2010, S. 136–152. Opitz 2000, S. 150–157. Simon 1995, S. 55–58.
- 7 Guyer 2010, S. 195–199.
- 8 Sabatino 1998, S. 100.
- 9 Senn 2010, S. 130.
- 10 Burckhardt 1942, S. 99. Salvisberg 1998, S. 291 und 361.
- 11 Brönnimann; Brugnara 2020.
- 12 Die Ausführungen zur Revolution und zur Helvetik basieren auf: Maissen 2010, S. 156–170. Opitz 2000, S. 157–170.
- 13 Simon 1983, S. 91–92.
- 14 Simon 1995, S. 73.
- 15 Kalt 1995.
- 16 Vgl. Müller 1997.
- 17 Maissen 2010, S. 169.
- 18 Die Ausführungen zur Mediation und zur Restauration basieren auf: Maissen 2010, S. 170–187. Opitz 2000, S. 170–178.
- 19 Huber 2014, S. 91–92, 101.
- 20 Maissen 2010, S. 174.
- 21 Bergier 1990, S. 212–213.
- 22 Von Haller 1817–1834.
- 23 Opitz 2000, S. 176.
- 24 Opitz 2000, S. 177.
- 25 Utz 2015, S. 113–114.
- 26 Gauss 1932, S. 363–364.
- 27 Berner; Sieber-Lehmann; Wichers 2008, S. 164.





Elise Voerkel, Kevin Heiniger

# Zusammenkommen und Ausformen

Die Sattelzeit entwickelt neue Maßstäbe für Familie und Gesellschaft. Diese trennen nicht nur das öffentliche vom privaten Leben. Sie legen auch die Rollen der Geschlechter und Lebensalter fest. So gehört zum Erwachsenwerden bürgerlicher Jugendlicher, dass sie an der Schreibkultur von Briefen und Tagebüchern teilhaben. Das gehobene Bürgertum pflegt ein Familienideal, das es von anderen sozialen Schichten abgrenzen soll. Dies geschieht mittels einer ausgefeilten Geselligkeit oder der besonderen Aufmerksamkeit für gegenseitige Gefühle. Eine bürgerliche Existenz muss viele Erwartungen erfüllen. Im Gegensatz dazu steht das Leben von Niggi Münch und Bobbi Keller. Es zeigt, wie zwei nonkonforme Menschen sich gesellschaftlich einbinden. Dies findet statt, bevor die beiden zu «Stadtoriginalen» popularisiert werden. Sie verschwinden im Lauf des 19. Jahrhunderts hinter ihrer Karikatur.

# Aus guter Familie: Erziehung, Beziehungen und bürgerliche Tugenden

Elise Voerke

«Eine natürliche Folge der eigensinnigen Zusammenziehung der Familien eines kleinen Staats oder einer Stadt in ihren eigenen Kreis, ist gemeinlich diese, dass sie bald alle mit einander verwandt oder verbunden werden. Der ganze Staat oder die Stadt machen gleichsam Eine einzige große Familie aus, die durch nähere oder entferntere Gelenke zusammen hängt.»<sup>1</sup> Der Autor dieser Zeilen, der Publizist und Prinzenzieher Christian Hirschfeld, hatte im Sommer 1784 oder 1785 Basel besucht und anschliessend eine kurze Beschreibung der Stadt und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner angefertigt. Seinem Bericht ist zu entnehmen, dass er in den besten Kreisen verkehrte, und so entging ihm nicht, dass die Familien der kleinen Basler Oberschicht durch enge verwandtschaftliche Beziehungen miteinander verwoben waren. Diese familiären Allianzen erwiesen sich in Basel jahrhundertlang als erstaunlich stabil und wurden von Generation zu Generation weitergeführt. Besonders gut lässt sich das anhand der Eheschliessungen nachvollziehen, aber Heiratsallianzen bildeten nur eine von vielen Beziehungsformen, die die Mitglieder der Basler Elite aneinanderbanden. Auch Patenschaften und besonders die gegenseitige Unterstützung bei der Kinderbetreuung halfen, die Familienbande zu festigen und mit Leben zu füllen.

## Eine grosse Familie?

Die von Christian Hirschfeld am Ende des 18. Jahrhunderts beobachtete Konzentration der politischen und ökonomischen Macht in einem kleinen Kreis ratsfähiger Familien hatte schon deutlich früher begonnen. Im 18. und 19. Jahrhundert nahm die Verdichtung der verwandtschaftlichen Beziehungen sogar noch weiter zu. Nachdem in der Helvetik das Verbot einer Eheschliessung zwischen Cousins und Cousinen aufgehoben worden war, stieg die Zahl solcher Ehen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts merklich an.<sup>2</sup> Aber auch schon vor der Legalisierung und trotz der damit verbundenen Sanktionen waren Hochzeiten unter «Geschwisterkindern» in der Basler Oberschicht hin und wieder vorgekommen. Auch bei der Wahl der

Taufpatinnen und Taufpaten lässt sich eine Verdichtung der Verwandtschaftskreise beobachten: Zwar hatten schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts alle Kinder des Johann Jakob Iselin-Elbs mindestens einen Verwandten unter ihren Paten, er selbst war jedoch mit den meisten seiner Patenkinder nicht verwandt. Christoph Burckhardt-Bachofen hingegen notierte hundert Jahre später nur (Gross-)Neffen als Patenkinder.<sup>3</sup>

Für ihre eigenen Kinder wählten die Familien aus dem Basler Bürgertum ausschliesslich Patenschaften aus der gleichen sozialen Schicht, häufig aus dem engeren Verwandtenkreis; sie selbst standen jedoch weiterhin für die Kinder ihrer (ehemaligen) Angestellten in Haushalt, Kontor oder Fabrik als Patinnen und Paten zur Verfügung. In solchen Fällen bezeugten vielfach mehrere Personen einer Bürgerfamilie gemeinsam die Taufe des sozial inferioren Patenkindes. *Mit wem* man gemeinsam als Pate amtete, erscheint oft ebenso wichtig, *wie für wen* man es tat. Die ›Mitgevatter‹ wurden in den Merkbüchern mancher Oberschichtsfamilien genauso gewissenhaft notiert wie der Wert des Taufgeschenkes.<sup>4</sup> Weil sie nicht auf die materielle Unterstützung durch die Paten angewiesen waren, konnten sich die begüterten Familien auch leisten, ältere Menschen zu Gevatter zu bitten. Erziehung und Betreuung verwaister Kinder wurden auf anderen Wegen organisiert, bei denen Patinnen keine bevorzugte Rolle übernahmen. Hilfe bei der Kinderbetreuung wurde ohnehin nicht nur in Ausnahmesituationen benötigt, sondern war ein Bereich, in dem die familiären Beziehungen ganz praktisch gelebt wurden.

### **Kindererziehung als Familienprojekt**

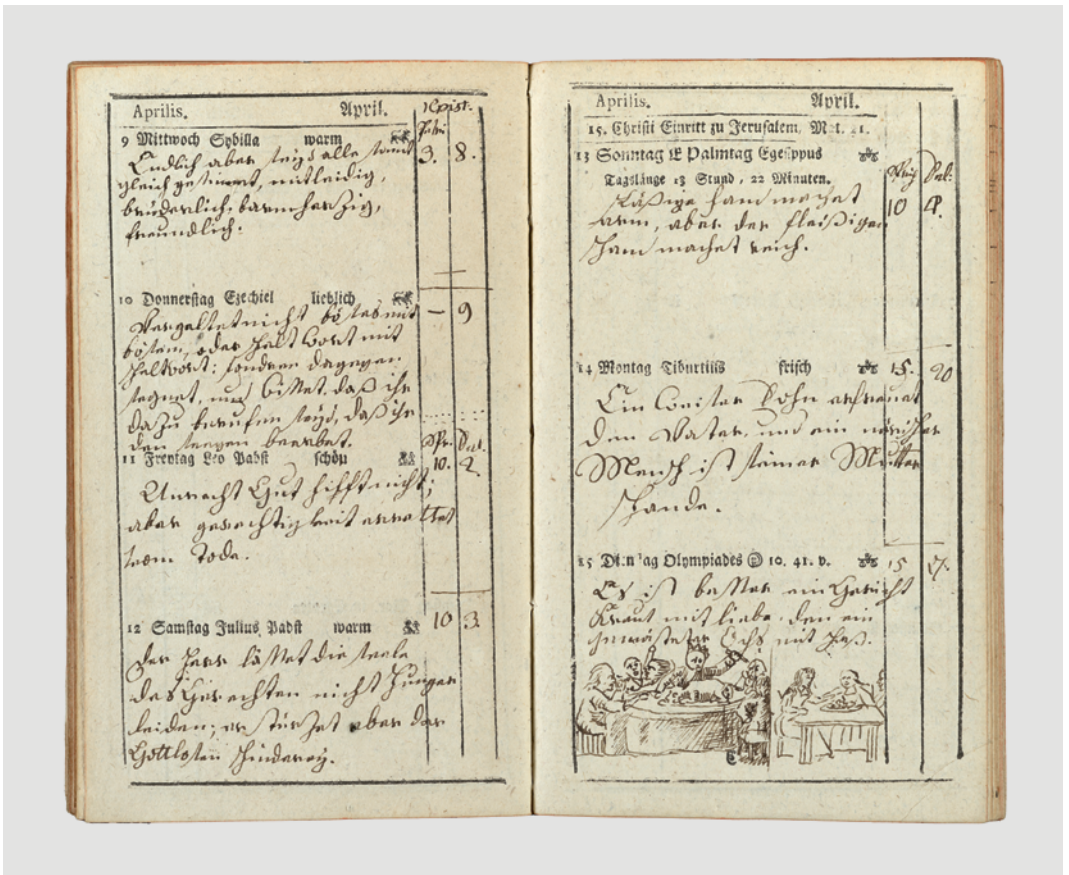
In kinderreichen beziehungsweise Patchwork-Familien, die durch aufeinanderfolgende Ehen eines verwitweten Elternteils entstanden, bildeten die älteren Geschwister eine Art Zwischengeneration zwischen Eltern und jüngeren Kindern und waren für die Unterstützung der Eltern bei der Erziehung geradezu prädestiniert. Das trifft besonders für die jungen Mädchen zu; je nach Familienkonstellation bekamen aber auch Söhne Erziehungs- und Aufsichtsaufgaben übertragen. Der Sohn des Astronomen Johann Jakob Huber, der 18-jährige Student Johann Rudolf Huber brachte seinen jüngeren Schwestern nicht nur Lesen und Schreiben bei, wie er regelmässig in seinem Tagebuch vermerkte.<sup>5</sup> Wenn jüngere Kinder zu Besuch kamen, verbrachte er auch ganze Nachmittage in der Kinderstube – was ihm jedoch offensichtlich nicht als sinnvolle Beschäftigung, sondern weit eher als sündhafter Müssiggang erschien: «Von 3 bis 4 blieb ich bey den Kindern von Oncle Laroche, die diesen Nachmittag bey uns waren. Von 4 bis 5 bey Mr. Petitpierre.

Von 5-8 – zuerst als ich zu Abend, dann las ich bald im Cicero, bald war ich bei den Cousins Laroche in der Kinder Stube. Ach, nun mit dem Tage bin ich gar nicht zufrieden. [...] O Müssiggang – u. Fresserey! Wenn ich euch nicht fliehe, so werde ich ganz wieder in mein voriges sündiges Leben verwickelt.»<sup>6</sup>

Die Verantwortung der Geschwister füreinander schrieb sich nach der Gründung eigener Familien fort, sodass auch Onkel und Tanten, vor allem aber Cousinen in der Kinderbetreuung halfen. Für junge Frauen scheint es beinahe ein Teil ihrer Ausbildung gewesen zu sein, eine Zeitlang in einer anderen Familie aus dem weiteren Verwandtenkreis mit zu wohnen und zu helfen. Ein Beispiel für die Flexibilität der Haushalte und Familienkonstellationen ist Catharina Veronica Paravicini, die nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1802 zunächst von einer Cousine väterlicherseits im Haushalt ihres Vaters, später bei Schwestern ihrer Mutter erzogen wurde und schliesslich ihrerseits einer dieser Tanten bei der Betreuung ihrer jüngeren Cousins und Cousinen half.<sup>7</sup>

Für beide Seiten war die Hilfe einer jungen Verwandten im Haushalt einer Schwester, eines Neffen oder Cousins ihrer Eltern ein Gewinn: Die junge Frau sammelte Erfahrungen, die nicht nur ihre Aussichten auf eine gute Partie erhöhten, sondern ihr vor allem helfen konnten, in den ersten Jahren als Ehefrau nicht zu sehr mit der Haushaltsführung überfordert zu sein. Ihre Eltern wiederum mussten nicht in einen längeren Internatsaufenthalt investieren und wussten ihre Tochter in guten Händen. Das Gleiche galt für die Gastfamilie, die ihre eigenen Kinder lieber einem Kindermädchen aus der Verwandtschaft als einer Magd anvertraute. In der Aufklärung mehrten sich die Stimmen, die Eltern davor warnten, ihre Kinder dem schlechten Einfluss der Dienstmoten zu überlassen. Diese Stimmen wurden, wenn nicht immer befolgt, so durchaus gehört.

Viele der Männer, die in philanthropischen Gesellschaften über die Verbesserung der Gesellschaft diskutierten, engagierten sich auch stark in der Erziehung der eigenen Kinder und erteilten ihnen – dem Ideal des Aufklärers Jean-Jacques Rousseau folgend – selbst Unterricht, wenn ihre Zeit es zuliess.<sup>8</sup> Diejenigen, die sich bei der Erziehung eng an Rousseaus Bildungsroman *«Emile»* orientierten, wandten sich davon wegen der unbefriedigenden Ergebnisse sehr bald wieder ab.<sup>9</sup> Aber auch das Erteilen von fachlichem Unterricht überstieg die zeitlichen Ressourcen der meisten Väter. Umso eifriger wurde der Ausbau des Schulwesens gefördert. Die Generation der um 1800 geborenen Männer scheint – womöglich auch aufgrund der Erfahrung mit dem Unterricht durch den eigenen Vater – kaum noch Ambitionen gehabt zu haben, die eigenen Kinder regelmässig zu unterrichten. Dagegen waren es im 19. Jahrhundert zunehmend die Mütter, denen die Erziehung



**11 Schreibkalender von Lukas Vischer, 1794.** — Der vierzehnjährige Lukas Vischer war der Sohn des Kaufmanns und Revolutionsführers von 1797/98, Peter Vischer-Sarasin. Er nutzte den Kalender für wenige tagebuchartige Eintragungen auf freien Seiten am Anfang und Ende. Bei den einzelnen Tagen schrieb er fromme Verse und Lebensweisheiten, die er in einem

Fall (Eintrag vom 15. April) auch illustrierte (rechts unten: «Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochs mit Hass»). Vischer reiste als Erwachsener durch Nord- und Mittelamerika. Seine ethnologische Sammlung brachte er nach Basel mit. Sie befindet sich heute im Museum der Kulturen Basel.

und zumindest die Kontrolle der Schulausbildung der Kinder oblag. Reisepläne und Aktivitäten der Mütter wurden immer stärker der Ausbildung der Kinder untergeordnet, ohne dass jene dabei den Unterricht selbst durchführten: «Frau Merian wird nicht nach Interlaken reisen, weil sie nicht ohne ihre drei Kinder wegfahren möchte, der Rudolf aber keinen Unterricht mehr versäumen darf, weil er schon im Stoff zurück ist», schrieb Elisabeth Vischer im Februar 1811 an ihre Schwester.<sup>10</sup> Diese wiederum begründete einige Jahre später das Ende ihres

Besuchs bei ihrer Herkunftsfamilie in Basel mit den vielen Abwesenheiten und daraus entstandenen Unterrichts-Versäumnissen ihrer Tochter.<sup>11</sup>

Auch das Ehepaar Bruckner-Eglinger war hier keine Ausnahme. Es war Ursula Bruckner-Eglinger, die mit den Kindern buchstabierte, bevor sie in eine öffentliche Schule geschickt wurden. Aufgewachsen als Pfarrerstochter in Benken, heiratete Ursula Eglinger im Jahr 1819 Abraham Bruckner, der ebenfalls auf der Landschaft (in Binningen) als Pfarrer tätig war. Die Pfarrer waren nicht nur Repräsentanten der städtischen Führungsschicht auf dem Land, sie waren mit der städtischen Oberschicht auch verwandtschaftlich verbunden.<sup>12</sup> Sowohl für die Berufskontinuität über mehrere Generationen in manchen Pfarrfamilien wie auch die Vernetzung mit der bürgerlichen Oberschicht spielten die Frauen eine zentrale Rolle.<sup>13</sup> Mit der Verteilung der Geschlechterrollen, mit ihrem bürgerlichen Selbstverständnis und Bildungsstreben war diese Familie typisch für ihr Milieu und ihre Zeit. Typisch erscheint auch, dass Ursula Bruckner-Eglinger ihr Verhalten gegenüber den Kindern in ihrem Tagebuch öfters in kritischer Selbstanklage reflektierte. Das entspricht einerseits einer pietistischen Schreibtradition, die Selbstprüfung wurde jedoch auch von Aufklärern und Philanthropen als Mittel zur eigenen Verbesserung empfohlen.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts finden sich in Selbstzeugnissen immer häufiger Äusserungen von Zweifeln hinsichtlich der eigenen Erziehungskompetenz. Besonders Frauen bedauerten in ihrer Selbstreflexion immer wieder, zu streng, zu ungeduldig und zu wenig liebevoll gegenüber den Kindern gewesen zu sein.<sup>14</sup> Ursula Bruckners grösste Sorge war jedoch, die Kinder zu frommen Menschen zu erziehen: «Ach dass uns der liebe hlg. Geist recht erleuchten möchte, wie wir uns in Hinsicht der Erziehung unserer Kinder zu benehmen haben, dass wirs doch nicht verkehrt angreifen. Ach wenn sie nur Dein sind o lieber Heiland, so wird's so übel nicht gehen, o lass mich insonderheit keine Mühe noch Anstrengung gereuen sie Dir zuzuführen».<sup>15</sup>

**... zu streng, zu ungeduldig  
und zu wenig liebevoll...**

Die im Binner Pfarrerhaus vermittelten Ideale und Moralvorstellungen entsprachen dem bürgerlichen Wertekanon von Sauberkeit, Ordnung, Selbstdisziplin und Leistungsbereitschaft. Letztere manifestierte sich insbesondere in guten schulischen Leistungen. Schlechte Zeugnisse wurden so zum Ausdruck fehlgeschlagener Erziehungsbemühungen, also letztlich Ergebnis familiären Versagens, dem die Eltern mit strengen Strafen zu begegnen suchten. Der hohe Stellenwert, den Bildung für die Familie hatte, zeigt sich auch in den Freizeitvergnügen, von denen das Tagebuch ebenfalls berichtet. Gemeinsam wurde vorgelesen

und gesungen, Ursula Bruckner-Eglinger lernte Gitarre spielen, besuchte Ausstellungen und Konzerte.

In den eng vernetzten Familien der gebildeten Oberschicht in Basel wurden die verwandtschaftlichen Beziehungen durch Heiratsallianzen, Patenschaftsbeziehungen und praktische Unterstützung bei der Kinderbetreuung beständig aktualisiert und stabilisiert. Die Kinder dieser Familien hatten dadurch die besten Voraussetzungen, Teil dieser Oberschicht zu bleiben und an den sozialen Status ihrer Eltern anzuknüpfen. Das allein reichte aber nicht. Ebenso notwendig war es, dass die jungen Menschen sich bestimmte fachliche Kompetenzen und Umgangsformen aneigneten, die ihr wirtschaftliches Fortkommen und ihre Integration in die Kreise der besseren Gesellschaft garantierten. Dazu gehörte, die Söhne in einen Beruf einzuführen, die Töchter hingegen auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter vorzubereiten. Mädchen keine angemessenen Bildungschancen einzuräumen, betrachteten immer mehr Leute als fahrlässige Gefährdung für Charakter und Lebensglück künftiger Staatsbürger (nämlich der später von diesen Frauen zu erziehenden Kinder). Die Mädchen verbrachten daher wie ihre Brüder häufig einige Zeit im sogenannten «Welschland», also in der Westschweiz oder grenznahen frankophonen Gebieten. Wenn Mädchen zugunsten der Pflege jüngerer Geschwister auf eigene Bildungsgelegenheiten verzichten oder diese aufschieben mussten, wurde das zunehmend erklärungsbedürftig.<sup>16</sup>

Trotzdem war für die Eltern die Erziehung ausserhalb Basels ambivalent. Der Möglichkeit, Freundschaften fürs Leben zu knüpfen, und der Charakterbildung stand immer auch die Gefahr schlechter Einflüsse gegenüber, sodass der Aufenthalt im Internat im 19. Jahrhundert neben dem Aspekt eines gewissen Privilegs auch den Beigeschmack einer Disziplinar massnahme bekam. «Böse Gesellschaft verderben [sic!] gute Sitten, und das riskiert man in den Pensionen, wohin man oft eben die Kinder versorgt welche daheim nicht gut gethan haben», heisst es in einem Brief der Salome Hess-Vischer an ihre Schwester.<sup>17</sup>

Tatsächlich bewegte sich ein Teil des Erziehungsprogramms auf einem schmalen Grat zwischen gesellschaftlicher Notwendigkeit und moralischer Gefährdung. Neben französischer Konversation und Korrespondenz, Geschichte, eventuell Religion, Naturkunde und – im Fall der Mädchen – Nadelarbeiten standen auch Musik-, Zeichen- und Tanzunterricht auf dem Lehrplan der Jugendlichen.<sup>18</sup> Tanzunterricht diente dem Erwerb einer aufrechten und angemessenen Körperhaltung, während der ausgiebige Besuch von Tanzveranstaltungen als charaktergefährdend und verwerflich betrachtet wurde. Dennoch scheint gerade der Erwerb von *usage du monde*, eines gewandten gesellschaftlichen Auftretens, eine

Hauptmotivation für die Ausbildung ausserhalb der Heimatstadt gewesen zu sein.<sup>19</sup> Die Jugendlichen mussten also teils widersprüchliche Anforderungen an Frömmigkeit auf der einen und dem Beherrschen der bisweilen recht oberflächlichen gesellschaftlichen Umgangsformen auf der anderen Seite irgendwie zusammenbringen. Eine Spannung, die die Menschen in Basel ein Leben lang begleitete.

## **Besuchskultur**

Am 19. März 1828 begab sich das Ehepaar Bruckner-Eglinger nach Basel. «Er um endlich seine Neujahrs Visiten ab dem Hals zu schaffen», während seine Frau erst einen Krankenbesuch absolvierte und eine hochschwangere Freundin besuchte, bevor sie sich «in die Visite» zu einer entfernten Verwandten verfügte, wo neben ihrer älteren Schwester und einer ihr nahestehenden Cousine der Mutter auch «alle jungen Frauen aus der Familie waren».<sup>20</sup> Das Ehepaar Bruckner hatte ein ausgiebiges soziales Programm zu bewältigen. In ihrem Tagebuch berichtet Ursula Bruckner-Eglinger beinahe täglich von Einladungen oder spontanen Besuchen. Als Pfarrfrau und Angehörige des Basler Wirtschafts- und Bildungsbürgertums war Ursula Bruckner-Eglinger in ein weites Beziehungsgeflecht eingebunden, das auch auf einer ausgeprägten Besuchskultur basierte. Festtage oder biografische Übergänge waren mit Pflichtbesuchen verbunden, denen man sich kaum entziehen konnte, wie beispielsweise Kindbettbesuche oder die Vorstellung- und Dankesvisiten rund um die Hochzeit. Für manche dieser Visiten mussten anschliessend wiederum Gegenbesuche abgestattet werden.

Viele ungeschriebene Regeln bestimmten, wer mit wem interagieren und wie er oder sie sich dabei zu verhalten habe. Zwar verlor die alte Ordnung der ständischen Gesellschaft in Aufklärung und revolutionärer Epoche fortwährend an Kraft. Desto wichtiger wurde das Erschaffen und Beherrschen neuer, bürgerlicher Spielregeln für die Oberschicht. Dazu gehörten beispielsweise standesgemässe Tischsitten und das Wissen, wann und wie Trinkgelder zu geben waren. Manche dieser Verhaltensnormen waren in ganz Europa verbreitet, andere waren sehr regional und galten als althergebrachte Basler Sitte. Obwohl – oder gerade weil – sich ein Grossteil des gesellschaftlichen Lebens in Basel unter Verwandten abspielte, blieb die Interaktion oft sehr förmlich. Bei einer Hochzeit wurden die Geschenke als Ausdruck der Nähe zwischen Beschenkten und Gebenden betrachtet, und es konnte sehr peinlich sein, wenn der Wert der Gabe nicht dem entsprach, was die Gegenseite erwartete. Eine besondere Herausforderung bestand jedoch darin, dass das Trinkgeld an die überbringende Magd in einem bestimmten



**12 Eintrag im «Liber amicorum» (Freundesbuch) von Theodor von Speyr-Ryhiner, Aquarell von Lukas Vischer, 1794.** — Dargestellt ist eine Männergesellschaft in einem Raum mit zahlreichen Landschaftsgemälden. Dazu steht der Sinnspruch «Des vrais amys et du vin vieux sont les meilleurs présents de Dieu. Nimm dieses wenige als ein Dankezeichen meiner Liebe und Freundschaft an, von Lukas Vischer.

Basel, den 25. May 1794.» In ein «Liber amicorum», auch «Stammbuch» genannt, wurden Sinnsprüche geschrieben und Zeichnungen und Bilder gemalt oder eingeklebt. Dies geschah gegenseitig, sodass man sich damit der Freundschaft und Zuneigung versicherte. In den Texten und Bildern kamen auch gesellschaftliches Verhalten und politische Einstellungen zum Ausdruck.

Verhältnis zum Wert des Geschenkes zu stehen hatte. Die Schenkenden liessen sich das Trinkgeld zeigen und konnten daraus ihrerseits darauf schliessen, ob die Empfänger das Geschenk (und damit auch den Grad der wechselseitigen Verbundenheit) richtig eingeschätzt hatten.<sup>21</sup> In weniger ausgefeilter Form und weniger öffentlich zelebriert scheint diese Praxis auch für Kindbettgeschenke üblich gewesen zu sein. Darauf deuten jedenfalls die Notizen der Ursula Merian-Burckhardt hin, die sich 1777 nicht nur notierte, was sie ihrer Schwägerin an Kindbettgeschenken geschickt hatte, sondern auch, wie viel Trinkgeld ihre Magd dafür bekommen hatte. An gleicher Stelle findet sich auch eine Notiz über die ihrerseits empfangenen Kindbettgaben und das entsprechend erwiderte Trinkgeld.<sup>22</sup>

Die verschiedenen Zusammenkünfte und Begegnungen innerhalb des Basler Bürgertums weisen verschiedene Grade der Vertraulichkeit und der Organisation auf. Es gab Soireen, Diners oder Tanzveranstaltungen in den stattlichen Häusern



**13 Basler Familienkonzert, Gemälde von Sebastian Gutzwiller, 1849.** — Das Gemälde zeigt vermutlich Gutzwillers eigene Familie. Das zentrale Thema ist die generationenübergreifende familiäre Intimität mit Musik, Handarbeit und Spiel. Dienstpersonal, das in Basler Haushalten üblich war und die Stadt zu Tausenden bevölkerte, wäre in dieser idealisierenden Darstellung als störend empfunden worden.

der Seidenbandfabrikanten und Kaufleute. Zu solchen Anlässen kamen in der Regel nur geladene Gäste. Auch die 1824 gegründete Stadtcasinogesellschaft veranstaltete Konzerte und Tanzveranstaltungen, die nur Gesellschaftsmitgliedern oder Abonnenten beziehungsweise eingeführten Gästen offenstanden.<sup>23</sup> Solche Anlässe bildeten ein kontrolliertes Umfeld für die ‹richtige› Wahl einer Ehepartnerin oder eines Ehepartners, wie es auch Ausflüge und Schlittenfahrten mit Verwandten und Verschwägerten oder die regelmässigen Familientage waren.

Auf diese Weise pflegte das Bürgertum soziale Kontakte und damit die eigene gesellschaftliche Stellung. Geselligkeit gehörte zu einer standesgemässen Lebensführung und war durchaus mit materiellem und physischem Aufwand verbunden. In vertraulichen Briefen oder Tagebüchern klagen die Menschen manchmal über die Zeitvergeudung und Langeweile; die Grenze zwischen angenehmer Musse und tadelnswertem Müsiggang war fliessend. Gleichzeitig gewannen sie über die Teilnahme an gesellschaftlichen Anlässen durch den Austausch von Informationen und neu erworbene oder aufgefrischte Kontakte Zugang zu wichtigen Ressourcen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens wie Unterstützung, Anerkennung, Wissen und Verbindungen.

Junge Männer besuchten vereinsähnliche Treffen, in denen sie sich gegenseitig eigene Texte vorlasen oder über gemeinsame Lektüre sprachen; die Frauen trafen sich in Visiten bei Verwandten oder in ‹Kränzchen› von Freundinnen, deren Zusammensetzung teilweise über sehr lange Zeit stabil blieb. Ursula Bruckner-Eglinger erwähnt in ihrem Tagebuch immer wieder ihre Lektüren, in der Familie wurde in verschiedenen Konstellationen vorgelesen – ob sie das Gelesene auch mit Freundinnen in grösserer Runde besprach, darüber schweigen ihre Aufzeichnungen.

Im öffentlichen Bereich ist die geschlechtsspezifische Geselligkeit noch stärker zu beobachten. Von den Zunftstuben über philanthropische Sozietäten bis hin zu wissenschaftlichen Gesellschaften, in denen bürgerliche Männer sich zusammenschlossen, um zum Wohl des Gemeinwesens beizutragen und Bildung und Wohlstand zu fördern: Die Aktivitäten der Frauen blieben weitgehend auf den karitativ-religiösen Bereich beschränkt. Auch die im 19. Jahrhundert in grosser Zahl neu gegründeten bürgerlichen Vereine waren in der Regel Männersache.

Bei häuslichen Konzerten oder privaten Hausmusiken dagegen waren Frauen so selbstverständlich beteiligt wie Männer [13]. Ein Instrument zu lernen, gehörte im gebildeten Bürgertum zur Ausbildung der Kinder dazu.<sup>24</sup> Beiden Geschlechtern gemeinsam war auch die Beziehungspflege in unangekündigten Besuchen und spontanem Vorbeischauen. Solche Treffen waren sehr häufig und konnten recht ungezwungen und fröhlich sein, ein Spontanbesuch konnte die Hausfrau aber auch

in Verlegenheit bringen. Im Tagebuch der Ursula Bruckner-Eglinger lässt sich beobachten, wie die kollektive Arbeits- und Nachbarschaftsgeselligkeit der frühen Neuzeit immer stärker durch familiär-verwandtschaftliche Beziehungen verdrängt wurde. Wobei auch in diesem Kreis die gegenseitige Unterstützung, wie bei der grossen Wäsche, immer wieder ein Grund des Besuchs gewesen ist. Neben den verschiedenen Pflichtbesuchen, die zum Teil aus ihrer Rolle als Pfarrfrau resultierten, verbrachte Ursula Bruckner-Eglinger viel Zeit in Versammlungen der Herrnhuter Brüdergemeine, besuchte Gemeinemitglieder oder traf sie in Singstunden, Gottesdiensten und an festlichen Anlässen wie dem Missionsfest.<sup>25</sup>

Zwischen all diesen Aktivitäten boten vor allem Spaziergänge und Bewegung in der Natur Ursula Bruckner-Eglinger Momente der Entspannung, in denen sie Kraft tanken konnte. Gern begleitete sie Besucherinnen und Gäste ein Stück des Weges, nach langen arbeitsreichen Tagen war auch die Runde durch den eigenen Garten eine Wohltat und willkommene Gelegenheit für vertrauliche Gespräche zwischen den Ehegatten. In vielen Selbstzeugnissen findet sich der Spaziergang als Möglichkeit der Beziehungspflege und des besseren Kennenlernens zwischen Eheleuten, die vor der Verlobung kaum Gelegenheit zu persönlichem Gespräch unter vier Augen hatten. Wenn auch später der bürgerliche Spaziergang etwas sehr Förmliches und Steifes bekommen haben mag – auf dem Land war das Spaziergehen selbst für die Kinder eine angenehme Aktivität. Das lässt sich zumindest aus dem Umstand schliessen, dass ihre Söhne Ursula Bruckner-Eglinger nicht begleiten durften, wenn sie unfolgsam gewesen waren.<sup>26</sup>

### **Vom Haushalt zur Familie**

Das pietistische Pfarrhaus bildete keine Gegenwelt zur Gesellschaft, sondern war auch in den 1830er-Jahren noch ein ‹offenes Haus›,<sup>27</sup> in dem Freunde und Verwandte auf informelle Weise ein- und ausgingen, in dem Gäste empfangen wurden und zwei bis drei Mägde fest zum Haushalt gehörten. Zwar finden sich in dieser Zeit schon Hinweise auf moderne Vorstellungen von Familie und Elternrollen, die Zusammensetzung der Haushalte war davon jedoch noch wenig beeinflusst. Die bürgerliche Kleinfamilie setzte sich erst deutlich später als Norm durch.

Die frühneuzeitlichen Haushalte waren geprägt von einem paternalistischen Verhältnis von Herrschaft und Angestellten, der Hausvater war für Bedienstete wie die eigenen Nachkommen (und für ihr Verhalten in der Öffentlichkeit) juristisch verantwortlich. Das ‹Haus› war nicht nur ein Gebäude, sondern bezeichnete auch die darin wohnende Gemeinschaft ohne Bezug zur biologischen Verwandtschaft.

**Die bürgerliche  
Kleinfamilie setzte sich  
erst später durch**

Am Ende des 18. Jahrhunderts begannen die Menschen stärker zwischen Haushalt und ‹Familie› zu unterscheiden. Nach und nach wurde die Familie mit ganz besonderen emotionalen Bindungen assoziiert und Erziehung zu ihrer zentralen Aufgabe.<sup>28</sup> Die Dienstmädchen und andere Angestellte waren im Lauf des 19. Jahrhunderts immer weniger in das Familienleben der Dienstherrschaft eingebunden,<sup>29</sup> dennoch unterlagen auch sie weiterhin einem mehr oder minder ausgeprägten erzieherischen Anspruch der Herrschaften. Viele Konflikte zwischen Arbeitgeberinnen und Mägden entzündeten sich daran, dass sich das Personal den Erziehungsmassnahmen – etwa dem Verbot, in der Freizeit tanzen zu gehen – nicht fügte.

Das Tagebuch der Ursula Bruckner-Eglinger erlaubt uns, die Interaktion zwischen Hausfrau und Mägden ein Stück weit nachzuvollziehen. Das Leben und Arbeiten im Binninger Pfarrhaus ähnelte in vielem noch sehr dem, wie es hundert Jahre zuvor gewesen wäre. Ein Grossteil der Nahrungsmittel wurde selbst angebaut und verarbeitet, Brot gebacken, Kraut eingelegt und Wäsche gewaschen. Die Arbeitsteilung stand zwar im Wesentlichen fest, je nach Wetterlage, Gesundheitszustand der Beteiligten und anstehenden Aufgaben konnte sie jedoch jederzeit flexibel gehandhabt werden. Wenn die Hausarbeit es zuliess, schickte die Pfarrfrau ihre Mägde in die ‹Kinderlehre›, den Gottesdienst oder auch ins Bad.<sup>30</sup>

Wie ihre Arbeitgeberin standen auch die im Pfarrhaus tätigen Mägde mit ihren Herkunftsfamilien in Kontakt und bekamen nicht nur für Krankenbesuche oder Begräbnisse von Familienmitgliedern frei. Wenn die Verwandten in der Nähe lebten, konnten die Mägde hin und wieder einen Tag dort verbringen. Die Kindermagd aus Biel besuchte im Sommer 1824 für drei Wochen ihre Eltern. Auch Ausflüge mit der Herkunftsfamilie waren im Prinzip möglich, und zumindest am Sonntag konnten die Mägde auch spontan frei bekommen: «Damit Henriette nicht den ganzen Tag zu Hause bleiben musste, hütete ich während dem Nachmittagsgottesdienst die Kinder, ich hatte mich zuvor auf diese Stunde der Einsamkeit gefreut; allein kaum war man in der Kirche kam eine Freundin von H, die ich doch nicht wohl ganz allein lassen konnte.»<sup>31</sup>

Konflikte mit den Mägden deutete Ursula Bruckner-Eglinger in ihrem Tagebuch in der Regel nur an, manchmal wechselte sie an diesen Stellen ins Französische.<sup>32</sup> Offenbar konnten manche der Mägde Deutsch lesen. Nur wenn die Sache zu sehr hochkochte, waltete der Gatte Abraham Bruckner als oberste Instanz und hielt dem Personal eine Strafpredigt.<sup>33</sup> Sonst trat er in der Familie selten, noch viel weniger aber in Haushaltsbelangen in Erscheinung.

Entgegen der Darstellung in der bürgerlichen Erinnerungsliteratur, in der vor allem von langjährigen Arbeitsverhältnissen berichtet wird,<sup>34</sup> war die Fluktuation unter den Hausangestellten in Basel hoch. Als Wunschvorstellung war das Ideal der langjährigen, loyalen und irgendwie zur Familie gehörenden Bediensteten im Basel des 19. Jahrhunderts sehr präsent. In Einzelfällen kam man diesem Ideal auch ziemlich nah: Als Charlotte His-Vischer 1852 im Sterben lag, wurde sie liebevoll von ihrer Magd Nane gepflegt, die bereits seit 22 Jahren bei ihr diente. Auch in der Familie Schorndorff gab es in den Jahrzehnten um 1800 offenbar langjährige, treue Bedienstete, die an Freud und Leid der Familie teilhatten.<sup>35</sup> Die Regel war das jedoch nicht. Einige Angestellte wechselten auch bei den Schorndorffs in manchmal sehr kurzen Abständen, wie die Briefe von Magdalena Schorndorff-Iselin an ihre Tochter Lene zeigen. Die Tagebücher und Briefe bürgerlicher Frauen vermitteln den Eindruck, dass diese ständig auf der Suche nach neuem Personal seien. Gerade auch in der Kinderbetreuung kam es teilweise zu sehr raschen Wechseln.<sup>36</sup> Womöglich waren in diesem Bereich die Anforderungen der Arbeitgeberinnen besonders streng. Ohnehin betrachteten die Eltern mit gewissem Argwohn, wenn die Kinder zu einer anderen Bezugsperson eine besonders innige Beziehung entwickelten. Im 19. Jahrhundert findet sich immer häufiger eine emotionale Konkurrenz um die Zuneigung der Kinder, die in der frühen Neuzeit viel weniger eine Rolle gespielt zu haben scheint. Befriedigt notierte Ursula Bruckner-Eglinger am 17. Mai 1827 in ihr Tagebuch: «Mir war unterdessen um und um wohl mit meinen Kindern allein zu seyn. Seit etwas Zeit werde ich etwas an ihnen gewahr das mich unbeschreiblich freut weil nemlich die Salome d. Art nicht hat ihr Vertrauen recht zu gewinnen, so habe ich ihre Herzen ganz ungetheilt, sie lieben mich mit voller Zärtlichkeit.»<sup>37</sup>

### **Der Kampf um die Liebe**

Im späten 18. Jahrhundert hatten Gefühle einen neuen Stellenwert in der bürgerlichen Gesellschaft bekommen, die Menschen reflektierten viel stärker über ihre Emotionen und fanden in einem empfindsamen Vokabular neue Ausdrucksformen für ihre Gefühle. Auch Männern wurde ein hohes Mass an Emotionalität zugestanden. Die Liebe zu den eigenen Kindern wurde immer mehr als grenzenlos wahrgenommen und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern in einer Weise idealisiert, dass die Menschen des 19. Jahrhunderts glaubten, «dass sie die Erfinder der Elternliebe und alle vorhergehenden Generationen bar jeder Elternliebe gewesen seien».<sup>38</sup>

**14 Salome Vischer mit Tochter Emma beim Lesen, kolorierte Zeichnung von Johann August Nahl d. J., 1792.** — Die Mutter liest dem Kind vor, die enge Bindung zwischen beiden ist deutlich. Das Bild lässt gesellschaftliche Neuerungen der Zeit vor und während der Französischen Revolution spüren. Auf diese Revolution wird durch die Kleiderfarben subtil hingewiesen. Es sind die Farben Blau-Weiss-Rot des revolutionären Frankreichs. Salome Vischer war die Frau von Peter Ochs und gehörte wie dieser zu den Kreisen, die in Basel das Ancien Régime beendeten.



Das neue Narrativ interessensloser Elternliebe wurde von bürgerlichen Autorinnen und Autoren nicht nur zur Abgrenzung gegen die früheren Generationen genutzt, sondern bildete auch ein wichtiges Mittel der Distinktion gegenüber anderen sozialen Schichten. Gleichzeitig entstand damit eine gesellschaftliche Erwartungshaltung, die bürgerliche Eltern durchaus unter Druck setzen konnte, wenn sie fürchteten, ihre Kinder nicht genug oder ‹falsch› zu lieben.<sup>39</sup> Die Vorstellung davon, wie sich insbesondere Mutterliebe zu verhalten habe, hatte viele Facetten. Ein besonders konfliktträchtiges Thema war hier das Stillen der Kinder durch Ammen. Schon in der Antike hatten Gegner dieser Praxis den Müttern Pflichtvergessenheit vorgeworfen. Dieser Diskurs erreichte am Ende des 18. Jahrhunderts einen Höhepunkt und traf die Frauen nun besonders tief, weil gleichzeitig Mutterschaft – und besonders, eine ‹gute› Mutter zu sein – zum zentralen Kern weiblichen Selbstverständnisses stilisiert wurde. Andererseits warnten die behandelnden Ärzte bürgerliche Frauen oft vor der zu grossen Anstrengung des Stillens und stürzten sie damit in ein Dilemma.

## Mode der ‹Dame aus bestem Hause›

«Madame, vous êtes si belle», hiess es beim Anblick einer Dame aus bestem Hause oft in Basel. Was trug sie an Kleidung, Accessoires und Schmuck, um sich als Teil der Basler Elite oder geliebte Gattin zu präsentieren? Bis zur Revolution verbot und schränkte die Obrigkeit mit Ordnungen wie jener von 1768 Hoffart, ‹Pracht und Kostbarkeit› ein.<sup>40</sup> Im Empire, ohne Vorschriften, war das schlichte frei fallende Chemisenkleid in Mode [16]. Es wurde mit der hutartigen Haube, der nach dem Schiff benannten Schute, getragen. Die hier abgebildete aus gestreifter rosa Taftseide gehörte wohl Dorothea Bischoff [15].<sup>41</sup> So betörend die Geliebte damit für den Mann war: Sie leidenschaftlich zu küssen erforderte beim Tête-à-Tête,

**15** Schute aus Seide, 1813–1825. | **16** ‹Le Suprême Bon Ton. No. 16: Les invisibles en tête-à-tête›, aus den ‹Caricatures Parisiennes›, herausgegeben von Aaron Martinet, Radierung auf Papier, 1800–1815.



Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

### 17 Anhänger in Herzform mit Taschenuhr und Zylinder-Musikwerk, 1811.

wie in «Le Suprême Bon Ton» karikiert, viel Geschick. Denn die Krempe der Schute umschloss das Gesicht der Verehrten eng und ragte weit nach vorne. Das Gute daran – der Kuss war vor neugierigen Blicken versteckt. Im Biedermeier wurde die Schute offener getragen.<sup>42</sup> Wichtiges Accessoire von Barock bis Biedermeier war der Fächer. Die Damen setzten ihn offen oder geschlossen ein [16] und zeigten so Nähe und Distanz zum Geliebten. Eine klare Liebesbezeugung an die Geliebte in Form eines der kleinsten, kostspieligsten und kunstvollsten Schmuckstücke war im Empire ein herzförmiger Anhänger mit goldenem Gehäuse, Gravuren, integriertem Uhrwerk mit Zylinderhemmung und einem auf 1811 datierten Musikwerk von Carrisot mit Stiftzylinder und Kamm mit 18 Tönen [17]. Dessen Musik ist in heiterem Dur. Solche Schmuckstücke, vom Genfer Antoine Favre-Salomon erfunden, waren bis etwa 1825 in Mode. Die Verehrte trug das Herz mit der Uhr mit guillochiertem Zifferblatt, 37 Diamanten, zwei goldenen Turteltauben und Pfeilköcher auf schwarzem Email vorne, oder sie wählte die Seite mit 34 Perlen, der Darstellung Amors mit seinen Liebespfeilen und den zwei Vulva-Symbolen auf Gold. Dieses Herz und die darauf

gezeigten Symbole repräsentieren das Ideal der harmonischen Verbindung von Liebe, Erotik und Sexualität als Vereinigung emotionaler, geistiger und körperlicher Liebe. Vergleichsweise preiswert war seit den 1790er-Jahren Schmuck aus geflochtenem und geklöppeltem Menschenhaar. Er war Zeichen gelebter Erinnerungskultur und Liebe.

Im Biedermeier der 1830er-Jahre war das Kleid mit weiter Glockenform, Korsett und betonter natürlicher Taille wie jenes aus grüner Taftseide der Familie La Roche in Mode [18]. Es hat Faltdекors am tiefen V-Ausschnitt, an den Schultern und den Manschetten. Typisch sind die voluminösen Gigot- oder Keulen-Ärmel. Von der Schulter bis zum Ellbogen wurden sie mit Daunenpolstern aufgebauscht.<sup>43</sup> Der eng zulaufende Vorderärmel begünstigte dabei das Tragen von Armbändern und eleganten Handschuhen. Zum modischen Ensemble zählte auch ein breiter Taillengürtel mit oft schmaler Gürtelschnalle. Das Beispiel zeigt ein beliebtes Modell im Plattenstil mit Perlmuttauflage und ornamentierter Fassung aus vergoldetem Kupfer [19]. Auch Amalia Carolina Burckhardt-Peyer trug solche Schnallen.<sup>44</sup> Um diese anzunähen, boten Sara Spoerlin-Merian und ihre Tochter Dorothea



↑ 18 Damenkleid aus grüner Taftseide mit Gigot-Ärmeln, 1830–1835. |

→ 19 Gürtelschnalle im Plattenstil mit Klemmverschluss, Kupfer vergoldet, 1830–1835.

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

Kurzwaren in ihrem Geschäft am Barfüsserplatz 25 an,<sup>45</sup> während Magdalena Brändlin von Mechel und ihre Tochter Maria in ihrer «Modehandlung Mechel-Heusler» am Fischmarkt neueste Kleiderstoffe, Bänder und Spitzen verkauften.<sup>46</sup>

Unverzichtbar für die passende Frisur, die besonders um 1830 bis 1835 durch ihre Höhe auffiel, war der kunstvolle Chignonkamm [20]. Verkauft wurden solche in Basel von Christoph Burckhardt und Frau Gisi, welche sie bei der von Urs Josef Walter gegründeten und ab 1819 durch seinen Sohn Urs Viktor Walter geführten Kammfabrik in Mümliswil bezogen.<sup>47</sup> Vor allem ausländische Kunden wie Carl Maria Valaperta aus Italien bestellten die Kämmen zur Abholung für den Export ins renommierte Hotel Storchen. Hergestellt wurden die Zierkämmen mit ihrem grossen Kammfeld aus Ochsen- und Büffelhorn<sup>48</sup>, Holz, Schildpatt, meist der echten Karettschildkröte, oder deren Imitat aus bemaltem Horn. Das Kammfeld war in der Frisur von hinten von der konvexen Seite, von vorne von der konkaven Seite sichtbar [21]. Es wurde mit geschabten Mustern und Ausschnittarbeiten meist aus Flora und Fauna verziert. Anna Dorothea<sup>49</sup>, die Tochter des Professors und Pfarrers Salomon Guttmann, besass als Gattin des geflohenen deutschen, in Basel tätigen Theologen Georg Böhringer einen bis heute erhaltenen Chignonkamm aus Horn [20]. Dessen Kammfeld, gearbeitet in Laubsägetechnik, zeigt sechs Straussenfedern. Diese symmetrische Feder war heraldisches Symbol für Sicherheit und Schutz. Der Kamm war der Teuerste von 34 Modellen des «Heidelberger Musterbuchs» von 1830.<sup>50</sup> Anna trug diesen Zierkamm im Haar, als er infolge «einer Ohrfeige des Gatten» zu Boden fiel und in zwei Teile zerbrach.<sup>51</sup> Nach schweren



↑ 20 Chignonkamm mit Federdekor, Horn, 1830–1835. | → 21 Amalia Elisabetha Bridler, Gemälde von Johannes Lüthy, Öl auf Leinwand, 1832.

Zeiten und der Scheidung heiratete sie 1868 Florian Gösi aus Kaiserstuhl, Gesangs- und Musiklehrer am Lehrerseminar Kreuzlingen.<sup>52</sup> Amalia Elisabetha Bridler<sup>53</sup>, Tochter des in Basel tätigen Zürcher Handelsmanns Hans Heinrich von Birch und der Baslerin Dorothea geborene Staehelin, wuchs in Muttenz, Basel und Zürich auf. Nach ihrer Heirat mit dem 29-jährigen Thurgauer Pfarrer Friedrich Bridler wurde sie 21-jährig mit edler Hochfrisur im blauen Seidenkleid mit Gigot-Ärmeln und plissiertem V-Ausschnitt porträtiert [21].<sup>54</sup> Weiss sind dabei die Rüschen am Kleid sowie die Bänder und Spitzen, die das Unterhemd beim Dekolleté zieren. Weiss ist auch das mit Blättern gemusterte Foulard aus Musselin.

Ihr schwarzer Taillengürtel hat eine goldene, mit Ranken verzierte Rahmenschnalle. Der in der Frisur emporragende Chignonkamm fixiert das kunstvoll eingedrehte und in Zöpfe geflochtene Haar hoch am Hinterkopf. Das grosse Kammfeld mit glattem Rand und Fleckenmuster ist aus echtem Schildpatt und hat die Form einer Jakobsmuschel – Symbol für religiöse Hingabe, Kraft des Glaubens, Schutz und Glück.<sup>55</sup> Zwei Haarspangen fixieren die kugligen Lockenbüschel. Amalia Bridler verkörpert das sinnliche Weibliche und das Ideal des vortrefflichen Menschen, in dem sich körperliche Schönheit und geistige Vorzüge verbinden. Die hohe Qualität des Porträts unterstreicht hier die starke Bindung des Ehepaars. **Janine Jakob**

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

Sicher war es daher auch psychologischer Selbstschutz bürgerlicher Eltern, das schlechte Gewissen auf die Ammen zu projizieren. Eine Frau, die ihre eigenen Kinder vernachlässigte, um für Geld andere zu stillen, könne keine gute Mutter sein, hiess es. Eine Schlussfolgerung, die schnell allgemein auf die unterbürgerlichen Schichten übertragen wurde, wie ein Brief des Basler Arztes Johann Rudolf Burckhardt-Socin zeigt, den er im Juni 1815 an seine Frau schrieb: «Das ist der Baselbieter Bauerncharackter! Stirbt das Kind, ja nun so hat es Gott so gewollt, u das Kind zu sich genommen, und man tröstet sich mit Gottes Willen, das Kind, heisst es, ist versorgt, und man ist eine Sorge los. Und man hat nichts auf dem Gewissen, denn man hat sich nicht vorzuwerfen, etwas gethan zu haben, dass an dem Tode schuld seyn konnte. Ob man aber etwas unterlassen habe, das fichtet einen nicht an, denn wer will etwas hindern, das Gott thut. [...] O, wäre es ein Stückchen Vieh, ein Öchslein oder eine Kuh, das würde alles anders lauten.»<sup>56</sup>

Die fehlende Mutterliebe war nicht nur im zeitgenössischen Diskurs über Ammen ein wichtiger Topos, der auf die «Bauern» und das ungebildete Volk übertragen wurde. Auch den anderen für die Kinderbetreuung angestellten Personen hielten die bürgerlichen Frauen immer wieder ihre «Lieblosigkeit» gegenüber den ihnen anvertrauten Kindern vor.<sup>57</sup> Damit konnte wirkliche Grobheit, aber auch Nachlässigkeit in Bezug auf das leibliche und geistige Wohl der Kinder gemeint sein: «Ich hatte etwas Verdriessliches Salome vorzuhalten. Trotz dem Verbot von Marie gab sie dennoch dem Eduard Kirschen zum Abendbrod, da er doch so sehr den Husten hat, lässt ihn ins Feuchte hinaus gehen sogar Morgens ohne Schuhe laufen, ich bemerkte ihm dass ich auf solche Weise nicht mit ruhigem Herzen fortkönne wenn nicht besser Sorge zu ihm getragen würde», lautet ein Tagebucheintrag von Ursula Bruckner-Eglinger aus dem Sommer 1829.<sup>58</sup> Auch wenn im Binninger Pfarrhaus die Kinderbetreuung auf verschiedene Personen verteilt war: Die letzte Verantwortung lag bei der Mutter. Eine Rollenerwartung an bürgerliche Frauen, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer dominanter werden sollte.

## Übung macht die Bürgerin: Sozialisation in die bürgerliche Schriftkultur

Elise Voerke

Emma Vischer, die jüngste Tochter des Basler Ratsherrn Peter Vischer-Sarasin, verbrachte 1809/10 ein Jahr in einem Genfer Mädchenpensionat. Madame Martin, die Anstaltsleiterin, berichtete dem Vater regelmässig über die Fortschritte seiner Tochter und legte ausserdem ihre Abrechnung vor, in der im Dezember 1809 ein auffällig hoher Posten für Schreibfedern auftauchte, denn «euer Fräulein Tochter hat einen Verbrauch an Federn, der selbst den eines Kaufmannes übertrifft. Das erklärt sich aus dem Umstand, dass sie sich selbst ihre Federn zuschneidet – was eine sehr gute Gewohnheit ist – doch da sie es erst lernt, schneidet sie sehr viele, ehe ihr ein paar verwendbare gelingen».<sup>59</sup> Die technischen Fertigkeiten für die Teilhabe an der bürgerlichen Schriftkultur mussten mühevoll erworben werden. Dazu gehörte neben dem eigentlichen Schreibenlernen auch Übung darin, einen Brief mit Siegel zu verschliessen, ohne dass er Feuer fing, das Wissen, wie er zu adressieren war und wie man die Feder als Schreibgerät zuschnitt.

Für die meisten Baslerinnen und Basler spielte das eigene Lesen und Schreiben auch im 19. Jahrhundert wohl keine Rolle im Alltag. In den bürgerlichen Haushalten hingegen war das Schreiben eine professionelle und soziale Notwendigkeit und im Familienleben allgegenwärtig. Besonders (wenn auch keineswegs ausschliesslich) in pietistisch geprägten Kreisen gehörte die schriftliche Selbstreflexion in Tagebüchern und Lebensbeschreibungen zur Identitätsbildung. An der familiären und freundschaftlichen Korrespondenz hatten die Frauen entscheidenden Anteil, in der Überlieferung sind Texte von Frauen jedoch stark unterrepräsentiert.

Das Schreiben beschränkte sich in der bürgerlichen Lebenswelt keineswegs nur auf Briefe, die mit entfernt lebenden Freundinnen oder Verwandten ausgetauscht wurden. Ebenso konstitutiv für die gegenseitige Bindung waren kurze Billets, mit denen innerhalb der Stadt kommuniziert oder Verabredungen für Besuche getroffen wurden. Solche schriftliche «Mikrokommunikation» war auch bei besonderen Anlässen wichtig: In den Familienarchiven finden sich vielerlei kleine Zettelchen, die häufig Geschenke begleiteten – so etwa Taufzettel oder Hochzeitsglückwünsche – und die als Erinnerung aufbewahrt wurden, obwohl das Papier oft nur wenige Worte oder sogar nur einzelne Buchstaben enthält. Auch an

Trauerkränzen hingen schriftliche Abschiedsgrüsse. Weitere Schreiborte, die der Vergesellschaftung im bürgerlichen Milieu dienten, waren Poesiealben und Stammbücher und nicht zuletzt das eigene Tagebuch. All diese verschiedenen Schreibansätze waren jeweils eigenen Stilvorgaben und Normen unterworfen, mit denen die Schreibenden angemessen umgehen mussten, um in ihren Kreisen anerkannt zu werden.<sup>60</sup>

Bis aus den ersten mühsam abgemalten Buchstaben richtige Briefe und eigenständig komponierte Texte wurden, durchliefen die Schreibversuche der Kinder zahlreiche Zwischenstufen, die sich in der Zusammenschau von Kinderbriefen aus verschiedenen Basler Privatarchiven gut rekonstruieren lassen. Die Briefe, die Grosseltern und Eltern zu wichtigen Anlässen wie Neujahr oder zu einem Geburtstag von Kindern oder Enkeln als ein besonderes Geschenk bekamen (und voller Stolz sorgfältig aufbewahrten), wirken zunächst sehr steif und formell. Die Kinder formulierten hier nicht selbst, sondern schrieben einen Text, den eine Lehrperson ihnen vorformuliert hatte, in ihrer schönsten Schrift ab [22]. Auf dem wachsenden Markt für Lehrwerke und Ratgeberliteratur fanden sich für jeden Anlass gedruckte Vorlagen, häufig in Versform. Anscheinend wurden solche Vorlagen auch in der Familie Burckhardt benutzt. Unter den Briefen, die Dorothea Burckhardt-Merian von ihren Enkeln bekam und aufbewahrte, finden sich daher mehrere wörtlich gleichlautende Schreiben.<sup>61</sup>

Trotz solcher Nachlässigkeit in der Wahl der Vorlage waren diese Briefe wichtig für die Beziehungspflege innerhalb der erweiterten Familie. Dabei ging es nicht allein darum, sich der gegenseitigen Zuneigung zu versichern und so die Beziehung zwischen Enkeln und Grossmüttern zu stabilisieren, die durch die Materialität des Briefes in jeder Hinsicht «greifbar» wird. Entscheidend ist vielmehr, dass diese Briefe ein wichtiger Teil der moralischen und emotionalen Erziehung der jungen Menschen waren. Das wird in den Briefen deutlich, in denen die jungen Absenderinnen und Absender versprechen, in Zukunft gehorsamer, fleissiger und insgesamt «besser» zu werden. Durch das wiederholte Niederschreiben von bisherigen Verfehlungen und guten Vorsätzen verinnerlichten die Kinder die Praxis der beständigen Selbstprüfung, die pflichtbewusste Bürger und fromme Bürgerinnen gleichermaßen auszeichnete. Was die Erwachsenen in ihren Tagebüchern – und oft noch adressiert an den himmlischen Vater – wenigstens anlässlich der Jahreswechsel praktizierten (nämlich Vorsätze für die eigene Verbesserung zu formulieren), das taten die Kinder und Jugendlichen also zunächst in Briefen an die eigenen Eltern und Grosseltern. Ähnlich formell und steif wie die (abgeschriebenen) Neujahrsbriefe sind auch die ersten Briefe, die sich Geschwister



**22** «Grund-Riß der Schreibkunst», Unterrichtswerk von **Johann Jacob Spreng, 1707 (?)**. — Spreng war Schreiblehrer am Basler Gymnasium. Seine Instruktionen und Vorlagen wurden über Generationen weitergegeben. Das hier gezeigte Exemplar ist wahrscheinlich von 1707 und hat einen Besitzereintrag von 1771. Es enthält auch Formbriefe für Neujahrsgüsse oder Gesundheitswünsche.

oder Cousins untereinander schrieben. Dieser Eindruck entsteht besonders dann, wenn in französischer Sprache korrespondiert und daher auch unter Teenagern gesiezt wurde.

Neben der Klaviatur brieflicher Umgangsformen und -formeln wurde den Jugendlichen auch ein natürlicher, abwechslungsreicher und eleganter Stil empfohlen. Dieser gelingt besonders leicht, wenn es etwas zu erzählen gibt, das auch in der eigenen Wahrnehmung von besonderem Interesse ist, wie etwa das Bombar-

dement Basels von der Festung Hünningen aus (1815), oder wenn von Ausflügen und anderen Unternehmungen berichtet werden kann. Das war häufig (aber nicht zwingend) nach einem Ortswechsel der Fall, wenn Söhne und Töchter zu Ausbildungszwecken oder für Besuche Basel verliessen.

Briefe zwischen Jugendlichen und älteren Verwandten hatten nicht nur emotionalen Wert, sondern sowohl auf technischer wie moralischer Ebene eine erzieherische Funktion. Eltern und andere Erziehende konnten sich aus den empfangenen Briefen auf der Basis von Schriftbild, Wortschatz und Stil ein Bild der sprachlichen Fortschritte und technischen Fertigkeiten ihrer abwesenden Kinder machen. Und sie zögerten nicht, die jungen Adressaten auf Fehler aufmerksam zu machen. Besonders die Väter achteten streng auf scheinbare Details wie angemessene Abschiedsformeln oder vergessene Datumsangaben. Immer wieder insistierten die Väter in Basel, dass sie französisch geschriebene Briefe erwarteten, und gingen in diesem Punkt häufig mit gutem Beispiel voran. Manche von ihnen belassen es nicht allein bei einer Korrektur der erhaltenen Briefe, sondern schickten ihren Kindern besondere Übersetzungsaufgaben.<sup>62</sup> Die Klagen der Väter über ausgelassene Wörter, unklare Formulierungen, formelhaftes oder ganz unterlassenes Schreiben finden sich in erstaunlich gleichförmiger Weise in der Korrespondenz zwischen Eltern und Kindern des 18. wie 19. Jahrhunderts. Noch häufiger und zeitunabhängiger sind elterliche Ermahnungen zu sittsamem Betragen, Sparsamkeit und guter Verwendung der Zeit. Die Kinder wiederum konnten durch regelmässiges Schreiben an die Eltern Pflichtgefühl und Fleiss unter Beweis stellen.

Solange sie bei den Eltern wohnten, wurden Heranwachsende regelmässig auch zum Abschreiben von Texten, Noten oder Briefen herangezogen. Einer Schwester oder dem Vater einen Brief oder das Kopieren eines Textes abzunehmen, gehörte zu den Gefälligkeiten, die man sich innerhalb der Hausgemeinschaft regelmässig erwies. Damit liess sich keineswegs nur in der Kernfamilie Beziehung stiften – auch im Freundeskreis oder unter Verlobten konnte das Abschreiben ein Geschenk sein: «Als man von einem Gedicht sprach, das Herr David Hess von Zürich über die Störche der Stadt Basel gemacht, und ich äusserte, es gefalle mir, bracht er mir dasselbe abgeschrieben schon am frühen Morgen des nächsten Tages», erinnert sich Valeria Thurneysen an die «Attentionen» ihres Verlobten.<sup>63</sup>

Dass die Familienmitglieder sich beim Schreiben gegenseitig vertraten, ist einer der Gründe, warum das Schreiben von Briefen auch im 19. Jahrhundert noch als eine gewissermassen «öffentliche» Angelegenheit zu verstehen ist.<sup>64</sup> Emma Vischer solle sich keine Sorgen machen, wenn sie nicht dazu komme, jeden Brief

ihrer zahlreichen Geschwister einzeln zu beantworten, meinte ihr Vater: «Sie wissen es wohl, dass du nicht Zeit dazu hast, und wenn du an eines nach Hause schreibst, so ist es so viel als wenn es an alle wäre.»<sup>65</sup> Die Briefe waren nicht nur eine Angelegenheit zwischen Absenderin und Empfänger, sondern wurden vorgelesen, herumgereicht und weitergeschickt. Die väterliche Kritik am Briefstil der Kinder konnte sich deshalb sogar auf Briefe an Dritte beziehen. Doch so ungewollt die Briefe innerhalb der Verwandtschaft noch kursieren mochten: Ein

**Die Väter klagten über  
ausgelassene Wörter und  
unklare Formulierungen**

Bedürfnis nach Privatheit der Korrespondenz ist nicht zu übersehen und wurde auch den abwesenden Jugendlichen ans Herz gelegt. Peter Vischer beispielsweise wurde sofort hellhörig, als seine Tochter einmal den Empfang seines Briefes nicht erwähnte. Aufgrund seines Verdachts, sein Brief sei von der Pensionsleiterin gelesen und Emma deshalb verspätet ausgehändigt worden, bat er seine Tochter, dass sie ihre Briefe, die sie Sendungen der Madame Martin beilegte, künftig vorher versiegeln möge.<sup>66</sup>

Es war ein zentraler Teil des Erwachsenwerdens für junge Bürgerinnen und Bürger, sich die zahlreichen Regeln und Fertigkeiten anzueignen, die für eine souveräne Teilhabe an der bürgerlichen Schriftkultur notwendig waren. Dazu gehörte es auch, Mittel und Wege zu finden, ungewollte Leserschaft möglichst auszuschliessen. Passagen, die etwa die eigenen Hausangestellten betrafen, wurden häufig durch einen Wechsel der Sprache verschlüsselt, wenn nicht sowieso auf Französisch korrespondiert wurde. Hier erweist sich die bürgerliche Schriftkultur als Distinktionsprogramm. Ihre Bildungsmöglichkeiten erlaubten bürgerlichen Familien, ihre Kommunikation von anderen Kreisen oder Schichten abzugrenzen und sich damit von diesen abzuheben. Das stärkte einerseits die eigene Identität, beinhaltete umgekehrt jedoch einen unausgesprochenen Zwang, mithalten zu können, um nicht selbst aussen vor zu bleiben.

# Aus dem Rahmen gefallen – Die ‹Stadtoriginale› Niklaus Münch und David Keller

Kevin Heiniger

Die ambivalenteste populärkulturelle Karriere des 19. Jahrhunderts machten in Basel nicht etwa Schlüsselfiguren aus Politik, Gesellschaft oder Kultur mit gebrochenen Lebensläufen wie Peter Ochs, Emilie Linder oder Friedrich Nietzsche. Es waren zwei körperlich und geistig beeinträchtigte Männer aus dem Pfrundhaus des Bürgerspitals, deren Behinderungen wohl auf eine Mangelernährung in Kindertagen zurückzuführen waren. Die breite Popularität von Niklaus (Niggi) Münch und David (Boppi) Keller verdankte sich dem Basler Maler Hieronymus Hess.<sup>67</sup> Die beiden dienten ihm spätestens ab 1831 als Vorlage für Karikaturen, zunächst Hand in Hand in der Spalen- und der St. Johannis-Vorstadt. Zahlreiche Varianten an verschiedenen Standorten und in unterschiedlichen Rollen folgten.<sup>68</sup> Als Terrakotten, Postkartensujets und sogar auf Lampenschirmen fand das auffällige Paar Jahrzehnte über den Tod hinaus weite Verbreitung und entwickelte sich zu einem Basler ‹Maskottchen› [23].<sup>69</sup> Hess und seine Epigonen wiesen mit ihren Darstellungen der beiden Männer bereits auf die spätere Cartoonkunst der Massenmedien hin. Aus den Spottversen der Kinder, die sie selbst noch zu hören bekamen, wurde das volkstümliche Fasnachtssujet hundert Jahre später.<sup>70</sup> Aus heutiger Sicht befremdet es, dass zwei Randständige so unverhohlen der öffentlichen Unterhaltung preisgegeben wurden. Auch wenn es sich um einen wohlwollenden Blick auf Nonkonformität handelte, so ist er nach heutigen Massstäben diskriminierend. Interessant ist ausserdem die Frage, ob die öffentlich wahrgenommene Unangepasstheit des Paares sich lediglich durch dessen Beeinträchtigungen definierte oder auch dadurch, dass es sich um zwei Männer handelte, die sich offenbar zugetan waren und sich buchstäblich die Narrenfreiheit nahmen, dies zu zeigen. Die Rezeption und Verortung der beiden Männer, die ungefragt zu einem Aushängeschild ihrer Heimatstadt gemacht wurden, kamen bislang nicht über das Anekdotische hinaus.<sup>71</sup> Eine Revision ist angezeigt. Zwar sind die Spuren, welche die beiden Männer zu Lebzeiten hinterliessen, dürftig. Sie finden sich in Geburts- und Sterberegistern, Adressbüchern und einzelnen Akten des Bürgerspitals.<sup>72</sup> Dennoch lässt sich ein differenzierteres soziales Profil skizzieren, als es in bisherigen Publikationen der Fall war.

**23 Lampenschirm mit den Silhouetten von Niklaus Münch und David Keller, undatiert. —**

Auf dem Lampenschirm aus dem frühen 20. Jahrhundert findet sich das Paar Münch/Keller Seite an Seite mit dem Basilisken sowie dem Spalentor und dem St.-Johanns-Tor, was den damaligen Stellenwert der beiden als Basler «Wahrzeichen» unterstreicht. Münch und Keller, die wohl aufgrund von Mangelernährung psychische Beeinträchtigungen hatten, waren Pfründer des städtischen Spitals, also bezahlende Bewohner.



### **Viele Geschwister und doch allein**

(Johann) Niklaus Münch wurde am 26. März 1775 in der St. Alban-Kirche getauft.<sup>73</sup> Er war das elfte und jüngste Kind von Lukas Münch und Gertrud Hüglin. Mindestens sieben Geschwister starben im Kleinkindesalter. Von drei weiteren – Gertrud, Elias und Christian – ist nicht bekannt, ob sie das Erwachsenenalter erreichten. Auch wenn bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kindersterblichkeit in der Schweiz wesentlich höher lag als heute,<sup>74</sup> ist diese Zahl erschreckend. Sie könnte in Zusammenhang stehen mit der vermuteten Mangelernährung und möglicherweise einem – zumindest zeitweiligen – sozialen Abstieg der Familie Münch. Die Münchs waren eine alteingesessene Bäckerfamilie. Der Vater trug diese Berufsbezeichnung bis in die 1760er-Jahre, später, ab etwa 1770, war er als «Spänner», also Anspanner tätig, dem die Pflege der Pferde oblag. Der Wohnort war eine Liegenschaft (Nr. 1401) am Spitalberg,<sup>75</sup> in unmittelbarer Nachbarschaft zum Domhof. Bei Letzterem handelte es sich um ein auffälliges spätgotisches Verwaltungsgebäude, das sich damals noch im Besitz des Basler Bischofs befand.<sup>76</sup> Vielleicht war dies der Arbeitsort von Lukas Münch. Die erste Gattin, die Mutter von Niklaus Münch, starb im Oktober 1781. Bereits drei Monate später heiratete der

Vater Maria von Mechel und ein knappes Jahr nach deren Ableben Anna Catharina Rahm<sup>77</sup> aus dem schaffhausischen Unterhallau. Sie gebar ein paar Wochen nach der Hochzeit den Sohn (Jakob) Heinrich, der später als Schlosser und Standesreiter seinen Lebensunterhalt verdiente.<sup>78</sup> Zu Lebzeiten des Vaters wohnte Niklaus Münch wohl bei seiner Familie. Später war eine Lebensgemeinschaft mit der Stiefmutter und dem Halbbruder offenbar nicht mehr möglich oder erwünscht. Die Aufnahme im Basler Bürgerspital erfolgte im Oktober 1797, vier Monate nach dem Tod des Vaters, als Niklaus Münch 22 Jahre alt war.<sup>79</sup> Bis an sein Lebensende 46 Jahre später war er als ‹Pfründer› ein Pflegling des Spitals, der vom ererbten Vermögen zehrte. Vielleicht wurde er auch weiterhin von der Stiefmutter und dem Halbbruder finanziell unterstützt.

### **Ein Geschwisterpaar braucht Betreuung**

Einen ganz ähnlichen sozialen Hintergrund hatte David Keller. Auch seine Familie war alteingesessen, der Vater (Johann) David Weissbäcker. David Keller war das Jüngste von drei Kindern und wurde am 12. September 1771 in der Leonhardskirche getauft. Sein älterer und relativ früh verstorbener Bruder Rudolf übte den gleichen Beruf aus wie der Vater. Die ältere Schwester Catharina Margarethe war ebenfalls pflegebedürftig. Die Familie Keller wohnte eingangs der Spalenvorstadt (Liegenschaft Nr. 354) in einem Eckhaus. Die Mutter Maria Magdalena Keller-Streckeisen starb im September 1810, der Vater knapp zwei Jahre später. Mit dem Tod der Eltern war die Versorgung der Geschwister nur noch notdürftig gewährleistet: «Diese elenden Kreaturen», so der Aufnahmeantrag an das Bürgerspital, «haben ihr Leben so elend als mögl[ich] durchgebracht».<sup>80</sup> Zwischenzeitlich waren sie Kostgänger bei einem Bruder der Mutter, dem Zinngiesser Emanuel Streckeisen und seiner Frau Salome Streckeisen-Pack. Nach Letzterer Tod im September 1816 bedurfte es eines neuen Versorgungskonzepts. Der Vormund (Vogt) der Geschwister war Caspar Henz, wie Vater Keller Weissbäcker von Beruf und damit ein Zunftgenosse. Vormundschaftliche Angelegenheiten regelten bis 1875 nach wie vor die Zünfte.<sup>81</sup> Henz wohnte zudem in unmittelbarer Nähe (Liegenschaft Nr. 351) der Familie Keller. Er beantragte im Juni 1817 die Aufnahme der Geschwister Keller ins Pfrundhaus des Bürgerspitals, was diesen «Bedauernswürdigen» gewährt wurde. Nicht alltäglich war offenbar eine Bedingung: «Auf eine nicht gewöhnliche Weise an einander anhänglich, wünschten sie, nicht getrennt zu werden», so der Antrag. Ob die gemischtgeschlechtliche Unterbringung von Bruder und Schwester möglich war, ist fraglich.



**24 Barfüsserkirche mit «Almosen»-Gebäude, Aquarell von Constantin Guise, 1849.** — Der geschlossene Bereich

des Spitals («Almosen») beherbergte die schweren Fälle psychisch Erkrankter. Die Darstellung ist verklärend, denn es handelte sich beim «Almosen» mit dem Innenhof, dem Kreuzgang des ehemaligen Klosters, um eine Wegsperrung. Die Erkrankten sollten sich nicht im öffentlichen Raum aufhalten und bekamen kaum Fürsorge.

Über das Alltagsleben im Pfrundhaus jener Jahre ist wenig überliefert. Die Räumlichkeiten befanden sich im vorderen Spital, zwischen der oberen Freien Strasse und heutiger Barfüssergasse gelegen. In rund dreissig Stuben lebten hier etwa 175 Menschen, wobei eine konsequente Trennung der Gesunden von ansteckenden Kranken nicht immer gewährleistet war.<sup>82</sup> Bei der Aufnahme wurden Münch (1797) und Keller (1817) jeweils gemäss dem mitgebrachten Vermögen zugeordnet:

Münch gehörte mit seinen 1000 [Franken?] zu den «Ordinary Pfrunder», also den gewöhnlichen Pfründern, und erhielt einen Platz in einer «Gesunde Mannen Stuben».<sup>83</sup> David und Catharina Margarethe Keller wurden mit ihren insgesamt 4000 Franken zu den «Mittel Pfründer» gezählt, was wohl die gleiche Kategorie war.<sup>84</sup> Daneben gab es noch die «Reichen Pfründer». Wenngleich die Verhältnisse im Pfrundhaus bescheiden waren, so waren sie doch besser als im hinteren Spital, dem sogenannten «Almosen», wo Menschen mit stärkeren psychischen Störungen und ohne Vermögen untergebracht waren. Im Gegensatz zu diesen Internierten konnten sich die Pfründer frei bewegen, auch im öffentlichen Raum.

### **Eine integrative Diskriminierung**

Catharina Margarethe Keller starb im Juni 1827. Gut möglich, dass sich die Freundschaft zwischen David Keller und Niklaus Münch in der Folgezeit entwickelte. Die erste Karikatur von Hess datiert von 1831. Ob und wie die plötzliche Popularität Auswirkungen auf ihr Leben hatte und ihnen beispielsweise in Form finanzieller Zuwendungen zugutekam, ist nicht bekannt. Zu David Keller findet sich lediglich noch eine Notiz, dass er sich im Herbst 1837 im Siechenhaus St. Jakob wegen Krätzebefalls einer mehrwöchigen Kur unterziehen musste.<sup>85</sup> Er starb am 28. Oktober 1839 im Bürgerspital an der Freien Strasse [25]. Drei Jahre später, im Oktober 1842, fand der Umzug des Bürgerspitals an den neuen Standort im Markgräflerhof an der Hebelstrasse statt. Dies war eine dringliche sanitärische Massnahme und eine der ersten Erneuerungen der öffentlich-städtischen Strukturen. In diesem Zusammenhang steht Kellers Krätzebehandlung exemplarisch für die schlechten hygienischen Verhältnisse im alten Spital und lässt den überlieferten Kindervers auf Münch als realistischen Kommentar auf die dortigen Lebensverhältnisse erscheinen: «Dr Niggi Münch im Spittel het Lys und Fleh im Kittel.»<sup>86</sup> Den Pfründern wurden anlässlich des Umzugs 1842 zwei Wurstweggen, ein Semmelbrötchen und ein Extraschoppen «Competenzwein» kredenzt.<sup>87</sup> Niklaus Münch dürfte noch in diesen Genuss gekommen sein. Er erlag einige Monate später, am 3. September 1843, einem «Stickfluss», also einem Lungenödem.<sup>88</sup>

Keller und Münch stehen mit ihren Biografien exemplarisch für den Umgang der bürgerlichen Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts mit randständigen, beeinträchtigten und gebrechlichen Menschen. Das Bürgerspital diente in beiden Fällen in dem Moment als Auffangnetz, als die privaten Versorgungskonzepte zu versagen drohten. Münch verbrachte mit 46 Jahren mehr als zwei Drittel seines Lebens als Spitalpfründer, Keller kam auf immerhin 22 Jahre. Diese Zeitspannen



**25** ‹Das alte Spital zu Basel›, Lithografie von **H. Maurer, wahrscheinlich nach 1842.** — Das Bild zeigt die Freie Strasse mit dem bis 1842 dort befindlichen, umfangreichen Spitalkomplex, der aus mehreren benachbarten Häusern bestand. Die mittelalterlichen Räumlichkeiten wurden zugunsten neuer im Markgräflerhof an der ‹Neuen Vorstadt› (Spitalstrasse) aufgegeben. ‹Niggi›

Münch und ‹Boppi› Keller sind hier in ihrer gängigen Darstellung als Paar zu erkennen (rechts neben dem Fuhrwerk). Sie waren Spitalpfründer und gehörten nicht zu den im ‹Almosen› Eingeschlossenen. Münch und Keller schauen als Einzige aus dem Bild heraus und sind damit als prominente Figuren der Basler Strassenszenerie hervorgehoben.

verweisen auf die Multifunktionalität des Spitals, das gleichzeitig als Heim für physisch und/oder psychisch Beeinträchtigte sowie für Bejahrte diente und so einen jahrzehntelangen Aufenthalt in derselben Institution erlaubte. Einzigartig ist die Popularität, die das Duo erlebte. Diese ist ambivalent, da sie sich als sympathiebezeugendes Amüsement manifestierte. Der Akt, die Randständigen ins Bild zu setzen, in vielfältiger und zahlreich abgewandelter Form in den gesellschaftlichen Fokus zu holen und sie schliesslich als Illustrationen zu Hause aufzuhängen, hat eine integrative Komponente. Allerdings geschah dies als Karikatur ihrer Normabweichung. Diese Hervorhebung und Verzerrung stellten schliesslich in zweifacher Hinsicht eine Diskriminierung dar.

## Anmerkungen

- 1 Hirschfeld 1985 [1785], S. 58–59.
- 2 Münch 1947, S. 72–73; Tanner 1995, S. 193.
- 3 StABS, PA 92, Biografische Aufzeichnungen von Mitgliedern der Familie Iselin; StABS, PA 594a Z 4, «Tagebuch» beziehungsweise Autobiografie von Christof Burckhardt-Bachofen.
- 4 So beispielsweise StABS, PA 212a G 1 2, Aufzeichnungen des Lucas Sarasin; StABS, PA 729 B 1, Familienbuch Johannes Bischoff-DeBary; StABS, PA 115 (a) III 8, Familienbuch Emmanuel und Dorothea Ryhiner-Christ. Vgl. auch Burckhardt-Sarasin 1953a.
- 5 Vgl. StABS, PA 694a B 7 b «Tagebuch meiner selbs» (1783–1784), S. 3.
- 6 StABS, PA 694a B 7 b «Tagebuch meiner selbs» (1783–1784), S. 5.
- 7 UB Basel, NL 152, Esther Burckhardt-Socin an Valeria Thurneysen-Fäsch im August 1807 sowie ebd. die Briefe zwischen den Eheleuten 1815.
- 8 Vgl. Schmid 2000.
- 9 Vgl. zum Beispiel StABS, PA 212a F 23 23, Eingabe an die Helvetische Gesellschaft – ohne Paginierung.
- 10 StABS, PA 511 800 J 55, Brief von Elisabeth Burckhardt-Vischer vom 16.2.1811.
- 11 StABS, PA 594 b B 5-4 (1) 3, Brief von Salome Hess-Vischer vom 7.9.1820.
- 12 Siehe dazu auch Röhlin 1986, S. 113–147, besonders S. 117.
- 13 Hierzu ausführlich: Münch 2019. Die Basler Pfarrfamilien waren fest in die städtische Oberschicht integriert. 28 Prozent der Basler Hauptpfarrer waren im 18. Jahrhundert mit Kaufmannstöchtern verheiratet, 30 Prozent ihrer Töchter heirateten ihrerseits einen Kaufmann. Ebd., S. 25 ff. In der Regel war ein Posten auf der Landschaft nur ein erster Karriereschritt auf dem Weg zu einem der angeseheneren Stadtpfarrämter, vgl. Hagenbuch 2014, S. 65–66.
- 14 Vgl. beispielsweise Einträge vom 24.4.1825 oder 16.11.1831 im Tagebuch der Ursula Bruckner-Eglinger (Bruckner-Eglinger 2014), ähnliche Zweifel finden sich in Briefen und Tagebüchern zahlreicher ihrer Zeitgenossinnen.
- 15 Bruckner-Eglinger 2014, S. 387 (31.10.1829).
- 16 Hebeisen 2005, S. 243.
- 17 StABS, PA 594 b B 5-4 (1) 3, Brief von Salome Hess-Vischer vom 30.12.1819.
- 18 Voelkel 2017.
- 19 Gyr 1989.
- 20 Bruckner-Eglinger 2014, S. 345–346.
- 21 Sarasin 1997, S. 125 ff.
- 22 StABS, PA 101 A 2.2, Familienbuch Ursula Merian-Burckhardt. Das Trinkgeld stand offenbar der Magd zu, musste aber bei der Rückkehr vorgewiesen werden.
- 23 Roth 1961, S. 145.
- 24 Cimino 2004.
- 25 Die überlieferten Tagebücher von Ursula Bruckner-Eglinger enden im Jahr 1833, sodass sich nicht genau sagen lässt, wie häufig sie später noch alte Bekannte oder frühere Gemeindeglieder auf der Landschaft besuchte.
- 26 Bruckner-Eglinger 2014, S. 468 (29.5.1831).
- 27 Eibach 2011.
- 28 Opitz-Belakhal; Guzzi-Heeb 2020.
- 29 Gestrich 2020, S. 604–605.
- 30 Bruckner-Eglinger 2014, siehe beispielsweise S. 185, 196, 378 (1.5.1824, 16.7.1824 oder 19.7.1829).
- 31 Bruckner-Eglinger 2014, S. 182 (11.4.1824).
- 32 Bruckner-Eglinger 2014, S. 424 (18.8.1830) und weitere.
- 33 Bruckner-Eglinger 2014, siehe beispielsweise S. 322, 328, 357 (6.8.1827, 17.10.1827, 3.9.1828).
- 34 Vgl. von der Mühl 1985, S. 138–139.
- 35 StABS, PA 594b B 5-4 (1) 1: Notizheft «Erinnerungen» von Elisabeth Burckhardt-Vischer. Vöchting-Oeri 1941, S. 107.
- 36 Esther Burckhardt wechselte nach der Geburt ihres zweiten Sohnes innerhalb von elf Monaten viermal das Kindermädchen. UB Basel, NL 152, Brief von Esther Burckhardt-Socin an Valeria Thurneysen-Fäsch vom 20.2.1806. Vgl. auch die Briefe von Magdalena Schorndorff-Iselin an ihre Tochter Lene im Februar 1793, in: StABS, PA 1237b C 1-4 (Teil 1).
- 37 Bruckner-Eglinger 2014, S. 315 (17.5.1827).
- 38 Habermas 2000, S. 264, Anm. 30.
- 39 Noch im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die angeblich schädliche Nachgiebigkeit mancher Eltern unter dem Begriff der «Affenliebe» verhandelt, der sich bereits im 18. Jahrhundert in verschiedenen Lexika findet. Jensen 2013.
- 40 StABS, STA Bf 1 A 12-26, S. 11 ff.
- 41 Vgl. Picken 1999, S. 27; Loschek 2011, S. 329.
- 42 Vgl. HMB 1934.504.
- 43 Siehe Ärmelpolster in: Kyoto Costume Institute/Fukai 2012, S. 199.
- 44 Siehe Porträt von 1836 aus Privatbesitz; in: Abegglen 2022, S. 188, vgl. Schnalle HMB 1938.179.
- 45 Vgl. Schnalle HMB Inv. 1938.178; Gemälde HMB 1900.7 von 1835; StABS, STA H 43 18, S. 7, und STA H 43 22, S. 40.
- 46 StABS, STA H 42 18, S. 7; BA 1862, S. 40.
- 47 Vgl. Brunner 1993, S. 194–196.
- 48 Vgl. KM 9001, S. 2, 51; KM 9000, S. 5, 26, 29.
- 49 RZZ Familienregister Kaiserstuhl I/128.
- 50 KM 5051, S. 2.
- 51 Inventarkarte zu HMB 1913.9.b.
- 52 StATG Slg. 13.2.0/233, S. 269; StATG Slg. 13.2.0/202.
- 53 StATG Slg. 13.2.0/233 und StATG ZA 1.
- 54 Vgl. StATG Slg. 13.2.0/234; StATG, ZA 1, S. 106.
- 55 Vgl. Modell des Typs HMS 1929.101.
- 56 UB Basel, NL 152, Brief Johann Rudolf Burckhardt-Socin an seine Frau Esther Burckhardt-Socin vom 25.6.1815.
- 57 Ganz explizit Bruckner-Eglinger 2014, S. 423 (14.8.1830).
- 58 Bruckner-Eglinger 2014, S. 376 (28.6.1829).
- 59 StABS, PA 636a F 3: Madame Martin an Peter Vischer, 4.12.1809, Original französisch.
- 60 Linke 1996, S. 292.
- 61 StABS, PA 962c E 2: Briefe von Sohn Philipp und den Enkeln Christoph, Carl und Hieronymus 1810–1821.
- 62 Cimino 2010, S. 259–260.
- 63 Burckhardt-Thurneysen 1900, S. 29.
- 64 Nach Earle 1999, S. 7, war das Schreiben «an entirely social affair».
- 65 StABS, PA 636a F 5.3 4: Peter Vischer an seine Tochter Emma, 9.3.1808.
- 66 StABS, PA 636a F 5.3 4: Peter Vischer an seine Tochter Emma, 18.6.1809.
- 67 Zu Hess siehe Boerlin-Brodbeck 2020. Hess war allerdings nicht der Erste: Bereits der Basler Künstler Franz Feyerabend malte den jungen Niklaus Münch in den 1790er-Jahren in karikierender Weise. Für den Hinweis danke ich Dr. Margret Ribbert. HMB Inv. 2011.530. und Inv. 1988.96.
- 68 Zum Beispiel: Pfister-Burkhalter 1949, Kat.-Nrn. 30, 31, 60–64, 71, 194, 251.
- 69 Hinweis von Dr. Margret Ribbert. HMB Inv. 1977.182.
- 70 Zum Beispiel: Zeedel (Zettel) der Fasnachtsgesellschaft Alti Basler Bebbi von 1933: <https://www.schnitzelbankbasel.ch/view/year-bank.html?bank=118&year=1933&hl=1933>, abgerufen am 24.8.2024.
- 71 Zum Beispiel: Meier 1970, S. 21–23. Meier 1975, S. 8–9, 41.
- 72 Register zu den pfarramtlichen Registern (Kirchenbüchern) bis 1869, 1876 (StABS, JD-REG 6e). Nummern- und Adressen-Buch für die Stadt Basel (1789–1862) (StABS, STA H 43).
- 73 Das häufig genannte Geburtsjahr 1770 lässt sich im Gegensatz zu 1775 nicht belegen, beruht wohl aber auf der offenbar falschen Altersangabe im Totenregister.
- 74 Perrenoud 2010.
- 75 Heutiger Strassenname: Münsterberg. Die Basler Häuser waren vor 1860 nicht strassenweise durchnummeriert, sondern jeweils durchgehend für Gross- und Kleinbasel.
- 76 Nagel; Möhle; Meles 2006, S. 57–61.
- 77 Bei Eugen A. Meier wird die Stiefmutter als «dicke, drollige Witwe» beschrieben. Meier 1970, S. 21–22.

- 78 Auch der Halbbruder wurde später von Hieronymus Hess porträtiert, vgl. Jakob Heinrich Münch, Bürger u. Schlossermeister u. Freischärler von Basel im Zug gegen die Jesuiten 1845 (StABS, NEG F 1589).
- 79 StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister 1799–1803, S. 44. StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister 1803–1829, S.10.
- 80 Hier und im Folgenden: Aufnahmeantrag vom 12.6.1817 (StABS, Spital-Archiv V 23, 18, Jenni – Kellerhals).
- 81 Burckhardt 1942, S. 130, 310–316.
- 82 Wanner 1965, S. 22–23. Für einen Überblick Braunschweig 2015.
- 83 StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister 1799–1803, S. 44.
- 84 StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister 1829–1838, S. 334.
- 85 StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister 1829–1838, S. 323 und 334.
- 86 Der Niggi Münch im Spital hat Läuse und Flöhe im Kittel. Meier 1970, S. 23.
- 87 Wanner 1965, S. 28.
- 88 StABS, A A 2,2: Sterbe und Beerdigungsregister 1842–1864, Nr. 70.





Patricia Zihlmann, Stefan Hess

# Aushalten und Bewältigen

Basel erlebt nach der Französischen Revolution von 1789 grosse politische und militärische Bedrohungen. Die Erinnerungskultur wird diese Jahre ablehnen und ihren Protagonisten Peter Ochs zunächst totschweigen. Insbesondere von 1813 bis 1817 akzentuiert sich der Ausnahmezustand, in dem sich die Stadt befindet. Massenheere ziehen durch Basel, es gibt Krieg um und in der Stadt, eine Epidemie bricht aus. Schliesslich führt ein gewaltiger Vulkanausbruch in Indonesien zu einer weltweiten Klimakatastrophe. Ernteausfall, Teuerung und Hungersnot bleiben Basel nicht erspart. Trotzdem kommt es nicht zu Unruhen. Bewältigen bedeutet für jeden und jede meist persönliches Ausharren. Auch der Staat betont den Anteil privater Wohlfahrt. Er ruft zu Demut und Dankbarkeit gegenüber den hilfsbereiten Begüterten auf. Die sozialen Hintergründe von Notlagen werden erst Jahrzehnte später ein Thema.

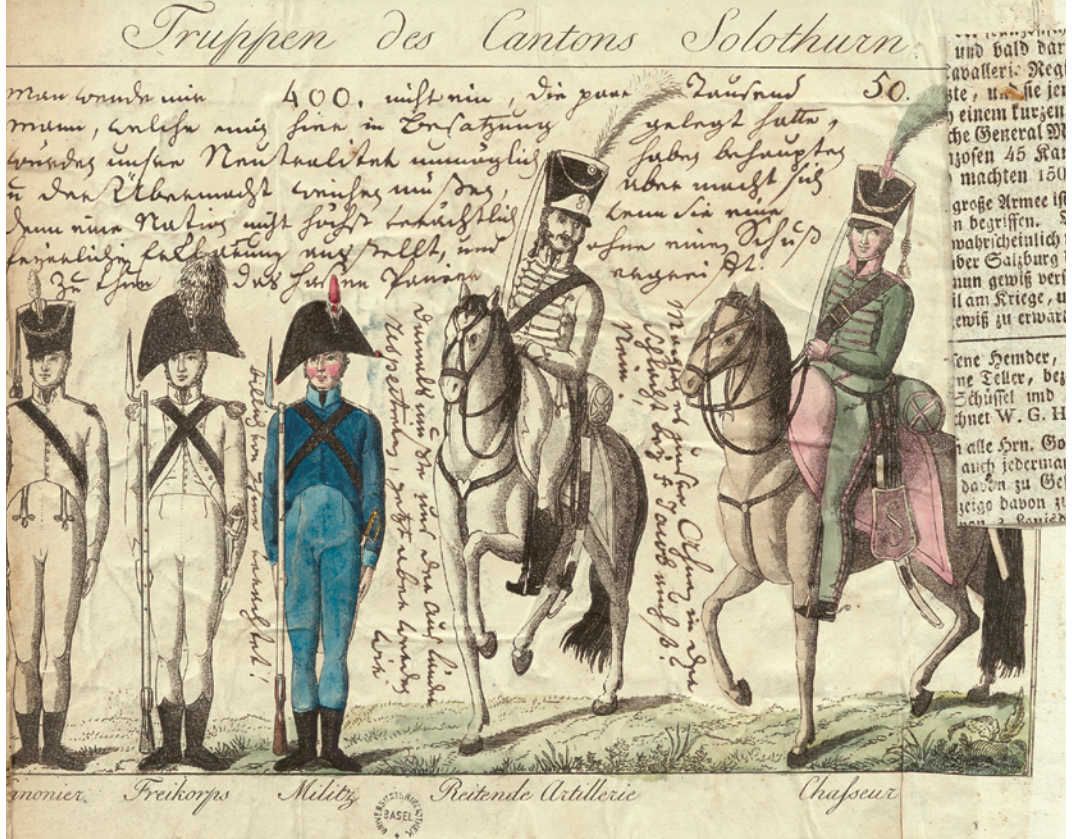
# Krisen und ihre Bewältigung

Patricia Zihlmann

«Was erlebt doch unsre Generation nicht alles in so wenig Jahren? Ja innert wenig Monaten, Wochen, Tagen?», schreibt Emanuel Burckhardt-Sarasin im März 1814.<sup>1</sup> Mit Belagerungen, Bombardements, tödlichen Krankheiten und leeren Kornspeichern war Basel wie viele Städte in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts mehrmals konfrontiert. Ereignisreich waren die drei Jahrzehnte nach 1790, denn die sich verändernden politischen Rahmenbedingungen hatten konkrete Auswirkungen auf den Alltag. In den Jahren 1814 bis 1817 stellte eine Häufung schwieriger Lebenslagen durch Krieg, Seuche und Hungersnot sogar die Existenz infrage. Folglich ist es wenig erstaunlich, dass die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen die Gegenwart als krisenhaft wahrnahmen.<sup>2</sup> Auch die Reflexion des Basler Kaufmanns Emanuel Burckhardt-Sarasin fällt in diese Zeit und wird angesichts der unbequemen Lage der Basler Bevölkerung verständlich: Seit Dezember 1813 waren im Krieg gegen das napoleonische Frankreich tausende Angehörige der alliierten Truppen in der Stadt einquartiert, was die Ausbreitung eines tödlichen Fiebers begünstigte, das etliche Opfer unter der Einwohnerschaft und im Militär forderte. Die Atempause nach der französischen Kapitulation und Schleifung der Festung Hüningen 1815 währte nicht lange: Der Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora führte in Mitteleuropa 1816/17 zu zwei verregneten Sommern. Die Ernten brachen ein und der Hunger grassierte, auch in Basel und auf der Landschaft. Diese wirtschaftlichen, medizinischen, emotionalen und sozialen Belastungen galt es auszuhalten und zu bewältigen – je nach Betroffenheit und zur Verfügung stehenden Mitteln konnte die Bevölkerung auf unterschiedliche Strategien hierfür zurückgreifen.

## Stadt an der Grenze – Im Stich gelassen und enttäuscht

Ein wichtiges Merkmal für das Basler Selbstverständnis war und ist die Grenzlage am Dreiländereck. In Friedenszeiten brachte sie Vorteile für Handel und Wirtschaft mit sich und vereinfachte die Verbindung zu den elsässischen und badi-schen Märkten. Die Nähe zu zahlreichen französischen Festungen war dagegen äusserst bedrohlich, als sich Ende 1813 österreichische, preussische und russische



**26 Handzeichnung und Text zum militärisch-politischen Geschehen im «Ratsherrenkasten» von Emanuel Burckhardt-Sarasin, um 1813.** — Selbstzeugnisse dienten auch als Ventil für die emotionale Bewältigung von Krisen. Emanuel Burckhardt-Sarasin dokumentierte das Zeitgeschehen in über vierzig umfangreichen Bänden («Ratsherrenkasten»), indem

er Zeitungsartikel, Karikaturen, eigene Kommentare und Illustrationen zu einer Collage zusammenfügte. Auf dieser Illustration zu Solothurner Truppen notiert er abschätzig, die Kapitulation der eidgenössischen Truppen 1813 sei feige im Vergleich mit dem Kampf der Eidgenossen in der Schlacht bei St. Jakob 1444.

Truppen mit rund 195 000 Soldaten für einen militärischen Schlag gegen Frankreich an der Grenze sammelten.<sup>3</sup> Zum Schutz der Neutralität erliess die Basler Regierung am 3. November 1813 eine Verordnung zur Vermeidung parteiischer Reden und befahl, sie in allen Gaststätten und Häusern Basels zu verteilen. Eine Woche später wurde die Meldepflicht für Fremde verschärft, und es wurden keine neuen Aufenthaltsscheine für französische Bürger mehr ausgestellt.<sup>4</sup> Als die Tagssatzung am 18. November die bewaffnete Neutralität proklamierte, wurden zwar eidgenössische Regimenter in Grenzstädten wie Basel, Rheinfelden und Konstanz einquartiert, doch hätte deren geringe Zahl kaum einen Einmarsch in eidgenössisches Territorium verhindern können [26].<sup>5</sup>

In dieser angespannten Lage vergrösserten Gerüchte über eine heimliche Übereinkunft zwischen den Alliierten und den eidgenössischen Befehlshabern Niklaus Rudolf von Wattenwyl und Johann Anton von Herrenschwand die allgemeine Nervosität. Die Kapitulation am 20. Dezember und der rasche Abzug der eidgenössischen Truppen bestätigten die Meldungen. Viele Basler Zeitzeugen und Zeitzeuginnen nahmen dies als Verrat der Heimatstadt und der Neutralität wahr. Als eidgenössischer Offizier legte etwa Eduard Ochs (später His), Sohn des Basler Revolutionärs Peter Ochs, seine Uniform enttäuscht und beschämt ab.<sup>6</sup>

Dass sich die Basler im Stich gelassen fühlten, zeigt ein Artikel des Basler Bezirksstatthalters Christian Dagobert Gysendörfer im Oktober des folgenden Jahres. In der «Allgemeinen Zeitung» verband er seinen Vorwurf gegen die eidgenössischen Befehlshaber, sie hätten für die Kapitulation Geld angenommen, mit einer Spitze gegen deren Berner Heimatkanton, wo die Regierung zügig eine Restauration der vorhelvetischen Verhältnisse anstrebte. Die Republik Bern führte zur Widerlegung der Vorwürfe erfolgreich eine Untersuchung durch und liess alle Akten in der Presse publizieren, wo Herrenschwand Gysendörfers Äusserung als «Basler-Geschwätz» abqualifizierte.<sup>7</sup>

### **Stadt im Ausnahmezustand**

«Nunmehr glich Basel vollkommen einer belagerten Stadt; die Strassen waren immer dicht mit Soldaten besetzt; das gieng immer auf und zu mit Ein- und Abmarschieren, Aus- und Einquartieren von Leuten, mit allen Farben und von allen Nationen, preussischen, österreichischen und russischen Unterthanen von allen Kreuzecken und Enden, deren Sprache kein Mensch verstand», beschrieb Johann Heinrich Munzinger rückblickend die Zeit.<sup>8</sup> Bereits für die Einquartierung der eidgenössischen Truppen hatten die Obrigkeiten die aktive Mithilfe der Bevölkerung beim Aufbau der Infrastruktur benötigt. Am 17. und 30. November 1813 wurde sie aufgerufen, Laternen anzuschaffen (eine öffentliche Beleuchtung gab es nicht), Matratzen und Bettdecken für Kantonnements zu liefern und Vorkehrungen zur privaten Unterbringung von Militärangehörigen zu treffen.<sup>9</sup> Der materielle Bedarf spiegelt sich in den Zeitungsannoncen des ausgehenden Jahres wider: Angebote von Möbeln, Textilien oder Laternen standen neben Kaufgesuchen wie jenem des Kantonsarztes Johann Georg Stückelberger um «gute, reine und brauchbare Strohsäcke, Madratzen, Kopfpolster und Leintücher».<sup>10</sup>

In der Einwohnerschaft, die sich innert kurzer Zeit vorbereiten musste, war der Druck gross.<sup>11</sup> Eine weitaus grössere Herausforderung in zeitlicher und mate-

## 27 Splitter einer Bombe aus der Festung

**Hünigen, 1815.** — Aufgrund der militärischen Besetzung durch alliierte Truppen wurden Basel und umliegende Dörfer 1814/15 zum Ziel für die Kanonen der französischen Festung Hünigen. Im Jahr 1815 kam es zu Kampfhandlungen, die erst zwei Monate nach Napoleons Niederlage bei Waterloo endeten. Die Festung wurde 1815 und in den Jahren danach abgetragen, doch sind ihre Strukturen noch im Hüninger Strassenbild zu erkennen.



rieller Hinsicht brachte dann die Unterbringung der rund 20 000 alliierten Soldaten und Offiziere samt Angehörigen und Bediensteten am 21. Dezember.<sup>12</sup> Dies waren mehr Menschen, als damals in Basel lebten (rund 16 000). Daher liegt der Vergleich mit einer Belagerung nahe, wie er in der 1820 begonnenen ›Haus-Chronik‹ des Lehrers Johann Heinrich Munzinger zu finden ist.<sup>13</sup>

Einer Schätzung in der Presse zufolge beliefen sich die Kosten für die Stadt Basel zwischen Dezember 1813 und Juni 1814 auf mehr als 3 340 000 Franken, wovon die Hälfte (rund 1 760 000 Franken) die 700–800 000 Verpflegungstage in der Stadt Basel ausmachten. Zusätzlich zur Beherbergung und Verpflegung mussten weitere Ressourcen zur Verfügung gestellt werden: Durch die Unterbringung einer russischen Druckerei in der Universität wurden die Vorlesungen zeitweilig eingestellt. Die Clarakirche wurde für ein russisches Getreidemagazin geräumt, weshalb die katholischen Gottesdienste in der Martinskirche abgehalten wurden. Spitäler und Gefängnisse mussten eingerichtet und Transportmittel, Munition, Geschütze oder Werkzeuge zum Bau von Brücken und Militäranlagen bereitgestellt werden. Hierfür gestattete die Obrigkeit den Truppen auch gegen die Klage der Besitzer die Abholzung von Bäumen nach Gutdünken, was sonst unter Strafe stand.<sup>14</sup>

Das Stadtbild wurde nun von Futter- und Munitionsfuhrten, Kranken- und Verletztentransporten geprägt, auf dem Rhein waren militärische Pontons, statt wie gewohnt Handelsschiffe, zu sehen. Der Handel erlitt hohe Einbussen: Bis Februar 1814 lagen die Manufakturen in Basel still, noch länger stockten die elsässische Fabrikation in Basler Händen sowie der Handel mit Kaffee, Zucker und

weiteren Kolonialwaren. Für die Belagerung der französischen Festung Hüningen wurden Laufgräben ausgehoben und Batterien erstellt.<sup>15</sup> Noch heute erhalten ist die ‹Batterie› auf dem Bruderholz, gleichsam die wichtigste Geschützstellung aus jener Zeit. Schliesslich führten die Gefechte um die 1679 bis 1691 erbaute Festung – südlichster Punkt einer französischen Festungskette zur Sicherung der Grenze am Oberrhein und Ausgangspunkt für militärische Offensiven in die deutschen Länder – mehrmals zur Bombardierung Basels, wodurch Häuser zerstört und Menschen getötet wurden [27].<sup>16</sup>

In den Jahren 1813 bis 1815 befand sich der Kanton wegen der Einquartierung immer wieder in Finanzschwierigkeiten. Die Regierung musste deshalb Ende Januar 1814 ein Staatsdarlehen aufnehmen. Gleichzeitig rief sie Private auf, der Regierung Gelder vorzustrecken. Diese Strategie deutete der Chronist Burckhardt-

### Ein Basler in französischen Diensten

Vier Schweizerregimenter standen in napoleonischen Diensten. Schon zuvor war die Armee der Französischen Republik Interessierten offengestanden, sei es aus politischen oder finanziellen Motiven,<sup>17</sup> wie die Geschichte von Johannes Otteney illustriert. Aufgrund fehlender Lehrstellen in Basel schloss er eine Buchbinderlehre in Strassburg ab und wurde nach seiner Rückkehr um 1790 wegen seiner ‹schwärmerischen› Frömmigkeit und als möglicher Anhänger der Revolution verhöhnt. Den beabsichtigten Eintritt in die französische Armee begründete er mit fehlendem Verdienst, in seiner Autobiografie aber auch mit der Enttäuschung über die Verdächtigungen in seiner Heimatstadt.

Die Autobiografie ist ein eindrücklicher Bericht über Otteneys Erfahrungen in den Koalitionskriegen, die wegen der offensiven Kriegsführung für Soldaten und Zivilbevölkerung von äusserster Gewalt geprägt waren. Die Schlachten forderten viele Tote und Verwundete, die medizinische Betreuung war oft unzureichend, und die Versorgungsschwierigkeiten in den Massen-

armeen führten zu Plünderungen und Raubaktionen durch Soldaten.<sup>18</sup> Kriegsgefangene machten auf beiden Seiten ähnliche Erfahrungen, sie wurden geplagt, misshandelt und beschimpft – der rechtliche Schutz für Kriegsgefangene bildete sich erst allmählich während des ersten Koalitionskrieges aus. Auch Otteney und seine Kameraden gerieten in Kriegsgefangenschaft: Unmenschliche Kommandanten hätten sie auf langen Märschen bei heissem Wetter in den Tod getrieben; Krankenwärter sollen verletzte und kranke Gefangene, anstatt sie zu pflegen, erwürgt und dann bestohlen haben. Dass er die preussische Gefangenschaft überlebte, deutete Otteney in seiner Autobiografie als Beweis göttlicher Güte. Das erinnernde Schreiben ermöglichte eine sinnstiftende Selbstdarstellung und die Verarbeitung traumatischer Ereignisse. So notierte Otteney zur Kriegsgefangenschaft: «Gott weißt es, daß ich nicht Lüge! Aber es ist Schauderhaft solche Nachrichten zuhören, noch schrecklicher ist es, ein Augen Zeuge davon gewesen zu sein.»<sup>19</sup>

Sarasin aus einer dezidiert stadtbürgerlichen Perspektive verärgert als Versuch der «spitzbübische[n] Bauren Regierung» – eine Spitze gegen die angebliche landschaftliche Dominanz (de facto stammte die Mehrheit der Regierungsmitglieder aus der Stadt) –, sich auf Kosten der Stadtbürger die allgemeinen Lasten bezahlen zu lassen. Eigennutz warf er auch jenen Stadträten vor, die häufig mit dem Platzkommandanten Graf von Taxis ausgiebig und auf Kosten der Stadt getafelt hätten.<sup>20</sup>

### **Stadt im Wechselbad der Gefühle**

«Wir haben die fremden Horden in der Schweiz, und Gott weiss was uns noch erwartet».<sup>21</sup> Anna Vischer, Tochter des Bandfabrikanten und ehemaligen Ratsherrn Peter Vischer, blickte an Weihnachten 1813 sorgenvoll in die Zukunft. Ungefähr zur gleichen Zeit ermahnte Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg die Basler Bevölkerung an ihre Pflicht, die Truppen grösstmöglich zu unterstützen, und versicherte gleichzeitig, man wolle die Lasten der Inquartierung durch pünktliche Zahlung der Verpflegung und «strenge Ordnung und Disciplin» mildern. Seinen Truppen schärfte er ein, dass sie das eidgenössische Gebiet als «Freunde und Befreyer» betreten würden und sich dementsprechend verhalten sollten.<sup>22</sup>

Den Truppen, besonders den russischen Kosaken, eilte ein schrecklicher Ruf voraus. In unzähligen Anekdoten, wie sie auch Burckhardt-Sarasin zusammentrug, treten sie meist als vulgäre und rohe Plünderer oder als Vergewaltiger, selten positiv in Erscheinung. Die Anekdote «Der edle Cosack» legt mit einer überraschenden Wendung das negative Stereotyp offen. Ein Kosak verschwindet mit dem Neugeborenen der unbemittelten Familie, bei der er im Elsass einquartiert ist. Ihre Furcht stellt sich als unbegründet heraus: Der Kosak bringt den Eltern nicht nur das Kind zurück, sondern übergibt ihnen den Erlös einer Geldsammlung unter seinen Kameraden.<sup>23</sup> Auch Überschriften wie «Cosaken Anekdoten, im Kalender Styl» und andere sprachliche Wendungen werfen die Frage nach dem Wahrheitsgehalt auf. Erhellend ist die Geschichte über die Plünderung im Pfarrhaus Rötteln: Die kosakischen Räuber entpuppten sich als Bauern, die sich als Kosaken verkleidet hatten.<sup>24</sup> In den Schauder dürfte sich gleichzeitig die Faszination für das Fremde gemischt haben; so waren Basler schon vor der Ankunft der Alliierten nach Lörrach gereist, um die Kosaken zu bestaunen.<sup>25</sup>

Aus Furcht vor Plünderungen versteckten die reichen Städter vor dem Einmarsch der Alliierten ihre Wertsachen oder brachten sie weg. Tatsächlich finden sich in Selbstzeugnissen und Protokollen des Kleinen Rats immer wieder Klagen über unflätiges oder zerstörerisches Verhalten der Inquartierten unterschiedlicher

Herkunft, die (angeblich oder tatsächlich) masslos Wein und Essen forderten oder Kircheninventar und Pferde stahlen.<sup>26</sup> Auch hier können wir Burckhardt-Sarasins reichen Schatz an Anekdoten, Gerüchten und Beobachtungen als Quelle beiziehen. Zu seinen Klagen gesellte sich gelegentlich der Hinweis, dass Gespräche wegen Sprachunterschieden schwierig seien. Für die «Exzesse» der Kosaken bot er damit eine weitere Erklärung an: Da ihnen Deutschkenntnisse fehlten, wähten sie sich auf feindlichem Boden.<sup>27</sup> Insgesamt konstatierte er auch freundliche Begegnungen zwischen Kostgebern und Einquartierten: Am Tisch kam es zu Gesprächen, man tauschte Gedenkalben aus, und die Militärs brachten Nachrichten vom europäischen Kriegsgeschehen. Schliesslich kursierten auch Gerüchte über sexuelle Verbindungen. So sei eine Baslerin mit einem Soldaten nach Russland gereist – ob von ihrem Ehemann verkauft oder freiwillig, das wusste Burckhardt-Sarasin allerdings nicht.<sup>28</sup>

Kontakte mit der Bevölkerung entstanden auch im öffentlichen Raum, in Gasthäusern, auf Strassen und Plätzen oder bei Gottesdiensten. Der preussische König besuchte etwa eine Predigt im Münster,<sup>29</sup> und im Reichensteinerhof (das «Blaue Haus» am Rheinsprung), wo die Familie Vischer die Brüder des russischen Zaren beherbergte, wurde die Karwoche nach russisch-orthodoxem Kalender gefeiert. Für die Unterbringung von Monarchen musste viel zusätzliches Mobiliar angeschafft werden; sie ermöglichte den obersten Basler Schichten zugleich aber eine aufregende Erfahrung: Vischer zeigte dem österreichischen Kaiser Sehenswürdigkeiten, und neben gemeinsamen Spielnachmittagen wurden Bälle und Soirées abgehalten.<sup>30</sup> Für die Allgemeinheit jedoch wurden wegen der Einquartierung Konzerte und Bälle abgesagt; auch die Fasnachtsumzüge fanden 1814 nicht statt. Einen gewissen Ersatz für diese Ausfälle waren immerhin die Truppenparaden und prächtigen Festivitäten zum Besuch der drei Monarchen aus Preussen, Russland und Österreich. Die Feierlichkeiten zogen viel Publikum an, und Einwohner aller Schichten bekundeten gemäss Presseberichten ihre Verehrung für die Monarchen mit prächtigen Illuminationen oder kleinen Lichtern hinter Transparenten.<sup>31</sup>

### **Geteilte Herrschaft in der Stadt**

«So viele Leute auf dem Einquartierungsbureau beschäftigt waren, so hatten sie doch bis in die späte Nacht alle Hände voll zu thun, Sonntag wie Werktag. Auch wurde das Hauptquartier hieher verlegt, von wo die Kriegsoperationen ausgingen; niemand hatte jetzt hier 'was zu befehlen, als der österreichische Platzkommandant und die Chefs der Alliierten; von hiesigen Polizeianstalten war nun voll-

ends keine Rede mehr; das Militär spielte jetzt den Meister. Wann Soldaten angesagt wurden, so mussten sie untergebracht werden, sie mochten nun Platz haben oder nicht – da halfen keine Gegenvorstellungen.» So zeichnete Johann Heinrich Munzinger im Rückblick auf das Jahr 1814 die Nöte der Quartiergeber.<sup>32</sup> Für diese konnte die Beherbergung von Soldaten rasch zu einem finanziellen Engpass führen, besonders wenn ihr Zuhause zu wenig Platz bot und eine Unterkunft dazu gemietet werden musste. Die begüterte Beobachterin Anna Vischer war nicht die Einzige, die das Einquartierungssystem als ungerecht und willkürlich empfand.<sup>33</sup> Burckhardt-Sarasin wehrte sich erfolglos, als er plötzlich mehr Soldaten unterbringen musste, und berichtete von Baslern, die aufgrund geringen Verdiensts um eine Verminderung der Einquartierungslast baten oder am Nervenfieber Erkrankte nicht einquartieren wollten, jedoch kaltschnäuzig abgewiesen wurden.<sup>34</sup> Wie Johann Jakob Flick, Tuchscherer und Meister der Kleinbasler Gesellschaft zum Rebhaus,<sup>35</sup> war er davon überzeugt, dass Mitglieder der Behörde sich, ihre Verwandten und Freunde schonen würden. Flick teilte diese Vermutung Mitte Mai 1814 Bekannten mit, was ihm eine Geldbusse und die Ermahnung zu anständigem Verhalten gegenüber Beamten einbrachte:<sup>36</sup> Der schwerwiegende Vorwurf der Vetternwirtschaft wurde von der Obrigkeit scharf zurückgewiesen.

Seit Anfang Februar 1814 gab es mit verschärften Quartiergängen und der Androhung zusätzlicher Einquartierung oder Geldbussen Bemühungen, das Einquartierungswesen stärker zu kontrollieren. Die Versuche der Einwohner, mittels falscher Angaben möglichst wenig Militär beherbergen zu müssen, wurden von den Behörden als eigennütziges Verhalten angeprangert, das die ohnehin grosse Last für die Allgemeinheit vermehre. Vermutlich waren die Massnahmen nur bedingt erfolgreich, denn am 12. April wurde als Strafe die Bekanntmachung aller Fehlbaren im «Kantonsblatt» in Aussicht gestellt.<sup>37</sup> Eine Nebenwirkung der Kontrollen bestand darin, dass aufgedeckt wurde, wenn sich Leute als Soldaten ausgaben und sich so gratis Kost und Logis verschafften.<sup>38</sup>

Zeitgenössische Quellen konstatieren häufig die Überforderung der Behörden angesichts der Einquartierung von Zehntausenden Militärs. Um sie administrativ bewältigen und den Kleinen Rat entlasten zu können, war bereits am 22. Dezember 1813 ein Kriegskommissariat mit sämtlichen Regierungsvollmachten und Personal für die Begleitung der Truppen zu ihren Unterkünften eingesetzt worden, wohl um Konflikte und Unordnung zu verhindern.<sup>39</sup> Am 22. Februar 1814 wurden zur Vereinfachung vorgedruckte Quartierlisten eingeführt und weitere Schreiber gesucht.<sup>40</sup> Doch auch dieses Personal genügte nicht, als möglichst rasch die Kosten



**28 Bilderfolge «Wechsel des Glücks», eingeklebt in einen Band des «Ratsherrenkastens» von Emanuel Burckhardt-Sarasin, 1814.** — Die napoleonischen Feldzüge führten zur Einquartierung französischer Truppen in weiten Teilen Europas. Nach dem katastrophal gescheiterten Russlandfeldzug von 1812 und mit dem Beginn der «Befreiungskriege» 1813

mussten Napoleons siegesgewohnte Armeen aus den zuvor eroberten Gebieten flüchten. Der «Wechsel des Glücks» karikiert die Entwicklung: Französische Soldaten in Sachsen fordern übermütig, drohend und masslos Bewirtung, später können sie, verarmt und zerlumpt, nur durch den – eigentlich tabuisierten – Verzehr von Pferdefleisch überleben.

für die Entschädigungszahlungen der Alliierten aufzulisten waren. Wie schon bei der Einquartierung griffen die Behörden nun auf Private zurück und forderten am 3. März Bürger, Notare und Handelsleute auf, Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen.<sup>41</sup>

Engpässe gab es auch in sicherheitspolizeilicher Hinsicht. Sie führten zur Kritik, die Obrigkeit gehe ungenügend gegen Plünderungen vor,<sup>42</sup> und aus den Gemeinden kamen unzählige Klagen über Sachbeschädigungen und Misshandlungen durch Soldaten. Diese wurden häufig vom aargauischen Quartieramt Rhein-

felden an die Basler Gemeinden Augst, Wintersingen, Buus und Maisprach zur Unterbringung überwiesen. Trotzdem intervenierte die Obrigkeit bei der aargauischen Regierung erst, als Gemeinderäte eine Abwanderung androhten.<sup>43</sup>

Natürlich wurde die Politik auch in Friedenszeiten von anderen Mächten im eidgenössischen Staatenbund und ausserhalb mitbestimmt. Mit der Präsenz der alliierten Truppen im Kantonsgebiet waren die Basler Obrigkeiten jedoch mit einer militärischen Gewalt innerhalb ihrer Grenzen konfrontiert, die infrastrukturelle Ressourcen benötigte, in gesetzliche Regelungen eingriff und eine zusätzliche Strafinstanz installierte: Bei Konflikten mit der Stadtbevölkerung forderte der Platzkommandant Graf von Taxis die Meldepflicht für Fremde.<sup>44</sup> Bei Konflikten mit Einwohnern verlangte von Taxis, die Bestrafung von Truppenangehörigen der Militärbehörde zu überlassen. Ebenso drang er erfolgreich beim Rat auf die Bestrafung von Basler Einwohnern, die Soldaten misshandelten oder hohen Offizieren gegenüber respektlos auftraten.<sup>45</sup> Insbesondere ihre politischen Interessen wahrten die Alliierten streng. Der Rat erliess auf von Taxis' Verlangen eine strikte Zensurordnung für Drucksachen mit politischem Inhalt; ebenso wurden «unklug[e] [...] Aeusserung[en] über politische Gegenstände» und Gerüchte über die Alliierten geahndet.<sup>46</sup> Leute, die die Besatzung der Festung Hüningen kontaktierten oder entgegen der Blockade mit Nahrungsmitteln versorgten, sollten vor ein Kriegsgericht gestellt oder sogar erschossen werden.<sup>47</sup>

### **Stadt zur Seuchenzeit**

«Man begieng die Unvorsichtigkeit am Nervenfieber Verstorbnne, mitten in den Kirchen zu begraben so z. B. ward D<sup>r</sup>. Huber zu St Martin gerade beym Altar eingesenckt, und ward der Sarg während der Trauerrede, vor die ganze Versammlung hingepflanzt, mir ward dabey gar nicht wohl zu Muthe, und wäre gerne vor die Thüre gegangen, wenn diß nicht unschicklich gewesen wäre»<sup>48</sup> Emanuel Burckhardt-Sarasins Notiz von 1814 zeigt, dass eine neue, bedrohlichere Herausforderung hinzugekommen war.

Als Anfang Dezember 1813 aus Lille Berichte von einem ansteckenden, von Soldaten eingeschleppten «Pest-Übel» anlangten, wurden zwei Basler Ärzte dorthin geschickt.<sup>49</sup> Über die Ergebnisse ihrer Untersuchung informierte am 23. Dezember ein Rundschreiben die eidgenössischen Kantone. Drei Tage später wurde in Basel der erste Fall eines Knechts bekannt, den die Behörden in eine Unterkunft vor die Stadt verlegten. In den kommenden Wochen verbreitete sich das tödliche Fieber, vermutlich Typhus, rasant in der Stadt und in den Landgemeinden. Die Sterblichkeit

erhöhte sich etwa auf das Zweieinhalb- bis Dreifache; je nach Quelle wird die Zahl der Opfer auf 800 bis 1600 unter der Einwohnerschaft und auf 6000 bis 9000 in den Militärspitälern geschätzt. Erst im Sommer entspannte sich die Lage.

Die Epidemie bedrohte auch die wirtschaftliche Basis des Staates, denn, wie die erste Basler Medizinalordnung (1808) festhielt: «Je größer die Anzahl der gesunden Staatsbürger ist, desto größer muß auch der Wohlstand des Staates seyn.»<sup>50</sup> Entsprechend der ärztlichen Forderung umfasste die obrigkeitliche Sorge für das Gemeinwesen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch medizinische Aspekte. In der Helvetik waren Medizinalbehörden und Kontrolle des Personals zentralistisch aufgebaut worden, nun lag die Medizinalpolizei wieder in der Kompetenz der Kantone. Doch ansteckende Krankheiten machten nicht an der Kantongrenze Halt. Darum gab es seit 1805 Bestrebungen, eine eidgenössische Sanitätskommission zu schaffen, die im Bedarfsfall Massnahmen koordinieren sollte. Die entsprechende Verordnung wurde 1818 von fast allen Kantonen angenommen und 1829 durch die Tagsatzung verabschiedet. Sie hob die präventive Bedeutung einer rechtzeitigen Kommunikation aller relevanten Ereignisse hervor.<sup>51</sup> Wie ausgebildet das Kommunikationsgeflecht zu Beginn des 19. Jahrhunderts war, das Städte, Kantone und Länder verband, belegen die vielen Zirkulare in den Akten auch der Basler Behörden.<sup>52</sup>

Welche Massnahmen ergriffen die Basler Obrigkeiten, zum Teil im Verbund mit den alliierten Militärbehörden, zur Eindämmung der Krankheit? Ende Dezember wurden erste Militärspitäler für Kranke eingerichtet – im Markgräflerhof standen sechshundert Betten bereit, weitere Lokale gab es im Klingental und für Offiziere im «Kleinen Kirschgarten» an der Elisabethenstrasse; zu St. Jakob wurden Vorkehrungen für ein Spital für kranke Bürger getroffen.

Am 18. Januar, fast einen Monat nach dem ersten Fall, wurden Gemeindevorsteher und Bevölkerung instruiert: Krankheitsfälle, Verläufe und Behandlungsmethoden sollten erfasst und die ärztlichen Bemühungen unterstützt werden. Bei Symptomen war sofort ein Arzt aufzusuchen, und Kranke sollten in geräumigen Zimmern isoliert werden. Hygienische Empfehlungen, wie sie von der medizinischen Literatur und in der Presse vermittelt wurden, betrafen Körper und Krankenzimmer; dazu gehörte auch die Lüftung und Räucherung zur Reinigung der Luft. Zur Stärkung der eigenen Immunabwehr wurde das diätetische Gebot des Masshaltens bei der Ernährung, Arbeit und Erholung wiederholt. Auch extreme Gefühle, besonders Ekel und Furcht, galt es zu vermeiden.

In der zweiten Februarwoche 1814 folgte ein weiteres Massnahmenpaket. Erstens gab es neue Isolationslokale. Als der alliierte Platzkommandant vierhundert

**Ansteckende Krankheiten  
machten nicht an  
der Kantonsgrenze Halt**

krankte Soldaten in die Zunftlokale mitten in der Stadt verlegen wollte, erzielte die Obrigkeit eine Einigung mit den Besitzern zweier leerstehender Fabrikgebäude vor dem Riehentor, die für Kranke genutzt werden konnten. Etwa gleichzeitig wurde ein Lokal für Bedienstete und wenig bemittelte Einwohner beim Spital am Barfüsserplatz genehmigt, was der Sanitätsrat schon Wochen zuvor beantragt hatte. Wenn sich diese Patienten selbst beim Arzt meldeten, wie es ja die Verordnung ohnehin vorschrieb, wurden die Behandlungskosten übernommen. Damit bot die Epidemie auch die Möglichkeit, für akademisch gebildete Mediziner zu werben und Vorbehalte gegen Ärzte und Spitäler zu mindern – zum Nachteil anderer Heilkundiger, die als Quacksalber bekämpft wurden.<sup>53</sup> Gleichzeitig konnten die finanziellen Anreize sozial schwächere Bevölkerungsgruppen zu einer für sie sonst kaum bezahlbaren Behandlung animieren.

Zweitens wurde Neugierigen der Zutritt zu Militärspitälern und sämtliches Hausieren untersagt; im Unterschied zu früheren Seuchen wurden aber offenbar keine Gesundheitsscheine für die Einreise vorgeschrieben. Natürlich begünstigte die Mobilität eine Verbreitung ansteckender Krankheiten, doch galten nicht-sesshafte Gruppen traditionell als verdächtig und waren häufig Ziel repressiver Massnahmen. Eine Verordnung aus Luzern erliess zur Eindämmung der Epidemie etwa Betteljagden auf Vagabunden und Handwerksgesellen.<sup>54</sup> Die Hausiergesetze wiederum waren eigentliche Judengesetze, da mehrheitlich Juden das Hausiergewerbe ausübten. Im Basler Hausierverbot zwar nicht genannt, so steht in einem sanitätsrätlichen Gutachten vom 8. Februar doch explizit, die Juden würden durch ihr Hausieren «so zu sagen das Gift von Haus zu Haus tragen».<sup>55</sup> Auch das jüdische Gasthaus an der Hutgasse wurde dauerhaft geschlossen, als mehrere Personen erkrankten und der Wirt Leopold Levi starb. Dagegen blieben andere Gasthäuser und der Basler Markt zur Sicherung der Ernährung offen. Die Vermutung liegt nahe, dass die Epidemie eine bequeme Möglichkeit bot, jüdische Handelstätigkeit und Selbstständigkeit im Gastgewerbe zu unterbinden.<sup>56</sup>

Drittens wurde das Bestattungswesen angepasst: Neben separaten Lokalen zur Aufbewahrung von Fiebertoten bis zu deren Beerdigung wurden nun Bestattungen in Kirchen und Klöstern verboten, wo bisher Mitglieder angesehener Familien ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Die Verlegung von Begräbnisstätten vor die Stadtmauern, wie sie der Dekan der medizinischen Fakultät nach deutschem Vorbild im April 1814 forderte, war dagegen undenkbar. Gleichzeitig führte jedoch die Überfüllung des Kirchhofs bei der Martinskirche dazu, dass ein neuer Begräbnisplatz für die ganze Münster-Kirchgemeinde im Elisabethenquartier bei

der Stadtmauer projiziert wurde. Seine Eröffnung 1817 leitete den Prozess der Auslagerung und Zentralisierung von Begräbnisplätzen ein, der mit dem Friedhof am Hörnli (1932) seinen Abschluss fand.<sup>57</sup>

Die Epidemie weist auf verschiedene Probleme der obrigkeitlichen Bewältigung hin: Geeignete Krankenlokale mussten erst aufgebaut werden, und die Einquartierung, die nur mithilfe von Privaten gelingen konnte, erschwerte die Isolation. Viele Ärzte und Pfleger starben und konnten meist nicht so rasch ersetzt werden. Für gefährliche Arbeiten griff man folglich auf sozial schwächere Glieder der Gesellschaft zurück: Kinder aus dem Waisenhaus übernahmen Botendienste im Spital; als Krankenpfleger fungierten Genesene aus dem Bedienstetenspital<sup>58</sup> und Randständige, die Kloaken reinigten und andere traditionell als «unehrenhaft» eingestufte Arbeiten verrichteten.

Auffällig ist das zögerliche Vorgehen: So wurden zum Beispiel im Kanton Aargau ähnliche Massnahmen angeordnet wie in Basel am 18. Januar 1814, aber schon acht Tage früher.<sup>59</sup> Emanuel Burckhardt-Sarasin kritisierte denn auch, die Obrigkeit gefährde die Gesundheit der Bevölkerung, indem sie die Krankheit zu

## Witwenschicksale

Kantonsarzt Johann Georg Stückelberger starb am Fieber, und seine Familie erhielt aufgrund seines Einsatzes für das Gemeinwesen finanzielle Zuwendungen der Obrigkeit.<sup>60</sup> Für viele andere Familien stellte der Tod des Vaters dagegen ein Armutsrisiko dar, besonders für Angehörige einer Randgruppe. Esther Bernheim, die Witwe des jüdischen Wirts Levi, versuchte ihren Lebensunterhalt zu sichern, indem sie mehrmals die Aufhebung des Wirteverbots erwirken wollte. Doch nicht einmal ein ärztliches Gesundheitszeugnis half – später wurde sie mit ihren Kindern ausgewiesen.<sup>61</sup>

Ein schweres Los ereilte auch die Schlosserfamilie Engler: Fast die ganze Familie war so schwer erkrankt, dass man sich untereinander kaum helfen konnte. Andere Leute mieden den Kontakt mit ihr und schliesslich verlor sie mit dem Tod des Vaters die Erwerbsgrundlage.

Zumindest schrieb dies die Witwe Maria Catharina Engler in einer Anzeige, in der sie die prekäre Lage im Alltag schilderte. Mit der Annonce im «Avis-Blatt» (eigentlich: «Wöchentliche Nachrichten aus dem Bericht-Haus zu Basel») vom 14. Juli 1814 an die Kundschaft ihres Mannes erhoffte sie sich neue Aufträge: Sie führe den Betrieb mit guten Arbeitern weiter. Im Inserat bestätigte die Witwe Engler auch ihren Glauben und bezog sich auf die gängige religiöse Deutung. Die Krankheit und ihre Genesung sei eine göttliche Fügung. Doch auch ihren Schmerz drückte die Witwe aus: Erst Tage nach der Beerdigung habe sie vom Tod ihres Mannes erfahren, sie konnte also weder an seinem Sterbebett ausharren noch an der Beerdigung Abschied nehmen. Die aussergewöhnliche Lage nahm vielen Betroffenen die Praktiken und Rituale zur emotionalen Bewältigung der Trauer.

lange in der Stadt dulde und nicht für einen würdigen und raschen Transport der Leichen zum Begräbnisplatz Sorge. Damit stellte er letztlich auch die politische Legitimation der Obrigkeit infrage.<sup>62</sup> Da Burckhardts Vater am Fieber starb, könnte diese Schuldzuweisung auch emotional entlastend gewirkt haben. Zur Bewältigung schwermütiger Gedanken 1813/14 dienten ihm wohl das Schreiben und sein Glaube, der sich in Form von Gebeten in den Aufzeichnungen äussert. Diese Gebete standen in einer frühneuzeitlichen Deutungstradition, wie sie stets in Krisenzeiten und auch in zeitgenössischen Predigten formuliert wurde: Jegliche Not sei von Gott beabsichtigt und diene der Besserung der Gläubigen. Einerseits Instrumente christlicher Disziplinierung, boten Gebete den Gläubigen andererseits die Möglichkeit zum Handeln und liessen auf günstige Wirkungen hoffen. Dies gilt besonders für die Praxis kollektiver Kirchengebete. Auch 1814 in Basel betete man gemeinsam zur Seuchenabwehr.<sup>63</sup>

### **Hungrige Stadt**

Kurz nach 1810 setzte eine mehrjährige Phase kühler Witterung ein, die sich durch den Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien 1815 intensivierte und 1816 überregional zu drastischen Ernteausfällen führte. 1816/17 gingen als Hunger- und Teuerungsjahre in die Geschichte ein; aus der Ostschweiz, wo sich die Sterblichkeit erhöhte, kam die Kunde, Menschen würden auf tabuisierte Ersatznahrung wie Pferdefleisch und Gras zurückgreifen. Auch in Basel und der umliegenden Landschaft herrschte eine massive Teuerung heimischer Produkte. Seit Aufhebung der Kontinentalsperre 1813 wurden diese zudem durch billigere englische Waren konkurriert, was die Krise der ohnehin geschwächten Wirtschaft weiter verschärfte. Der Absatzverlust bewirkte Beschäftigungseinbrüche im Handwerks- und Manufaktursektor, diese führten zu einer Verringerung der Kaufkraft, auch bei mittleren Schichten, und so zu noch geringerer Nachfrage und Absatz. Die Preise für Getreide und Brot hatten in Basel ihren Höchststand im zweiten Drittel des Jahres 1817 erreicht und sich im Vergleich zum Ausgangswert fast verdreifacht.<sup>64</sup> Ein Buchdruckergeselle gab für seine Familie etwa 46 statt 21 Prozent seines Einkommens aus.<sup>65</sup>

Relativ spät, im Herbst 1816, reagierte die Basler Obrigkeit mit traditionellen protektionistischen Instrumenten der Marktregulierung, die seit der Teuerung 1770/71 durch liberale Wirtschafts- und Staatskonzepte wie die Physiokratie allerdings infrage gestellt wurden. Zur Sicherung der Aussaat im folgenden Jahr wurden alle Saatkartoffeln eingezogen und Getreide angekauft. Dies war besonders



↑ 29 Erinnerungsmedaille auf die Hungerkrise, Nürnberg 1816/17. | ← 30 Basler Zweibatzten-Brötchen («Hungerbrötchen») aus dem Hungerjahr 1817. — Erinnerungsojekte forderten zur Dankbarkeit dafür auf, dass die Hungerkrise überstanden war. Zur Erinnerungsmedaille gehören acht Papiere, die die verheerende Witterung und den Brotmangel ebenso beschreiben wie die Freude und Dankbarkeit über eine reiche Ernte. Im Etuideckel ist eine Tabelle mit den höchsten Basler Marktpreisen für verschiedene Waren im Zeitraum 1816/17 eingeklebt. Auch «Hungerbrötchen» dienten als Erinnerungsojekte und veranschaulichten durch ihre geringe Grösse den Preisanstieg von Getreide.

wichtig, da das eigene Gebiet den städtischen Markt nur ungenügend versorgen konnte und man seit je auf den Import von Korn aus dem Elsass und Südbaden angewiesen war. Hinzu kamen Ausfuhr- und Wucherverbote. Weitere Krisenmassnahmen schienen der Obrigkeit mit der Ausfuhrsperr von Getreide aus dem Grossherzogtum Baden im Dezember 1816 unumgänglich. Die neu eingerichtete Armenaufsichtskommission sollte die Krisenmassnahmen koordinieren und nahm zu diesem Zweck im Januar 1817 alle Nahrungsmittelbestände im Kantonsgebiet auf. Für die gerechte und rasche Lebensmittelverteilung vor Ort wurden spezielle Kommissionen eingesetzt und die Pfarrer zur Berichterstattung verpflichtet. In den Bezirken Waldenburg und Sissach war die Unterstützung mit Arbeitsmassnahmen im Strassenbau verbunden. In Basel selbst unterschieden sich Qualität und Preis der abgegebenen Lebensmittel nach Rechtsstatus und Bedürftigkeit der Bezüger: Günstigeres Brot bestand nur zur Hälfte aus Weizen, und Stadtbürger konnten besseren Weizen kaufen als andere [30].

Ein Instrument zur Armenspeisung waren die Suppenanstalten, die teils kantonal finanziert waren, teils auf private Initiativen wie die 1777 gegründete Gesellschaft für das Gute und Gemeinnütze (GGG) zurückgingen.<sup>66</sup> Die GGG war wie andere private Initiativen unter dem Eindruck der Notjahre 1770/71 entstanden und brachte weitere Sozietäten hervor, zum Beispiel 1795 die Ökonomische Gesellschaft zur Stärkung landwirtschaftlicher Reformen.<sup>67</sup> Insbesondere widmete sich die GGG auch ärmeren Einwohnern ohne Basler Bürgerrecht, die nicht von der städtischen Armenfürsorge unterstützt wurden. Ihnen bot die GGG Arbeit in Manufakturen an oder liess Kranken medizinische Versorgung, Lebensmittel, Kleidung und Brennholz zukommen. In der Krisenzeit 1817 erweiterte die Krankenkommission (gegründet 1783) ihr Wirkungsfeld und gab verbilligtes Brot auch an gesunde Bedürftige ab.<sup>68</sup> Insgesamt war die private Wohltätigkeit weitreichend und umfasste auf obrigkeitliches Gesuch hin auch Spenden für die staatliche Krisenintervention.

Gerade die Arbeitsmassnahmen zeigen, dass die Unterstützung an einen christlich-bürgerlichen Lebenswandel gebunden war. Eine Kommission aus Behördenmitgliedern und Mitgliedern der GGG riet nach überstandener Krise 1817, das Armenwesen mit einer restriktiven Aufenthaltspolitik für fremde bettelnde Arme zu verbinden. Damit bewegte sie sich in einer alten Denktradition, die <würdige> und <unwürdige> Armut unterschied.<sup>69</sup> Demgemäss musste sich die christliche Gemeinschaft der <würdigen>, da unverschuldeten und etwa auf eine körperliche Versehrung zurückgehenden Armut fürsorgerisch annehmen. Diese Vorstellung sollte – wenn auch in anderer Begrifflichkeit – noch lange fortbestehen.

## Die soziale Dimension von Krisen

Hungerkrisen boten immer auch Potenzial für politische Konflikte, so lässt sich etwa 1817 eine Konkurrenz um staatliche Hilfsbeiträge unter den Landgemeinden nachweisen.<sup>70</sup> Dass obrigkeitliche Publikationen die Sorge des Staats für das Wohl der Bevölkerung und den Anteil der privaten Wohlfahrt hervorhoben, entsprach durchaus dem frühneuzeitlichen Massnahmenkanon<sup>71</sup> und war ein Mittel zur Prävention sozialer Revolten. Dies zeigt sich auch im obrigkeitlichen und pastoralen Aufruf zu Spenden und einer demütig-geduldigen Haltung, der eine doppelte Stossrichtung besass. Er diene der Pazifizierung und Disziplinierung wohlhabender wie ärmerer Schichten gemäss den Normen eines christlich-bürgerlichen Lebenswandels.<sup>72</sup> Letztlich garantierten die Wohltätigkeit der Reichen und die Dankbarkeit der Armen auch die Fortexistenz einer ungleichen Güterverteilung [29].

Grosse soziale Sprengkraft ging in den Augen der Obrigkeiten von der baltischen Adligen und Missionarin Juliane von Krüdener aus, die 1815/16 auch in Basel und später am Grenzacher Horn viel Publikum anzog [79].<sup>73</sup> Sie verteilte Kleider und Suppe und propagierte in ihren teils gedruckten Reden eine egalitäre Gesellschaftsform. Die Leidensdichte der letzten Jahre wertete sie als Anzeichen der bevorstehenden Apokalypse und empfahl ihren Anhängerinnen und Anhängern eine intensive Krisenfrömmigkeit. Dazu gehörten etwa stundenlange Gebete auf Knien, wie Nikolaus von Brunn, Befürworter der Erweckungstheologie und Pfarrer in der Martinskirche, in seinem Tagebuch notierte. Obschon seine Theologie ebenfalls von endzeitlichen Vorstellungen durchsetzt war, stand er von Krüdener skeptisch gegenüber. Weil ihre Publizität zu «allerley Unordnungen» geführt habe, sei sie aus Basel ausgewiesen worden.<sup>74</sup> Die Wiederherstellung der Ordnung in der Krise als Aufgabe der Obrigkeit diene so auch ihrer Legitimation.<sup>75</sup> Johann Jakob Faesch, der Pfarrer in der Theodorskirche war und eine aufgeklärte Theologie vertrat, wandte sich in seinen Predigten im Januar 1816 und Mai 1817 ebenfalls gegen von Krüdener. Diese bot Gläubigen mit ihrem frommen Mystizismus eine Alternative zu den Lehren der Staatskirche und brachte sie gegen Wohlhabende und die Obrigkeit auf. Faesch empfahl sich besonders den Armen als Seelsorger und warnte vor einer von Krüdener angepriesenen Auswanderung.<sup>76</sup>

Von der Auswanderung nach Amerika erhofften sich viele einen Ausweg aus der prekären Lage. Da sie jedoch häufig zu wenig Reisegeld hatten und verarmt zurückkehrten, mussten Auswanderungswillige dem Rat ab Mai 1817 ein höheres Reisegeld als bisher vorweisen, damit ihr Vorhaben genehmigt wurde.<sup>77</sup> Etwa gleichzeitig wurde das Verkaufsverbot für Semmeln und Butterbrote erneuert und

ein sonntägliches Tanzverbot erlassen, das der Kirchenrat schon lange vergeblich gefordert hatte. Diese Massnahmen konnten als Mittel gegen soziale Konflikte oder für die Verringerung von Luxusausgaben eingesetzt werden.<sup>78</sup> Der Rat entsprach damit aber auch einer Forderung Faeschs, der wegen kritischer Äusserungen anlässlich der Teuerung 1816 vor den Rat zitiert worden war. Gemäss Johannes Otteney (vgl. S. 86) hatte Faesch gepredigt, dass Gott zunächst die Obrigkeit eines Landes mit «Blindheit» strafe und sich diese nicht für das allgemeine Wohl einsetze, sondern für sinnliche Vergnügungen, «wodurch der Staats Körper, wo nicht zerrüttet, doch manche drückende Noth – erleyden müßte – – –!»<sup>79</sup>

Trotz alledem gab es in Basel von 1814 bis 1817 keine sozialen Unruhen im Zuge von Seuchen oder Teuerungswellen.<sup>80</sup> Dies gilt auch für die Versorgungskrise von 1845 bis 1847 als Folge von Kartoffelmissernten wegen eines Pilzbefalls. Sie führte europaweit zu verstärkter Auswanderung und vielerorts zu Nahrungsprotesten, in denen das traditionelle Stereotyp vom unmoralischen Kornwucherer aktiviert wurde.<sup>81</sup> Ein Blick in den Jahrgang 1847 der oppositionellen «Schweizerischen National-Zeitung»<sup>82</sup> in Basel legt die Instrumentalisierung der Krise im Vor-

**Hungerkrisen boten  
immer auch Potenzial  
für politische Konflikte**

feld des Sonderbundskriegs offen. So verband ein Leserbrief die Befürwortung staatlich geförderter Auswanderung und Vergrösserung landwirtschaftlicher Nutzflächen mit einer anti-jesuitischen Position. Eine andere Stellungnahme führte die geringe Konkurrenz im Kornhaus (und somit die hohen Preise) unter anderem auf die Furcht der Basler Händler vor dem Vorwurf des Kornwuchers zurück. Der Staat teilte Suppen an alle Armen aus, die nicht auf der Gasse bettelten, und während der Fasnacht wurden private Sammlungen veranstaltet.<sup>83</sup> Zur Basler Krisenbewältigung gehörten schon lange die Sozialdisziplinierung von Armen und die private Wohltätigkeit, die sich nicht nur in Teuerungszeiten manifestierte. Sie deutet auf das «liberale Wohlfahrtsmodell» und dessen Befürwortung durch das Stadtbürgertum hin, das dem Staat eher eine passive Rolle zuwies. Eine sozialreformerische Armutspolitik oder innovative Krisenmassnahmen waren so nicht notwendig.<sup>84</sup> Erst unter dem Druck der Cholera von 1855 und der Verarmung grösserer Bevölkerungsteile in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kündigte sich langsam ein Wandel an. Die Konfrontation mit der Cholera schob eine städtebauliche Modernisierung (Entfestigung, Kanalisation, Abfallentsorgung) an und brachte stärker soziale Ursachen ins Bewusstsein. Jedoch stand auch hier der Lebenswandel der Verarmten, der «pauperisierten» Schichten, im Fokus, da er nicht dem sittlich-bürgerlichen Ideal entsprach.<sup>85</sup>

# Eine ungeliebte Epoche

Stefan Hess

«Höhere und freundschaftliche Winke befehlen uns, diese Darstellung der Hauptmomente der Geschichte Basels, bey dieser folgenreichen Epoche der Französischen Revolution zu beendigen. Ehrerbietigst gehorchen wir diesem wohlgemeinten Ansinnen ...»<sup>86</sup> Mit diesen Worten beendet Markus Lutz seine 1809 veröffentlichte *Chronik von Basel oder die Hauptmomente der Baslerischen Geschichte*. Zwar bestand damals kein offizielles Redeverbot, doch lief man offenkundig Gefahr, Anstoss zu erregen, wenn man sich über Vorgänge in den beiden letzten zurückliegenden Jahrzehnten äusserte. In den folgenden Jahren wurde die Tabuisierung der Zeitgeschichte etwas gelockert. So wagte es 1814 derselbe mit den liberalen Kräften sympathisierende Landpfarrer, in einem Führer durch Basel einen kurz gehaltenen historischen Abriss abzdrukken, der bis ins Erscheinungsjahr reichte.<sup>87</sup> Eine publizistische oder gar historiografische Auseinandersetzung mit der Helvetik samt ihrer Vorgeschichte und ihren Auswirkungen unterblieb aber weiterhin, ja es bestand eine auffallende Scheu, sich näher mit dieser Epoche zu befassen. Am ehesten geschah dies noch in Nachrufen und sonstigen Lebensbildern. Bei Politikern, die während der Basler Revolution und in der Helvetik eine bedeutsame Rolle gespielt hatten, wiesen die Leichenreden allerdings meist nur beiläufig darauf hin oder gingen sogar ganz darüber hinweg. Besonders augenfällig war dies an der Abdankung von Peter Ochs: Pfarrer Niklaus von Brunn verlas zwar im Gottesdienst einen Lebenslauf, der den vom Verstorbenen selbst verfassten *Notices biographiques* über weite Strecken folgte, liess aber Ochs' detaillierte Ausführungen zum eigenen politischen Wirken weg. Stattdessen sprach von Brunn nur beiläufig von «den wichtigen Aemtern, [...] deren Herzählung, wir um Euere Aufmerksamkeit, verehrteste Zuhörer, nicht zu ermüden, übergehen wollen».<sup>88</sup>

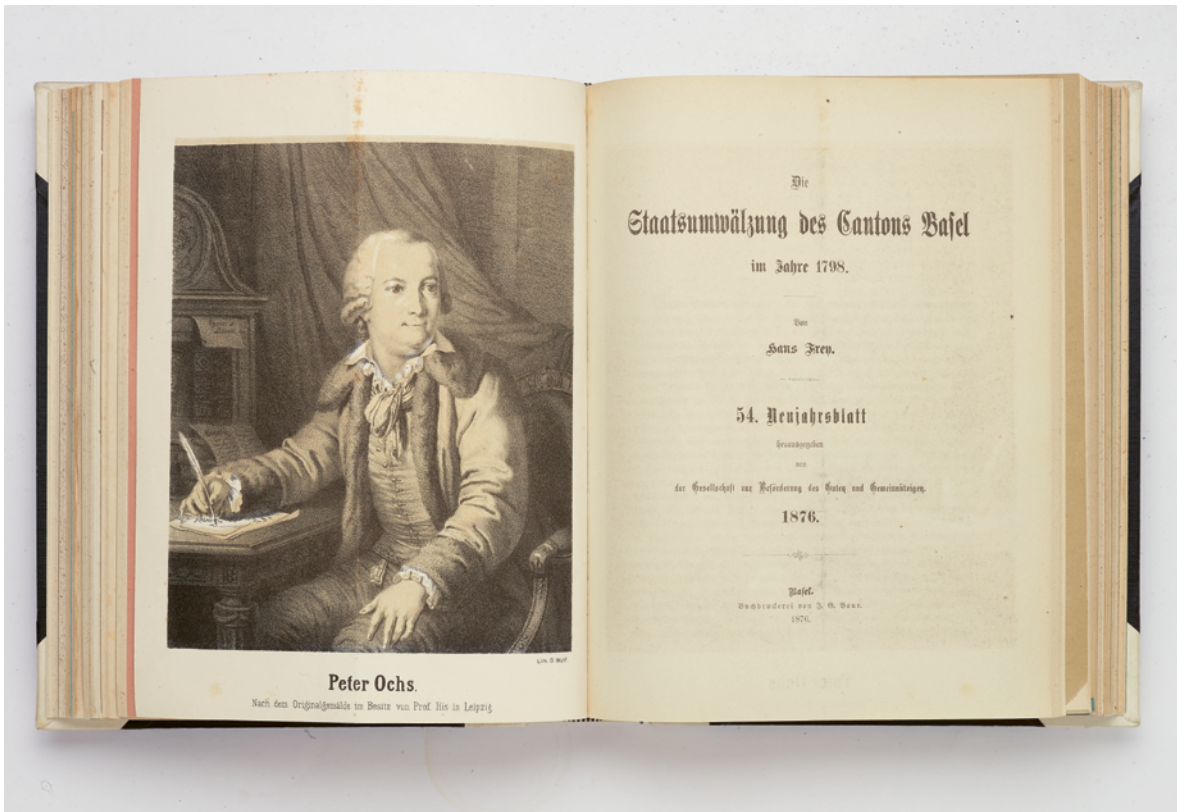
Ein Jahr später wurde jedoch das weitgehende Stillschweigen durchbrochen: Damals erschien trotz der 1803 wieder eingeführten Zensur<sup>89</sup> der abschliessende achte Band von Ochs' *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, der zeitlich bis zur Ausrufung der Helvetischen Republik im April 1798 reicht und auf 130 Seiten die vorangehende Basler Revolution und das Wirken der Basler *Nationalversammlung* behandelt.<sup>90</sup> Obwohl Ochs' historiografisches Werk in Basel insgesamt stark rezipiert wurde und jahrzehntelang als die massgebliche Gesamt-

darstellung zur Basler Geschichte galt, fand am Rheinknie keine Auseinandersetzung mit der darin enthaltenen Darstellung der Vorgänge nach 1789 statt, ja, diese blieben in der wachsenden historiografischen Literatur Basels weitgehend ausgespart. Die Trennungswirren von 1830 bis 1833, die mit einer Bittschrift für eine Verfassungsrevision im Sinne der Gleichheitsurkunde von 1798 ihren Anfang genommen hatten, führten dazu, dass sich in Basel der Unwille massgeblicher städtischer Kreise über die Basler Revolution und die Helvetik sogar noch verstärkte.

Beispielhaft für das Geschichtsverständnis in Basel um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Planvedute, die der Grafiker und Verleger Johann Friedrich Mähly 1847 herausgab [70] und die durch die Entgegennahme des Original-Aquarells und die Entschädigung des Künstlers durch die Stadt einen zumindest offiziellen Charakter erhielt:<sup>91</sup> Sowohl die vier Eckporträts von historischen Persönlichkeiten als auch drei der vier historischen Daten betreffen das Mittelalter und die Frühe Neuzeit. Aus der jüngeren Vergangenheit ist einzig die Kantonstrennung 1832/33 berücksichtigt.

Eine intensive Beschäftigung mit diesem Zeitabschnitt und dem als politischen Akteur totgeschwiegenen Peter Ochs fand erst im Zuge der Verfassungsrevision von 1875 und dem Sieg der Freisinnigen in den anschliessenden Wahlen statt. Aufgrund des politischen Umbruchs beschloss die Neujahrsblattkommission der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) kurzfristig, den Lehrer Hans Frey mit einer Abhandlung über die Basler Revolution von 1798 zu beauftragen [31].<sup>92</sup> Frey stützte sich über weite Strecken auf Ochs' Darstellung, räumte aber auch dessen Kindheit und Jugend sowie der politischen Laufbahn bis 1797 breiten Raum ein.<sup>93</sup> Ochs' Rolle beim politischen Umbruch im Januar 1798 wird ausführlich geschildert und vorbehaltlos positiv bewertet. Das Neujahrsblatt von 1876 stiess auf ausserordentlich lebhaftes Interesse und wurde zum grössten Verkaufserfolg in der bisherigen Geschichte dieses seit 1821 jährlich erscheinenden Periodikums. Wenig überraschend wurde an der nächsten Kommissionssitzung «der allgemeine Wunsch auf eine Fortsetzung» laut, mit welcher der gleiche Autor betraut wurde.<sup>94</sup> Frey entwarf diesmal ein insgesamt negatives Bild von der Helvetik, die er als eine «der trübsten und drangvollsten Perioden in der vaterländischen Geschichte»<sup>95</sup> bezeichnete. Ungünstig fiel auch sein Urteil über Peter Ochs aus, dem er nun unter anderem Ehrgeiz und Eitelkeit vorwarf.

Diese unterschiedliche Bewertung lag vor allem darin begründet, dass die Helvetik in der gesamtschweizerischen Historiografie bereits mannigfach behandelt worden war und sich bestimmte Wahrnehmungsmuster herauskristallisiert hatten. Eine wichtige Rolle spielten dabei die freisinnigen Historiker: Einerseits



**31 Titelblatt des «Neujahrsblatts für Basels Jugend» auf das Jahr 1876 mit einem Porträt von Peter Ochs, Lithografie von G. Wolf, 1876.** — Die abgebildete Ausgabe des Neujahrsblatts enthält nach über fünfzig Jahren zum ersten Mal wieder eine ausführliche Schilderung der «Basler Revolution» von 1798. Die Vorlage zur Lithografie stammte von Johann August Nahl d. J. Sie entstand während einer Mission des

Stadtschreibers Ochs im revolutionären Paris im Herbst 1791. Der Zettel am Pult verdeutlicht Ochs' politische Einstellung: «Egalité et Liberté». Andere Elemente von Nahls Original wie die Büste von Benjamin Franklin oder die ersten drei Bände von Ochs' Basler Geschichte fehlen oder sind nicht zu erkennen (vgl. auch Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 4, Abb. 117, S. 310).

teilten sie viele der Leitideen der Helvetik, andererseits mussten sie anerkennen, dass dieser Zeitraum im kollektiven Gedächtnis überwiegend negativ konnotiert war und folglich wenig Identifikationspotenzial bot. Den daraus resultierenden Zwiespalt versuchten sie aufzulösen, indem sie mit einzelnen Exponenten der Helvetik hart ins Gericht gingen und ihnen die Hauptschuld an deren negativen Begleiterscheinungen zuwiesen. Dies betraf Peter Ochs in besonderem Masse, da er im Unterschied zu anderen angegriffenen Protagonisten besagter Epoche bis dahin keine Fürsprecher aus dem Heimatkanton gefunden hatte.<sup>96</sup>

Die Basler Freisinnigen bemühten sich jedoch in der Folge um eine Neubewertung der Vorgeschichte der Helvetik. Am 20. Mai 1897 reichte daher der Historiker Albert Burckhardt-Finsler im Grossen Rat einen Anzug ein, in dem er die Regierung darum ersuchte, «zu prüfen ob und wenn ja, in welcher Weise das hundertjährige Jubiläum der historischen Tage vom 20. und 22. Januar 1798 in Verbindung mit dem Kanton Basel-Landschaft gefeiert werden solle».<sup>97</sup> Angesichts des unerschwelligen Widerstands der Liberal-Konservativen (vgl. S. 120–121) liess es die Regierung aber bei Wenigem bewenden: einer nicht-öffentlichen Festrede des Geschichtsprofessors Adolf Baumgartner, die vor allem die negativen Auswirkungen der Französischen Revolution auf die Schweiz herausstrich, einer nur während zehn Tagen gezeigten kleinen Ausstellung im Historischen Museum und der Herausgabe einer eher bescheidenen Aktensammlung<sup>98</sup>. Die damals noch freisinnigen «Basler Nachrichten» erlaubten sich daher die süffisante Bemerkung, «daß es unserer Regierung trefflich gelungen ist, diese historischen Tage dem Volke so wenig als möglich in Erinnerung zu bringen».<sup>99</sup>

Das Interesse an der Basler Revolution und an der Helvetik flaute aber nach dem Zentenarium nicht ab. Vielmehr zeichnete sich in historisch interessierten Kreisen ein wissenschaftlich begründetes Bestreben ab, sich diese Epoche durch Quellenstudium neu anzueignen. Eine entscheidende Rolle für die Neubeurteilung der Vorgänge in Basel und insbesondere der Rolle von Peter Ochs spielte das sich von 1905 bis 1937 hinziehende Projekt der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, den gesamten Briefwechsel von Peter Ochs zu sammeln und herauszugeben.<sup>100</sup> Damit ging in Basel eine positivere Beurteilung der Helvetik und ihrer wichtigsten Protagonisten einher, was sich auch in der Benennung zweier neu angelegter Strassen nach Peter Ochs (1922) und Lukas Legrand (1925) äusserte.<sup>101</sup> Dem Erstgenannten wurde jedoch, wie die vorangehende Korrespondenz zeigt, diese Ehre nicht als Politiker, sondern bloss als Geschichtsschreiber zuteil.<sup>102</sup>

Diese Aufwertung war aber nur von kurzer Dauer: Unter dem Eindruck der Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland stellten ab den späten 1930er-Jahren verschiedene Autoren eine Analogie zur Situation von 1798 her.<sup>103</sup> In Basel verglich etwa die «National-Zeitung» im Oktober 1940 Peter Ochs mit den Schweizer Frontisten<sup>104</sup> und im Oktober 1945 gar mit dem «Inbegriff aller Landesverräter»<sup>105</sup>, dem norwegischen Faschisten Vidkun Quisling. Auch nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs bewegte sich die Auseinandersetzung mit Peter Ochs und der Helvetik innerhalb weitgehend verfestigter Deutungskategorien, während quellenbasierte Forschungsarbeiten für Jahrzehnte ausblieben. Einzige Ausnahme



**32 Zugsformation «Revolution 1798 vereinigte Spahlemer» an der Basler Fasnacht, anonyme Lithografie (Detail), 1898.** — Die Clique inszenierte einen historisch aufwendig rekonstruierten Zug, der den Ausbruch der Basler Revolution 1798 zum Thema hatte. In diesem Ausschnitt ist neben anderen Figuren auch «Zunftmeister Ochs» in der helvetischen Amtstracht zu sehen. Die Formation folgte der bildlichen Überlieferung von 1798 und zeigte auch den Freiheitsbaum des Münsterplatzes mit dem Freiheitshut daran.

bildet die 1952 publizierte Dissertation von Andreas Staehelin mit dem Titel «Peter Ochs als Historiker», die aber hinsichtlich Charakterisierung und historischer Einordnung dieser Schlüsselfigur die gängigen negativen Stereotypen wiederholte.<sup>106</sup>

Im Herbst 1989 gründete der Historiker und Publizist Markus Kutter mit Gleichgesinnten im Hinblick auf das 200-Jahr-Jubiläum der Basler Revolution die «Peter Ochs Gesellschaft».<sup>107</sup> Gemäss ihren Statuten bezweckte sie «die Förderung der wissenschaftlichen und publizistischen Beschäftigung mit der Person, dem Werk und der Zeit von Peter Ochs».<sup>108</sup> Das mittels einer breit angelegten Medienkampagne verfolgte Hauptziel bestand darin, die Helvetik und insbesondere ihren Vorkämpfer Peter Ochs vollumfänglich zu rehabilitieren. Die Vereinigung lancierte in den folgenden Jahren eine Reihe von Publikationen und Quelleneditionen und regte die Neuerschliessung des Ochs'schen Nachlasses im Staatsarchiv Basel-Stadt an. Zudem erreichte Kutter im Grosse Rat, dass die Regierung am

20. Januar 1998 zum 200. Jahrestag der Basler Revolution einen öffentlichen Staatsakt in der Martinskirche durchführte.<sup>109</sup> Zu diesem Anlass wurde wie zweihundert Jahre zuvor auf dem Münsterplatz ein ‚Freiheitsbaum‘ errichtet. Am folgenden Tag öffnete im Museum der Kulturen die Ausstellung ‚Vive la République Helvétique!‘ ihre Tore.<sup>110</sup> 1999 Jahr löste sich die Peter Ochs Gesellschaft auf, weil sie ihren selbstgestellten Auftrag als weitgehend erfüllt betrachtete.

Bereits vor dem Jubiläum zeichnete sich in der Basler Historiografie in der Darstellung der Helvetik eine auffallende Versachlichung ab. Markus Kutter war sich jedoch bewusst, dass das «breite Publikum [...] durch ein Jubiläum in seinem Geschichtsbewusstsein kaum schlagartig verändert» wird.<sup>111</sup> Tatsächlich besteht auch im politischen Diskurs angesichts von Deutungsmustern, die sich über mehrere Generationen hinweg verfestigt haben, bis heute die Neigung, die Helvetik und namentlich Peter Ochs als negative Zerrbilder zu instrumentalisieren. So griff ein Basler Anwalt, angeregt durch eine kleine Ausstellung zu Peter Ochs zu dessen 200. Todestag, am 7. September 2021 in einem Gastbeitrag in der ‚Basler Zeitung‘ den Verrätertopos wieder auf und übertrug ihn auf eine aktuelle politische Frage: «Hat uns Peter Ochs nun verraten oder befreit? Beziehungsweise sind nun die Befürworter einer Annäherung an die EU bis hin zu einem Vollbeitritt, wie gerade neustens sehr explizit die SP Schweiz, Verräter oder Befreier?»<sup>112</sup>

## Anmerkungen

- 1 UB Basel, UBH NL 128 B.1.1, S. 88; dazu: Burckhardt-Sarasin 1953b.
- 2 Generell zu Krisenwahrnehmung: Suter 2016, S. 129. Iseli 2016, S. 155–156. Lottes 2016, S. 110.
- 3 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 199–200.
- 4 Gesetze 15, S. 383–387.
- 5 Riklin 2010.
- 6 StABS, PA 633c C 5.1 fasc. 02, S. 12–13. UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, o. S. (nach S. 199–200) und S. 221. Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 367–369.
- 7 Akten 1814, Zitat aus: Nr. 173, S. 2. Vischer 1905, S. 47–48.
- 8 Haus-Chronik, zitiert in: Burckhardt-Finsler 1898, S. 46. Original: UB Basel, UBH AG III 10, S. 24r.
- 9 Wöchentliche Nachrichten 1813, S. 396 und 409.
- 10 Wöchentliche Nachrichten 1813, S. 401; auch ebd., S. 399–400, 402–403 und 406.
- 11 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 370.
- 12 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1813, S. 618.
- 13 UB Basel, UBH AG III 9/10.
- 14 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 13r, 15v, 29v, 31r, 132v und 150r. Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 2, 5 und 153–154. Burckhardt-Finsler 1898, S. 53 und 67–74.
- 15 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 78, 85–86, 253–254, 258, 289–290, 499 und 528. StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 132v und 150r.
- 16 Wunder 2013, S. 72–79 und 222.
- 17 Meyer 1995, S. 153–155.
- 18 Thamer 2013, S. 78–86 und 114–115.
- 19 UB Basel, UBH VB Mscr P 34, S. 87. Zihlmann-Märki 2010, S. 225–233, vor allem 232–233.
- 20 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 233 (Zitate), und B.1.1, S. 115. Burckhardt-Finsler 1898, S. 86–87.
- 21 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 368.
- 22 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1813, S. 610 und 613.
- 23 UB Basel, UBH NL 128 B.1.1, S. 276bis.
- 24 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 214; auch: S. 214–218, und die positive Anekdote in ebd., B.1.1, S. 276.
- 25 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 367.
- 26 Burckhardt-Finsler 1898, S. 48–55. Zihlmann-Märki 2010, S. 223.
- 27 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 227.
- 28 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 219–229 und 247–253, ebd. B.1.1, S. 3, 18, 27, 50, 99–100 und 125.
- 29 StABS, PA 816.E.4.17, S. 119.
- 30 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 380–381. Reichensteiner Hof 1901, S. 98–99. Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 149.
- 31 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 370, 375 und 396–397. Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 149–150 und 368–369. Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1813, S. 442.
- 32 Burckhardt-Finsler 1898, S. 46–47. Original: UB Basel, UBH AG III 10, S. 24r.
- 33 Burckhardt-Burckhardt 1896, S. 380–381.
- 34 UB Basel, UBH NL 128, A.4.2, S. 264–265, 270–271 und 275, und B.1.1, S. VI, 1–2, 27 und 30.
- 35 Wohleingerichteter Schreib-Calendar 1814, S. 72.
- 36 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 122v und 126r.
- 37 Vgl. Wöchentliche Nachrichten 1814, S. 30 und 99.
- 38 Kantonsblatt 1814, II, S. 145–149.
- 39 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 182, fol. 472v und 476v. Burckhardt-Finsler 1898, S. 48–49.
- 40 Vgl. Wöchentliche Nachrichten 1814, S. 50.
- 41 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, nach S. 256.
- 42 Zihlmann-Märki 2010, S. 223.
- 43 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, zum Beispiel fol. 9v, 23v, 27r, 29r, 44r, 50r, 54r.
- 44 Kantonsblatt 1814, I, S. 83. StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 29v.
- 45 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, zum Beispiel fol. 30v, 57v, 60r und 111r. Burckhardt-Finsler 1898, S. 56–57.
- 46 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 34v, und Kantonsblatt 1814, I, S. 167 (Zitat).
- 47 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 34v, 37v, 52v und 54v. Kantonsblatt 1814, I, S. 34–35, 113–114.
- 48 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, unpag., nach S. 231.
- 49 Zihlmann-Märki 2010, S. 238. Zum ganzen Kapitel: ebd., S. 234–253, und Gartmann 1930, S. 17–27 und 42–47. Zur Opferzahl auch: UB Basel, UBH NL 128 B.1.1, unpag., vor S. 1; StABS, PA 658a 2, S. 7.
- 50 Zitiert in: Bubbb 1942, S. 67.
- 51 Ruckstuhl; Ryter 2017, S. 30–38. Gesetze 14, §§ 2 und 7.
- 52 Gartmann 1930, S. 23–27.
- 53 Bubbb 1942, S. 59–60 und 67. Gartmann 1930, S. 36. Hotz u. a. 2010, S. 203–209.
- 54 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 31.
- 55 Zihlmann-Märki 2010, S. 242–243.
- 56 Zur Basler Judenpolitik: Bennewitz 2008, S. 39–42 und 86–98.
- 57 Zum Bestattungswesen: Zihlmann-Märki 2010, S. 39–163.
- 58 StABS, Spitalarchiv V 15,2, 4.2.1814 (Grundler).
- 59 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 31–35.
- 60 Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten 1814, S. 86.
- 61 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 183, fol. 84v. Bennewitz 2008, S. 91.
- 62 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, S. 246 und 250–251.
- 63 UB Basel, UBH NL 128 B.1.1, S. 134–135. Schlögl 2016, S. 14. UB Basel, UBH Falk 932:38.
- 64 Epple; Schnyder 1996, S. 109–110. Krämer 2017. Insgesamt zu diesem Kapitel: Guyer 2009, S. 43–58 und 84–90. Guyer 2010, S. 188–194. Zur Hungerkrise Krämer 2015.
- 65 Stolz 1977, S. 62.
- 66 Epple; Schnyder 1996, S. 113, und Leuenberger 2001, S. 49–50. Zur Geschichte der GGG siehe Janner 2015.
- 67 Lengwiler 2011, S. 113.
- 68 Guyer 2009, S. 43.
- 69 Guyer 2009, S. 93.
- 70 Epple; Schnyder 1996, S. 134–136.
- 71 Weber 2012, S. 96.
- 72 Gesetze 16, S. 228–231; Guyer 2009, S. 90–91.
- 73 Zu Krüdener: Schläpfer 1994, vor allem S. 1–47.
- 74 StABS, PA 816a E 4,17, S. 139–142. Kuhn 2003, S. 297–301. Schläpfer 1994, S. 34–35.
- 75 Schlögl 2016, S. 15.
- 76 Faesch 1817, S. 13–16. Schläpfer 1994 S. 44–45.
- 77 UB Basel, UBH Mscr H V 75l, S. 317.
- 78 Epple; Schnyder 1996, S. 109 und 127. Gesetze 17.
- 79 UB Basel, UBH Mscr H V 75m, S. 307–308.
- 80 Stolz 1977, S. 47.
- 81 Herrmann 2011, S. 305–311. Hecht 2012, zum Beispiel S. 138–139.
- 82 Tréfás 2016, S. 29–33.
- 83 Schweizerische National-Zeitung 1847, S. 154, 161, 172, 178, 218 und 393.
- 84 Lengwiler 2011, S. 114 und Epple; Schnyder 1996, S. 134–136.
- 85 Bachmann 1989, S. 15–35, 43–50, 99–104. Ruckstuhl; Ryter 2017, S. 80–84.
- 86 Lutz 1809, S. 333. Zum Folgenden siehe ausführlich Hess 2021.
- 87 Lutz 1814, S. 33–35.
- 88 Von Brunn 1821, S. 16.
- 89 Gysin 1944.
- 90 Ochs 1822, S. 227–357. Vgl. Staehelin 1952, S. 91, 204–212 und Janner 2021.
- 91 Hofmeier 2017, S. 12–14.
- 92 StABS, PA 146a, E 6,2 b: Sitzung vom 15.11.1875.
- 93 Frey 1876.
- 94 StABS, PA 146a, E 6,2 b: Sitzung vom 22.3.1876.
- 95 Frey 1877, S. 46.
- 96 Simon 2000, S. 254 und Hostenstein 2009, S. 83–84.

- 97 Zitiert nach: Grosser Rat, in: Basler Nachrichten 321, Jg. 53, Basel, 26.11.1897.
- 98 Wackernagel 1898.
- 99 Januartage 1798, in: Basler Nachrichten 22, Jg. 54, Basel, 23.1.1898.
- 100 Steiner 1927–1937.
- 101 Salvisberg 1999, S. 270, 316.
- 102 StABS, Bau H 4, 1904–1927.
- 103 Von Wartburg 1997, S. 22–23 und Simon 2000, S. 259–260.
- 104 Die fünfte Kolonne. Enthüllungen über «rein schweizerische Aussenpolitik», in: National-Zeitung, Abendblatt, Basel, 26.10.1940.
- 105 Quislings Denkmal, in: National-Zeitung 501, Basel, 30.10.1945.
- 106 Staehelin 1952.
- 107 StABS, PA 1239.
- 108 Peter Ochs Brief, Nr. 1, Basel 1990, S. 11.
- 109 Kutter 1999b.
- 110 Basel 1798 (1998).
- 111 Kutter 1999a, S. 229.
- 112 Dürr, David: Verräter oder Befreier, in: Basler Zeitung 207, Jg. 179, Basel, 7.9.2021, S. 15.





André Salvisberg

**1817–1840**

Der Zeitraum 1817 bis 1840 umschliesst den bedeutendsten Bruch in der modernen Basler Geschichte und ist damit ebenfalls stark von ereignisgeschichtlichen Aspekten und der Perspektive Kontinuität/Diskontinuität geprägt. Die Kantonstrennung ist ein Trauma – weniger durch die Reduktion auf den Stadtstaat als vielmehr durch die erfahrene Anfeindung und Demütigung. Basel verliert Verbindungen durch die Konfrontation mit der Landschaft und der liberalen Mehrheit im Bund. Verflechtung ist nicht mehr selbstverständlich und eher wirtschaftlich geprägt, zahlreiche institutionelle und persönliche Brücken werden zwischen 1830 und 1833 abgebrochen, das miserable Ansehen Basels auswärts kann zudem nicht negiert werden. Der Wechsel vom Kanton Basel zum Halbkanton «Basel-Stadttheil» (amtlicher Name bis 1847) ist mehr als nur ein semantischer. Neue Kanäle des Austauschs sind verlangt. Die Diplomatie mit dem Rest der Schweiz muss neu, das Verhältnis zu Baselland überhaupt erst aufgebaut werden; am Rhein sind schon zuvor die Stadtrepubliken verschwunden, mit denen sich die isolierte Stadt einst verbunden fühlen konnte.

## Auf der Schanze

Christian Friedrich Schönbein hält eine Waffe in den Händen. Viele Jahre später wird der Basler Chemieprofessor die Schiessbaumwolle erfinden, die jedes Geschütz noch zerstörerischer und alle Stadtmauern noch nutzloser macht. Doch jetzt, im Dezember 1830, exerziert er auf einer solchen Mauer, und er soll sie mit dem Freikorps der Basler Universität verteidigen. Dieses ist auf der St. Johannis-Schanze eingestanden und übt Gewehrgriffe.<sup>1</sup> Die Landschaft befindet sich in Aufruhr, die meisten Dozenten und Studenten halten zur Stadt. Der eine Professorenmilizionär spricht von drohender Pöbelherrschaft, der andere befürchtet die Auflösung der Universität.<sup>2</sup> Am Ende werden das akademische Aufgebot und Christian Friedrich Schönbeins dreiwöchiger Milizdienst nichts daran ändern, dass das Baselbiet den Kampf um seine Grenzen am 3. August 1833 bei der Hülftenschanze und im Hardwald für sich entscheiden und die Basler Truppe in die Stadt zurückjagen wird. Die Stadtmauer hat einer verlorenen Sache gedient, und es wäre nicht an ihr gelegen, das Blatt zu wenden. Dem Basel der anderen, dem Basel der zugezogenen Haus- und Fabrikangestellten, der Niedriglöhne und des Lebens von einem Tag zum nächsten, kann die Kantonstrennung eher egal sein. Für sie macht es nichts aus, ob der Kanton nun an Belchen, Birs oder gar an der Stadtmauer endet, dazu haben sie ohnehin keine Stimme. Aber das Basel aus spätpatrizischer Elite, Zünften, kleinbürgerlichem Handwerk, aus pietistischem, liberalem oder konservativem Gelehrtenmilieu ist geschockt und gedemütigt. Es muss tief in die Staatsschatulle greifen, um die unabhängige Landschaft auszubezahlen. Und dennoch findet es Behagen am Stadtstaat. Der ihm aufgezwungenen territorialen Enge entspricht eine geistig-politische Verdichtung, welche die Stadt im Grunde schon angestrebt hat. Die Befestigung war bisher Mittel zum Zweck, nun bekommt sie eine höhere Bedeutung.

Die Kantonstrennung ist das einschneidende Ereignis der neuzeitlichen Basler Geschichte. Sie ist im Rückblick ein Debakel mit Ansage. Der Pfarrer von Waldenburg konstatiert bereits 1817 Neid und Misstrauen zwischen den Landesteilen.<sup>3</sup> Die Helvetik und die Idee der Gleichheit von Stadt und Land liegen einige Jahre zurück. Die Stadt entscheidet fast alles. Eine ländliche Elite, die gleichberechtigt mit lenkt, wird nicht aufgebaut. Liestaler und Birsecker Talente fühlen sich nicht integriert. In der Stadt lobt man sich währenddessen selbst für Wohlwollen, Milde und väterliche Gesinnung gegenüber dem Land.<sup>4</sup>

Die Zeit bis 1830 ist nicht für alles blind. Das Elsass industrialisiert sich, Basel folgt. Fabriken stehen in der Stadt, und die Fabrikarbeiterin wird eine typische

**33 Eine Abteilung der «Standestruppe» vor dem Kleinbasler «Ketzerturm», anonyme Fotografie, spätestens 1856. —**

Der «Ketzerturm» war der nordöstliche Eckturm der Kleinbasler Stadtmauer nahe dem Bläsiort. Er wurde wegen seiner Nähe zu lautstarken Gewerbetrieben auch «Rumpelturm» genannt. Die 1856 aufgelöste «Standestruppe» (rund zweihundert Berufssoldaten, im Volksmund «Stänzler» genannt) hatte als Hauptaufgabe die militärische Sicherung der Stadt, insbesondere die Bewachung der Stadtmauer und der Stadttore. Die Soldaten, angeführt von einem Offizier (vorne) und einem Unteroffizier (rechts) haben das Bajonett auf ihre Gewehre aufgepflanzt.



Stadtbewohnerin. Der Pietismus arbeitet sich an der neuen Zeit ab; was er mit Erfolg tut und Basel zur sprichwörtlich «frommen Stadt» macht. Die Universität beruft deutsche Freidenker. Das ist bemerkenswert, denn in den 1830er-Jahren wird sie mit dem Liberalismus brechen.

Die Trennungswirren von 1830 bis 1833 zerreißen ungezählte Beziehungen, nicht nur ins Baselbiet, sondern auch in die Schweiz. Der Wille, sie wiederherzustellen, ist nicht stark. Die Kantonstrennung scheint zur Ruhe als erster Bürger-

pflicht zu verpflichten. Basel ist eine stille Stadt – und nachts eine dunkle. Nur zweihundert Öllaternen verteilen sich über Gross- und Kleinbasel.<sup>5</sup> Das sind Orientierungspunkte, wenig verlängert das städtische Leben über den Tag hinaus. Wen die Patrouille in der Gasse ohne Handlaterne antrifft, wer ohnehin nach Fremde und Fabrik riecht, ist verdächtig.<sup>6</sup> Die Stadtarmut nimmt proletarische Züge an, und sozialistisches Gedankengut macht sich Ende der 1830er-Jahre bemerkbar. Es hat keine Struktur, als hochgefährlich gilt es trotzdem. Bereits 1834 warnt man in Basel vor einem Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden.<sup>7</sup> Tatsächlich aber gewinnen die politischen Konflikte erst ab 1840 wieder an Fahrt.

Friedrich Engels schildert 1841, wie abscheulich Basel auf ihn wirke, das Trockene und Schwerfällige von Ort und Sprache. Er sieht Bürger und Geistliche, gekleidet wie Gestalten der Vergangenheit, auf den Strassen gehen. Er schreibt, wie anders als die Schweiz diese Stadt sei.<sup>8</sup> Das Basel von Friedrich Engels hätte seine Abscheu nicht verstanden, aber der Andersartigkeit sicher zugestimmt. Gerade das Gelehrtenmilieu, die Professoren und Studenten von 1830/1833 und ihre Nachfolger, wird die Vorstellung pflegen, dass sich die Stadt am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen konnte. Es ist die Marignano-Deutung der Hülfenschanze: Die Stadt habe das Unglück der Niederlage zum eigenen Glück gewendet. Sie sei danach hinter der Mauer geblieben und habe ihre Eigenheiten besser als andere, viel früher geöffnete Städte wie Zürich oder Bern festigen können. Die Idee von Basel als einer Stadt mit einer besonderen Identität hat eine Wirkungskraft, die – längst losgelöst von den vergessenen Debatten des 19. Jahrhunderts – ungebrochen andauert.

## In der Mitte der Bruch – Die lange Basler Restauration

Als die Schweiz 1817 der ›Heiligen Allianz‹ beitrug, wurde sie Teil eines Europas, das Russland, Österreich und Preussen zum Kontinent der restaurativen Monarchien machen wollte. Als Republik war die Schweiz zwar fremdartig, aber akzeptiert als Bund patrizisch gelenkter Demokratien. Viele Kantone hatten bereits 1814 die Restauration eingeleitet. Sie hatten ihre Verfassungen umgeschrieben und die Rechtsgleichheit aller Männer abgeschafft. Mit dem Beitritt zur Allianz bekannte sich die Schweiz zum Konservativismus als Staatsziel. Allerdings waren ihre kon-

servativen Politiker an die Macht gekommen, ohne eine politische Bewegung zu sein. Dazu hätten sie die eigenen Ideen und Taten gründlicher durchdenken müssen. Für Basel leistete dies erst Andreas Heusler ab 1831 in der ‹Baseler Zeitung›. Das Konservative – besser gesagt: das Traditionelle und Reaktionäre – schwamm obenauf, während sich liberale Strömungen unter der Oberfläche hielten. Wo es im nachnapoleonischen Europa nicht unmittelbar um Politik ging, blieb es zudem beim Erreichten, denn verbesserte Verwaltung, Gesetze, Bildung oder Strassen nützten jedem Staatswesen. Der Restauration gelang eine illiberale Beruhigung, aber an der allgemeinen Rückkehr in vorgeblich bessere Zeiten scheiterte sie. Die lang ersehnte Ruhe nach der Kriegszeit bis 1815 förderte neue gesellschaftliche und wirtschaftliche Kräfte, die spätestens in den 1830er-Jahren wirksam wurden.<sup>9</sup> In der kurzen Zeit bis 1830 lässt sich die Geburt des bürgerlichen Basel feststellen. Auf der anderen Seite ging die Stadt mit dem Festhalten an ihrem kantonalen Führungsanspruch einen politischen Weg, auf dem sich das Land von ihr trennte. Die Kantonstrennung brachte für Basel unterschiedliche Geschwindigkeiten in der Entwicklung von Bürgerlichkeit und Moderne. Die Regeneration von 1830 bis 1848 – das Erstarren des radikalen Liberalismus in der Form des schweizerischen Freisinns – fand nur wenig Anklang. Vielmehr festigten und verlängerten sich die Restauration und der sehr baslerische Liberalkonservatismus mit seiner Betonung des Konservativen. Dieser war gesellschaftlich offen und hielt sich politisch zurück – eine vermittelnde Haltung, die sich im ‹Juste Milieu› der 1840er-Jahre fortsetzte.

### **Der hinkende Rückschritt:**

#### **Das Doppelgesicht des Liberalkonservatismus**

Die frühen 1820er-Jahre waren die Hochphase der Restauration. Politische Morde in den Jahren 1819 und 1820 standen am Anfang. Nach den Attentaten auf den russischen Generalkonsul in Mannheim und einen französischen Königssohn ging die ‹Heilige Allianz› gegen die sogenannten ‹Demagogen› vor. Wer liberale oder republikanische Ansichten äusserte, musste mit internationaler Strafverfolgung rechnen. Die Schweiz trug ab 1823 mit dem ‹Presse- und Fremdenkonkulum› dazu bei, doch nicht alle Kantone setzten dieses streng um. Die Schweiz wurde deswegen eines der wichtigsten Asylländer für Andersdenkende. Die internationalen Verhältnisse änderten sich ab Mitte der 1820er-Jahre. 1825 starb Zar Alexander, der die Restauration und die ‹Heilige Allianz› angeführt hatte. Drei Jahre zuvor hatte der griechische Aufstand gegen das Osmanische Reich begonnen. Er befeuerte



**34 Handzeichnung eines Basler Grossrats im «Ratsherrenkasten» von Emanuel Burckhardt-Sarasin, 1832.** — Das Bild thematisiert das Verhältnis von Zeitungen und Politik, das während der Regeneration entstand. Es war neu und direkt, allerdings auch ungewohnt. Noch in den 1820er-Jahren wurde die Berichterstattung der Presse aus dem Parlament unterdrückt. Die Unterschrift lautet: «Ein Grossrath unter der Thüre, ist noch unentschlossen, ob er seine Rede dem Zeitungs Schreiber schriftlich übergeben will oder nicht.»

wieder die liberale Idee, dass Völker über sich selbst entscheiden sollten. Auch in Basel war die Aufmerksamkeit gross; ein privates Unterstützungskomitee für Griechenland trat zusammen. An den restaurativen Basler Zuständen änderte dies noch nichts. Die Obrigkeit unterband öffentliche Aufrufe.<sup>10</sup>

In Basel wirkten Restauration und Stadt wie ein und dasselbe. Vieles erinnerte an die vorrevolutionäre Zeit. Die Landschaft wurde von der Stadt dominiert, in der Stadt selbst war der Spielraum des Sagbaren eng. Der Ökonom Christoph Bernoulli, Professor an der Universität Basel, äusserte sich 1822 gegen den Zunftzwang. Die Antwort darauf war ein Antrag im Parlament, seine Schrift zu beschlagnahmen, und Metzger beschmierten sein Haus mit Blut. Die Handwerker und ihre Zünfte waren eine Stütze der Restauration. Aus ihren Reihen war 1814 der Versuch gekommen, die Leibeigenschaft wieder einzuführen.<sup>11</sup> Nicht nur Meinungen wurden unterdrückt, sondern auch das Wissen über den Staat. Die Kantonsrechnung kannten bis 1830 allein die Politiker, und das Parlament tagte bis 1831 ausdrücklich «bei geschlossenen Türen».<sup>12</sup> Die Zensur schritt schnell ein, als die «Baslerischen Mittheilungen» 1826 Nachrichten aus dem Grossen Rat brachten.<sup>13</sup> Es war die konservative «Baseler Zeitung», die 1831 erstmals laufend aus dem Grossen Rat berichten durfte (vgl. S. 157–163).

Da und dort blieb der Liberalismus handlungsfähig. Im Bildungswesen war dies augenfällig (vgl. S. 194–195). Bildungschancen entstanden, die neuen Ansprüchen gerecht wurden. 1817 wurde die naturforschende Gesellschaft gegründet, 1818 naturwissenschaftliche Studiengänge an der Universität eingeführt, 1821 ein naturhistorisches Museum eingerichtet. Allerdings waren solche Vereinigungen elitär, während der öffentlichen Schule nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Um 1820 waren mehr Kinder in privaten als in öffentlichen Schulen, und die Schulpflicht wurde erst 1838 eingeführt. Der Weg zu einem echten staatlichen Schulsystem war lang. Die Schulgesetze von 1817/18 führten den Erziehungsrat, eine

**Die letzte  
Hinrichtung in Basel  
fand 1819 statt**

Institution der Helvetik, wieder ein und unterbanden die direkte kirchliche Schulaufsicht in der Stadt. Die Mädchenbildung wurde zwar ausgebaut, blieb aber zweitrangig. Das hohe Schulgeld in den nachobligatorischen Mädchenschulen gab diesen den Charakter einer Ständeschule.<sup>14</sup> Weit über die Schweizer Grenzen hinaus erregte die 1818 reformierte Universität Aufsehen. In den 1820er-Jahren berief sie eine Anzahl deutscher Akademiker, die sich gegen die Restauration gestellt hatten. Preussen verbot seinen Staatsangehörigen 1824 das Studium in Basel, da es als ›Demagogennest‹ galt. Eine längere Affäre folgte, die Basel aussass. Für die zwei am meisten betroffenen deutschen Professoren, Karl Follen und Wilhelm Snell, schien die Situation unsicher. Snell blieb in Basel, Follen floh mit einem gefälschten Pass. Basels Diplomatie galt seiner Souveränität, nicht dem radikalen Liberalismus der Verfolgten. Im Übrigen war im Bildungsbürgertum eine kräftige Integration spürbar. Die Mehrzahl der zugezogenen Professoren machte sich den Basler Liberalkonservatismus zu eigen. Dem Zuzug von Professoren stand ein Fernbleiben von Studenten gegenüber. Viele Schweizer, die ein nationales und freisinniges Gedankengut pflegten, besuchten lieber eine ausländische Universität statt die einzige inländische in Basel.<sup>15</sup>

Liberaler Anstrich erlaubte sich der konservative Staat im Rechtswesen. Das Strafrecht wurde 1821 mit der modernen bayerischen Gesetzgebung als Vorbild erneuert. Es blieb im Rahmen dessen, was die Verhältnisse zuließen, Körperstrafen verschwanden nicht. Das Basler Recht bewegte sich noch lange auf dem Boden der Vergangenheit. Die Stadtgerichtsordnung aus dem Jahr 1719 blieb in Kraft, soweit nicht Spezialgesetze neues Recht schufen.<sup>16</sup> Eine Totalrevision des Zivilrechts scheiterte 1834. Bemerkenswert war, dass sich die Restauration von der Praxis der Todesstrafe verabschiedete, obwohl der gesellschaftliche Druck dazu gering war. Die letzte Hinrichtung in Basel fand 1819 vor einem Publikum statt, das rund zwanzigtausend Schaulustige zählte.



**35 Das «Sommercasino» mit dem St. Jakobs-Denkmal.**

**Foto: Varady & Cie., undatiert.** — Zu sehen ist das erste Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von St. Jakob im Jahr 1444, dahinter das Sommercasino, ein bürgerliches Gesellschaftshaus mit Veranstaltungsräumlichkeiten für Konzerte oder Tanzabende. Das Denkmal wurde wie das Sommercasino im Jahr 1824 eingeweiht. Casino und Denkmal waren ein

Ensemble, in dem sich Patriotismus, bürgerliche Geselligkeit und Kulturpflege verbunden. Das Sommercasino bot die Möglichkeit eines Ausflugs vor die Stadtmauer und somit ausserhalb der städtischen Enge. Das Denkmal, ein neugotischer Pfeiler aus Sandstein, verwitterte rasch. 1872 wurde es durch ein zweites, dauerhafteres St. Jakobs-Denkmal (eine von Kriegern umgebene Helvetia) ersetzt, das noch heute zu sehen ist.

Die Hinrichtung war ein Grossanlass, wie er auch im 18. Jahrhundert stattgefunden hatte. Sie sollte zeigen, dass die Obrigkeit die Ordnung wiederhergestellt hatte. Das war nicht mehr die Welt der patriotischen Gesangs-, Schützen- und Turnerfeste. Diese neuartigen, ab den 1820er-Jahren in der ganzen Schweiz abgehaltenen Feste machten gesamtgesellschaftliche Veränderungen bemerkbar. Sie wollten nicht bewahren, sondern Gleichgesinnte bewegen. Insbesondere Musik und Gesang waren ein Vehikel, Bürgersinn und Nationalgefühl zu entwickeln. Daran konnte Basel gut anschliessen, galt das Musikschaffen doch als Basler Leitkultur. Einige Veranstaltungen des Basler Musikfests von 1820 fanden auch in Zunftstuben und Patrizierhäusern statt. Der Lebensstil eines neuen Bürgertums etablierte

sich in der Stadt. Es organisierte sich in mitgliederreichen Vereinen und Vereinigungen, es begriff sich nicht mehr als Stand, sondern als massgebliche ‹Mitte der Gesellschaft›. Seine Treffpunkte – Sommer- und Stadtcasino öffneten 1824/1826 – wurden zahlreicher [35]. Sie schufen neue Möglichkeiten, gesellschaftlichen Zusammenhalt und bürgerliches Selbstinteresse zu pflegen. Alles Alte verschwand deswegen nicht. Das altpatrizische Grossbürgertum heiratete weiterhin meist unter sich. Die neue Mitte stiess an Grenzen, wenn sie in die privilegiertesten Kreise wollte. Das gewerbliche Kleinbürgertum war seinerseits geplagt von Abstiegssorgen. Bedrängt von den industriellen Massenprodukten hielt es die Zunfttraditionen hoch. Es war ein Versuch, sich vom Proletariat abzugrenzen, das in der wachsenden Industrie arbeitete und nur wenig schlechter lebte (vgl. S. 272–291).

### **Aussen vor, weit weg: Das Birseck und die Glaubensvielfalt**

Der Wiener Kongress hatte die Schweiz zum Pufferstaat gemacht. Sie sollte eine gewisse Stärke haben, aber sich in nichts verstricken. So teilte der Kongress das ehemalige Fürstbistum Basel der Schweiz zu und schuf eine klare Grenze gegenüber Frankreich. Im Krieg bedeuteten die Jurapässe ähnlich viel wie die Alpenpässe. Das hatte der Winter 1813/14 gezeigt, als die alliierte Hauptmacht über Basel, weitere Schweizer Orte und den Jura in Frankreich einmarschierte. Bern erhielt den Löwenanteil des Fürstbistums, um es für den Verlust des Aargaus und der Waadt zu entschädigen. Basel bekam das Birseck. Die Stadt hatte mehr Umland, die Gemeinde Biel-Benken störte nicht mehr als Exklave. Die meisten Kantone hatten ihre inneren Angelegenheiten 1814 ohne den Wiener Kongress erledigt. Für Basel war er entscheidend. Er vermehrte die Kantonsbevölkerung um rund fünftausend Menschen, deren Integration in einen auf die Stadt ausgerichteten Kanton scheiterte.

Basel zögerte, das Birseck anzunehmen. Von dem ländlichen Gebiet versprach man sich nicht viel. Es war katholisch, und es gab eine ähnliche Skepsis wie zwanzig Jahre zuvor, als das Fricktal abgelehnt worden war. Die Regierung formulierte die Beitrittsbestimmungen erst, als die Eidgenossenschaft darauf drängte. Das Verhältnis zwischen Zentrum und Rand war auch danach nicht einfach. Das Birseck war gegenüber Basel mehrfach benachteiligt: politisch als Landbezirk; ökonomisch als Randgebiet, das nicht aufhörte, seine Besteuerung zu bemängeln; konfessionell, weil es nicht reformiert war. Ein Personenkreis mit dem Interesse und den Möglichkeiten, sich in der Stadt zu integrieren und Brücken zu bauen, wuchs nicht heran. Für die Birsecker Bevölkerung sollte erst die Trennung von der

# Politische Begriffe

Ein Merkmal der Sattelzeit sind Wortneuschöpfungen («Neologismen»). Bestimmte Wörter erhielten eine geänderte Bedeutung oder erschienen überhaupt erstmals im politischen Alltag. Sie widerspiegelten die Entwicklung und Festigung von Ansichten und Überzeugungen, wie Staat und Gesellschaft funktionieren sollten. In den Neologismen kündigte sich die vielfältige Parteienlandschaft der bürgerlichen Demokratien an. Die meisten dieser Begriffe sind bis heute im Umlauf.

*Konservativ:* Der Konservatismus nahm während der Restauration Gestalt an. Noch stärker als der Liberalismus, der sein Gegenstück war, blieb der Konservatismus ein Sammelbegriff. Wie in seinem Namen zum Ausdruck kommt, stand er für bewahrende Einstellungen und Haltungen. Der Konservatismus entwickelte lange Zeit kein ideologisches Fundament, sondern bedeutete grundsätzliche Skepsis und Widerstand gegenüber den revolutionären Veränderungen und Umwälzungen seit 1789. In Fortsetzung der vorrevolutionären Wurzeln spielten föderale und ständische Überzeugungen eine Rolle, also der Vorzug des Staatenbunds vor dem Bundesstaat und die Überzeugung, dass die Oberschicht anderen Bevölkerungsgruppen die Existenz sicherte, aber dafür eine natürliche Führungsrolle beanspruchen durfte. Auch die Zünfte sammelten sich im politischen Gefäss des Konservatismus, um den Zunftzwang gegen das liberale Wirtschaftsdenken zu verteidigen.

*Liberal:* Der Liberalismus wurzelte in den reformorientierten und revolutionären Vorstellungen, die sich bereits in der Helvetik manifestiert

hatten, aber während der napoleonischen Zeit wieder in den politischen Hintergrund gerückt waren. Durch die Rückkehr des französischen Königs erneuerte sich das gesellschaftskritische Denken gegen alle Herrschaftsformen, die der Zeit vor der Revolution verpflichtet waren. Der Liberalismus erschien als Bewegung im 1815 restaurierten Königreich Frankreich und griff auf die Schweiz über, wo er ab 1830 das Geschehen bis zur Gründung des Bundesstaats beeinflusste. Der Liberalismus mit seiner Betonung nicht nur politischer Rechte und Freiheiten des Individuums deckte ein weites gesellschaftliches Spektrum ab. Sein Übergang zum Konservatismus war nicht überall klar abzugrenzen. Dies traf besonders für das gesellschaftspolitisch eingemittete bis indifferente «Juste Milieu» zu. Dort konnte man liberal-konservative Einstellungen erkennen, in denen liberales Wirtschaftsdenken mit einer konservativen Ablehnung gesellschaftlicher und politischer Veränderungen einherging. In Basel hielt sich das liberalkonservative Milieu als eigenständige politische Gruppierung, war auch für die konservativen Kräfte attraktiv und ging nicht in der «freisinnigen Grossfamilie» auf. *Freisinnig und radikal:* In den Begriffen «freisinnig» und «radikal» kam im Gegensatz zu liberal das klar Politische und der Wille zum Revolutionären stärker zum Ausdruck. Freisinnig und radikal waren voneinander nicht scharf abgegrenzt. Radikale Gruppierungen wurden eher mit Gewaltbereitschaft in Verbindung gebracht, aber wie die Freisinnigen zielten auch sie auf die Abschaffung des Staatenbunds von 1815 und auf den Zusammenschluss der Kantone zu einem National- und Bundesstaat, der die



**36 Verdrängungskampf («Le tiers Etat»),  
Aquarell von Hieronymus Hess, 1830. —**

Die Pariser Julirevolution von 1830 markierte das Ende der Restauration und der illiberalen Monarchie in Frankreich. In der Schweiz stiess sie die Regeneration an, die 1848 zum freisinnigen Bundesstaat führte. Hess' Aquarell entstand unter dem Eindruck der Julirevolution. Es zeigt ein Gerangel auf einer Holzbank, das versinnbildlicht, wie die alten, ständestaatlich orientierten Eliten ihren Machtsitz verlieren und das liberale Bürgertum zu dominieren beginnt. Der Klerus in Gestalt eines Mönchs liegt bereits am Boden, und auch der Adel ist in Bedrängnis, da das Gross- und Kleinbürgertum ihn wegdrücken. In der realen Welt ersetzen neue Begriffe wie Konservatismus und Liberalismus das Ständedenken in der politischen Debatte.

liberalen Grundsätze in jedem Kanton durchsetzen sollte. Freisinnige und Radikale vertraten mit diesem Ziel die Interessen von Zugezogenen und Neueingebürgerten, die nicht zu den alteingesessenen, spätestens nach 1833 sehr auf sich selbst bezogenen Kreisen gehörten.

*Sozialistisch und kommunistisch:* Die Begriffe «sozialistisch» und «kommunistisch» verbreiteten sich in den 1830er- und 1840er-Jahren. Sie bezeichneten eine politische Reaktion auf die Einkommens- und Vermögensunterschiede, die sich unter dem Einfluss liberaler Wirtschaftsformen während der einsetzenden Industrialisie-

rung verstärkten. Sozialismus und Kommunismus beanspruchten, alle Formen der Ausbeutung – und einer daraus folgenden allumfassenden Unterdrückung – durch die Verdrängung privater zugunsten kollektiver Strukturen in Staat und Wirtschaft zu beseitigen. Die anfangs sozialen und erst in der Folge politischen Strömungen fanden noch lange Zeit zu keiner eigenständigen Bewegung zusammen. Ihre Anliegen wurden über den linken Freisinn, der den liberalen Individualismus zugunsten kollektivistischer Ideen hinterfragte, in die politische Debatte eingeführt.



**37 Strassenszene vor der Clarakirche, Aquarell von Johann Jakob Schneider (Detail), undatiert.** — Johann Jakob Schneider zeigte in seinen Bildern oft ein bereits vergangenes Stadtbild. Hier sind neben der Clarakirche rechts der Pfarrgarten und die zugehörige Umfassungsmauer zu sehen, links befindet sich

das Hauptpfarrhaus. Der Claraplatz, den die Stadt nach dem Beschluss zum Mauerabbruch von 1859 anlegen lässt, existiert noch nicht. Das Bild macht auf den immer präsenten katholischen Bevölkerungsteil Basels aufmerksam. Ein Passant grüsst einen katholischen Ordensmann, der an seiner Kutte zu erkennen ist.

Stadt Karrierechancen eröffnen. Die städtische Elite strebte nicht danach, eine ländliche Elite zu formen oder diese gar in die eigenen Zirkel zu integrieren. Die Probleme einer ländlichen und städtischen Bevölkerung, zueinander zu finden, bestanden allerdings nicht bloss im Fall des Bezirks Birseck. Sie waren die des ganzen Kantons Basel. Doch sie spitzten sich im neuen Bezirk zu, da dieser keine gemeinsame Geschichte mit der Stadt hatte. Im Birseck fiel es nicht schwer zu erkennen, dass Trennung machbar war.

Der Kanton bekam bloss ein katholisches Randgebiet, sein Zentrum tat sich weiterhin schwer mit der Glaubensvielfalt. 1815 lebten im Kanton rund 50 000 Menschen, davon 8000 Katholikinnen und Katholiken mit 5000 im neuen Bezirk. In der Stadt waren die Verhältnisse 17 000 zu 3000. Der Kanton bekannte sich immer noch zum reformierten Glauben, und die Birsecker Bevölkerung konnte den katholischen Glauben ausserhalb ihrer Gemeinden nicht frei ausüben. Das

Stadtbasler Bürgerrecht gab es nur bei reformierter Konfession, was die Möglichkeiten anderer Glaubensangehöriger im Zentrum von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft stark einschränkte. Als der Kanton das Birseck in Besitz nahm, rief er die Bevölkerung dort auf: «Haltet in Ehren die Religion Eurer Väter».<sup>17</sup> Es bedeutete, sich in einem Bürgerrecht zweiter Klasse einzurichten. Noch 1847 hielt die Verfassung fest, dass Basel-Stadt eine protestantische Staatskirche hatte, die man «evangelische-reformierte Landeskirche» nannte, und nur christliche Bekenntnisse durften frei ausgeübt werden. Als 1858 rund ein Viertel der Bevölkerung katholisch war, fanden in der Clarakirche keine evangelischen Gottesdienste mehr statt. Absolute Religionsfreiheit gab es erst ab 1875, was aber keine «konfessionsblinde» Gesellschaft schuf. Das katholische Milieu blieb noch weit ins 20. Jahrhundert hinein erhalten.

Wer vom Land in die Stadt zog, liess den bäuerlichen Alltag und die Dorfgemeinschaft hinter sich. In der Stadt nahm man an der Gestaltung von bürgerlicher und proletarischer Kultur teil. Für die bis 1860 ausschliesslich aus kleinen elsässischen Orten eingewanderten Jüdinnen und Juden geschah das in der Rolle einer winzigen Glaubensgemeinschaft, die unter genauer Beobachtung stand.<sup>18</sup> Die Mehrheit grenzte das Judentum aus. Jüdische Handwerker wurden der Stadt verwiesen, und das von privater Trägerschaft publizierte «Adressen-Buch» von 1826 führte sowohl 10 einheimische «Jüdische Handels- und Gewerbetreibende[n] Leute» als auch 31 «Täglich hiesige Stadt besuchende Handelsjuden» in eigenen Rubriken auf.<sup>19</sup> Der Verein «Freunde Israels» trieb Bekehrungsarbeit, mit wenig Erfolg.<sup>20</sup> Eine jüdische Gemeinde existierte im Gegensatz zur katholischen rechtlich gesehen nicht. Sie traf sich wie die katholische Bevölkerung des 18. Jahrhunderts nur in privaten Räumen zum Gottesdienst. Doch wie für den Katholizismus hatten Helvetik und Mediation eine Rechtslage geschaffen, die ab 1800 zur Ansiedlung einer geringen Anzahl jüdischer Familien führte. Die jüdischen Niederlassungsrechte endeten, als die Restauration begann. An deren Stelle traten nicht übertragbare Bleiberechte. Die jüdische Gemeinde schwand deswegen kontinuierlich. Wer sich verheiratete, verlor das Bleiberecht in der Stadt, weil das Wohnrecht im Elternhaus endete. Erst das immer noch strenge Niederlassungsgesetz von 1849 öffnete das drei Jahrzehnte zuvor geschlossene Fenster, was als Erste die drei Söhne des Kaufmanns Isaac Dreifuss (in Basel seit 1812) nutzten. Die vollständige Judenemanzipation gelang erst 1866/1874 mit dem Ende des Zuzugsverbots, mit der freien Religionsausübung und schliesslich der Einbürgerung (vgl. S. 260–267).

## Selbstmord aus Angst vor dem Tod: Bürgerkrieg und Halbkanton

Ende der 1820er-Jahre war die Restauration an einen toten Punkt gelangt. Macht- ausübung diente nicht mehr dazu, konservative Staatswesen aufzubauen. Die Machtapparate kreisten um sich selbst. Ab 1830 kam es zu einer Welle von Volks- erhebungen: in Belgien, mehreren deutschen Staaten, Polen, dem österreichi- schen Nord- und Mittelitalien, Frankreich. Dort wollte König Charles X. seine schwindende Macht durch einen Gesetzesbruch erhalten. Vor allem die Zensur- bestimmungen seiner widerrechtlichen «Juliordonnanzen» empörten.<sup>21</sup> Über Staat und Gesellschaft liess sich nicht mehr ohne die Öffentlichkeit entscheiden. Die «Julirevolution» brach aus, und unter dem Druck der Strasse beseitigte das Parla- ment das Königtum von Gottes Gnaden. Es wählte Louis Philippe von Orléans zum Nachfolger, der dadurch zum «Bürgerkönig» wurde. Dies gab im Schweizer Nachbarland einer breit abgestützten Bewegung von Landbürgern und Bauern den nötigen Schub, Verfassungsreformen durchzusetzen. 1830/31 wurden in 11 von 22 Kantonen auf den Druck von Volksversammlungen, Massenpetitionen und Volksbewaffnung gleiches Stimmrecht, Gewaltenteilung sowie Handels- und Ge- werbefreiheit eingeführt. Die Zeit bis zum Bundesstaat von 1848 erhielt später den Namen «Regeneration». Der Begriff sollte zum Ausdruck bringen, dass die Schweiz wieder zu einer Nation in urtümlicher Freiheit und Gleichheit geworden sei. Die Realität war nüchterner, aber doch einschneidend. In fast allen Schweizer Stadt- kantonen trat der Bürgerstaat an die Stelle des Zunft- und Patrizierstaats. Die Ausnahme machte Basel.

Wohin man blickte, hatte sich in anderen Kantonen ein ländliches Bürger- tum entwickelt, bloss nicht in Basel. Die Basler «Bändelherren» liessen ihre Seide im Baselbiet verarbeiten, aber es war eine teure Industrie. Keine ländliche Unter- nehmerschaft hatte die Mittel, teilzunehmen und sozioökonomisch aufzusteigen. Auch die ländlichen Handwerker waren durch Einfuhrverbote vom lukrativen städtischen Markt ausgegrenzt. Der Gegensatz zwischen konservativer und libera- ler Haltung im Basler Bürgertum äusserte sich primär in der Machtverteilung inner- halb der Stadtmauer. Anfang 1829 wurde im Grossen Rat ein Antrag eingebracht, die Verfassung zu erneuern. Er kam auf die lange Bank. Basel benachteiligte wei- terhin das ländlich-bürgerliche Milieu, das keine Generation später den Bundes- staat – die Bundesräte von 1848 stammten aus Kleinstädten und Dörfern, ihre Eltern waren noch als Untertanen zur Welt gekommen – anführen würde.<sup>22</sup>

Auf der Basler Landschaft begann das Nachdenken über die Verfassung. Die Rechtsgleichheit von 1798 bis 1814 stand vor Augen. Drohender Aufruhr erlaubte

**38 Karikatur auf das politische Basel der frühen 1830er-Jahre von Ludwig Adam Kelterborn, undatiert.** — Kelterborn, der aus Hannover stammte und 1831 nach Basel gekommen war, etablierte sich rasch in der Stadt. Er veröffentlichte zahlreiche Karikaturen zum politischen Geschehen. Sein Bild zeigt den Kanton Basel, der auf Bürgerkrieg und Trennung zusteuert, als einen Schreckensort. Eingeschüchterte und hilflose Baselstäbe, denen ein schlimmes Schicksal droht, werden von dämonischen Gestalten und Ungetier umhergejagt und eingefangen.



es dem Kanton nicht, eine Baselbieter Petition von Ende Oktober 1830 zu ignorieren. Die revidierte Verfassung von 1831 konnte die Lage nicht dauerhaft beruhigen. Die städtische Strafverfolgung gegen die aktivsten Wortführer der Baselbieter Eigenständigkeit entfremdete das Land der Stadt. Nur die Gemeinden mit persönlichen oder engen wirtschaftlichen Verbindungen nach Basel (in Reinach durch die Familien Landerer und Wieland, in Gelterkinden und Reigoldswil die Textilproduktion) blieben stadttreu. Es kam erneut zu Gewalttätigkeiten. Die Stationierung eidgenössischer Truppen verhinderte vorerst den Bürgerkrieg.

Die Erlasse von Charles X., welche Frankreichs Julirevolution von 1830 ausgelöst hatten, werden als Selbstmord der bourbonischen Herrschaft bezeichnet.<sup>23</sup> Die Entscheidungen von Regierung und Parlament Basels ab dem Herbst 1831 waren nichts weniger, als sich abzeichnete, dass der bisherige Kanton nicht mehr lebensfähig war. Im November 1831 mussten die Gemeinden über ihren Willen zum Verbleiben im Kanton abstimmen. Dieser politischen Erpressung begegnete



**39 «Die Theilung», Karikatur, vermutlich von Ludwig Adam Kelterborn, wahrscheinlich 1833.** — Die Karikatur zeigt die Kantonstrennung als Teilung eines Käseleibs. Es handelt sich um die Adaption einer englischen Karikatur von 1805, in der Napoleon und der britische Premier William Pitt die Weltkugel (dort dargestellt als Plumpudding) gleichmässig zerschneiden. In dieser Version nimmt sich der Baselbieter (rechts) den Löwenanteil. Er ist modern gekleidet, selbstbewusst und

weiss die Schweiz an seiner Seite, wie die Kokarde am Hut verrät. Die Zinken seiner Gabel stecken in den Landgemeinden, die zur Stadt hielten. Der verschreckte Stadtbasler, der noch wie im Ancien Régime eine gepuderte Perücke trägt, vertritt die alte «Zopfzeit». Er klagt: «O herjemerli! herjemerli! Was bleibt is für eglei Bitzeli!» Der «Bauer» antwortet: «Muesch mer nüt in Uebel ufnämme: Wemmer eppe nümme däte zämme kämme.»

die provisorische Regierung in Liestal mit dem Aufruf zum Abstimmungsboykott. 42 von 78 Landgemeinden taten dies, 4 Gemeinden sprachen sich für den Austritt aus. Diesen 46 Gemeinden wurde im März 1832 die kantonale Verwaltung entzogen. Zur Überraschung der Stadt erklärten sich die landschaftlichen Gemeinden kurz darauf zum eigenen Kanton. Die Tagsatzung, in der eine radikalliberale Mehrheit das Wort hatte, zog die schweizerischen Truppen ab und erklärte auf diese Weise das frisch ausgerufenen Baselland für lebensfähig. Mehrere Monate voller Streit und Übergriffe vergingen. Im Juli/August 1833 eskalierte die Lage. Die baseltreuen Gemeinden bei Gelterkinden riefen die Stadt um Hilfe, die eine bewaffnete Kolonne gegen Liestal ausschickte. Gegen den gut organisierten Widerstand führte das zur Katastrophe. Die städtische Truppe flüchtete nach schweren Verlusten

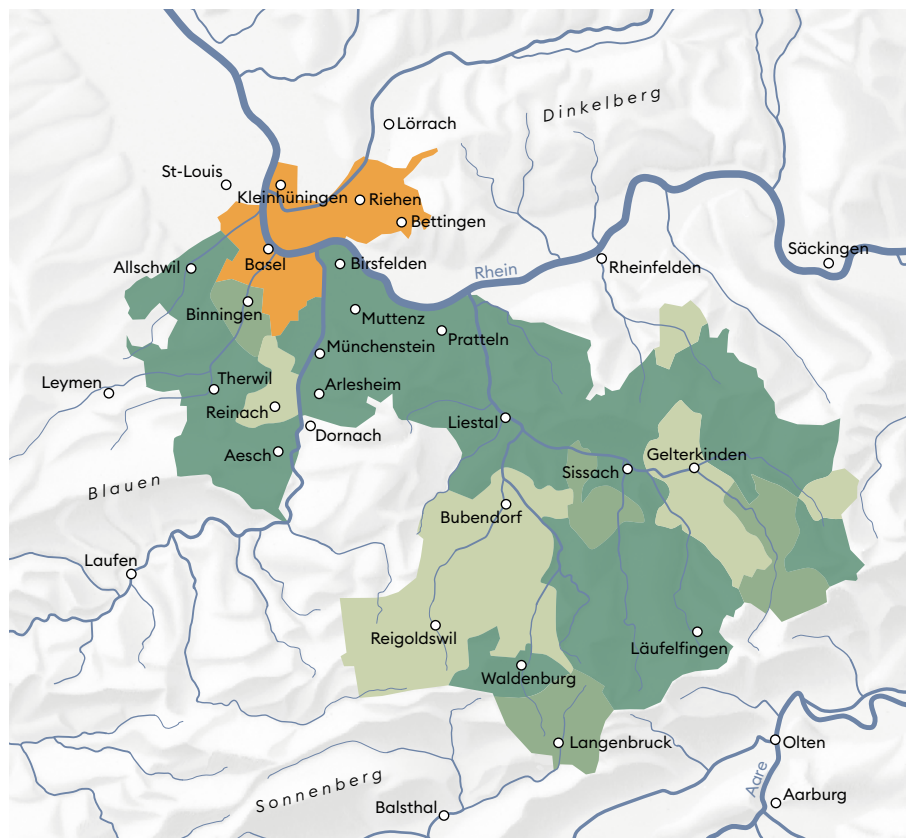
an der Hülftenschanze und im Hardwald. Der Bürgerkrieg hatte rund hundert Tote gefordert und einem gemeinsamen Kanton von Stadt und Land den Boden entzogen. Am 26. August 1833 wurde der Kanton Basel in einen ländlichen und einen städtischen Halbkanton getrennt [39]. Einzig die drei rechtsrheinischen Landgemeinden Bettingen, Kleinhüningen und Riehen blieben der Stadt erhalten (vgl. S. 138–156).

Die Basler Halbkantone mussten sich in den eidgenössischen Gremien die bisherige Basler Kantonsstimme teilen. So gesehen lebte der Kanton Basel fort, was für die Schweizer Aussenpolitik wertvoll war. Der Wiener Kongress hatte den Bestand der Kantone garantiert. Hätte die Schweiz den Kanton Basel komplett beseitigt, wäre sie einer Einmischung von aussen gefährlich nahe gekommen. Die Sorge davor war nicht unbegründet. Internationale Truppeneinsätze bei innenpolitischen Umstürzen hatte es bereits gegeben: in den 1820er-Jahren in Spanien, Portugal und Italien, zu Beginn der 1830er-Jahre in Belgien, dann in Polen und wieder in Italien.

Die Stadt fand sich seit August 1833 im Kanton «Basel-Stadttheil» wieder – weder überraschend noch ganz widerwillig. Bereits im Frühjahr 1831 war in der Stadt über die Teilung laut nachgedacht und «ihr ganzes Wohl» damit verknüpft worden.<sup>24</sup> Was Basel entsetzte, war die Schuldzuweisung durch die liberalen Kantone. Der Vorwurf, die Katastrophe verursacht zu haben, unterschied sich völlig von der Eigenwahrnehmung der Stadt, gebildeter und politisch fähiger zu sein – also mit der Begründung, warum eine städtische Stimme mehr Gewicht haben sollte als eine ländliche. Ein eidgenössisches Schiedsgericht urteilte über die Verteilung und Verrechnung des Kantonsvermögens, wozu etwa der Münsterschatz, die Universität oder die Stadtmauer gezählt wurden. Der Grundsatz von zwei Dritteln für Baselland, einem Drittel für Basel basierte auf den Bevölkerungsverhältnissen, welche die Stadt ignoriert oder nur halbherzig beachtet hatte. Die Urteile, die im Zweifelsfall ausnahmslos zugunsten der Landschaft ausfielen, waren ein Schlag vor den Kopf.

Gesellschaftspolitischen Stillstand hatte es in Basel während der Restauration bis 1830 nicht gegeben. Nach der Kantonstrennung war er umso spürbarer. Das politische Basel trennte sich von den radikalliberalen Zeitströmungen, welche die Regeneration und die Schweiz ab 1830 prägten. Die Korrespondenz des Milizdienst leistenden Professors Schönbein mit einem Freund in Jena endete, als dieser bemerkte, dass Basel «offenbar in [die] Hand aristokratischer Reactionen» geraten sei.<sup>25</sup> Am Rand der Schweiz entstand ein Stadtstaat, dessen Bürgerschaft ihr bisheriges Selbstbewusstsein und Selbstverständnis weiter-

## Die drei Etappen der Kantonstrennung



**40** Die Ablösung des Baselbiets von der Stadt geschah in drei Etappen zwischen 1832 und 1833. Im März 1832 gründete die Mehrzahl der Baselbieter Gemeinden einen eigenen Kanton, dem im September weitere Gemeinden beitraten. Das Kantonsgebiet wurde im August 1833 arrondiert, als auch die noch stadttruen, aber isolierten Gemeinden des Birsecks und Oberbaselbiets angeschlossen wurden. Nur die rechtsrheinischen Landgemeinden blieben bei der Stadt. Die territoriale Entwicklung von Basel-Landschaft war damit noch nicht abgeschlossen. 1994 trat der ehemals bernische Bezirk Laufen bei, nachdem sich der Kanton Jura gebildet hatte und Laufen dadurch ohne direkte Verbindung zu Bern war.



pflegte und sogar intensivierete. Dieses kam von aussen gesehen einer «Realitätsverweigerung» gleich.<sup>26</sup> Die Kantonstrennung war ein Bruch. Sie wirkte aber auch wie ein Mittelscharnier, das eine erste Restauration mit einer zweiten, wesentlich stärker nachwirkenden verband.

### **«Augustoligarchie»: Behagen im Kleinststaat**

Im August 1833 war ein neuer Kanton entstanden, der fast nur noch aus der Stadt Basel bestand. Dennoch war die Verfassung von 1833 weitgehend die von 1831. Man hatte einfach die Baselbieter Bezüge gestrichen. So blieb es dabei, kantonale und kommunale Aufgaben auseinanderzuhalten, obwohl sich vieles überschneidet. Exekutive und Legislative waren doppelt vorhanden: in Grosse Rat und Kleinem Rat des Kantons beziehungsweise in Grosse Stadtrat und Kleinem Stadtrat. Die kommunalen Strukturen verloren mit der Zeit an Bedeutung, aber das politische System hielt sich bis 1875. Es bekam den Namen «Ratsherrenregiment», da die obersten politischen Amtsträger, die sogenannten Ratsherren, eine ausserordentliche Machtfülle besaßen. Die 15 Kleinräte der Regierung gehörten zu den 119 Grossräten des Parlaments. Die zwei Bürgermeister leiteten sogar dessen Sitzungen. Sie hatten alle Möglichkeiten, die legislativen Geschäfte zu steuern.

Der neu geschaffene Kanton hatte einen engeren Kreis Stimmberechtigter als der untergegangene. Aus gerade acht Prozent der Stadtbevölkerung gingen alle politischen Entscheidungen hervor: von den volljährigen Männern mit Basler Bürgerrecht. Die wenigen Stimmberechtigten der drei Landgemeinden fielen nicht ins Gewicht. Das abgespaltene Baselbiet brachte es immerhin auf achtzehn Prozent Stimmberechtigte. Nicht nur Geschlecht und Bürgerrecht beschränkten das Stimmrecht. Es galten auch ein Zensus und der Wahlausschluss der grossen Zahl von Dienstboten und Hausangestellten. Von den 22 000 Menschen, die 1837 in Basel lebten, hatten maximal 1800 politische Rechte. Die Teilnahme an den politischen Gremien wurde nicht bezahlt. Also konnten nur wenige Männer mit ähnlichen Interessen und nötigem Einkommen es sich überhaupt leisten, öffentlich tätig zu werden: Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Freiberufler. Die ersten fünfzehn Jahre des Ratsherrenregiments konnte man in Anlehnung an die französische Julimonarchie als Basler «Augustoligarchie» bezeichnen. Erst die Bundesverfassung von 1848 beseitigte die oligarchischen Zustände. Sie verschaffte den niedergelassenen Schweizern das Stimmrecht. Ihre Bevölkerungsgruppe war um rund ein Drittel grösser als die der Stadtbürger. Trotz der geringen Anzahl Politiker waren unterschiedliche Milieus ablesbar. Die städtischen Räte waren deutlich



**41 Kleinbasler Strassenszene der 1830er-Jahre, Aquarell von Johann Jakob Schneider nach Constantin Guise, undatiert.** — Die Porträtisten der Stadt Basel des 19. Jahrhunderts wie Johann Jakob Schneider oder Constantin Guise pflegten die Genremalerei. Ihre Bilder zeigen nach der als demütigend empfundenen Kantonstrennung Strassen und Plätze meist als

ruhige Geschäfts- und Flaniermeilen. Konfrontation wird ausgeblendet und das Selbstbild einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichartiger inszeniert. Auch hier, am Ende der Greifengasse beim Kleinbasler «Richthaus» (links) mit Blick auf die Brücke und das Grossbasler Rheintor, scheint eine sozial differenzierte Gesellschaft nicht zu existieren.

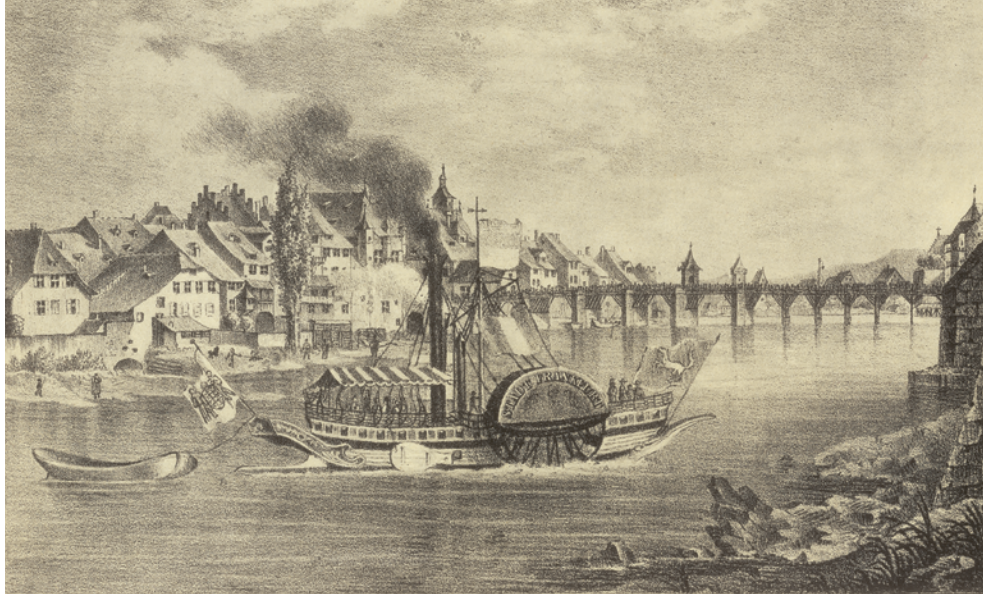
gewerblicher und traditioneller geprägt als die kantonalen. Sie lehnten gesellschaftliche Veränderungen ab. Ihre Abneigung, Juden einzubürgern, war manifest.<sup>27</sup>

Die Abtrennung der meisten ländlich geprägten Kantonsteile brachte für Basel von heute auf morgen das, was als ein Merkmal des 19. Jahrhunderts gilt: den Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft. Die eigene Wirtschaftswelt war nun klar durch Handel, Gewerbe und Industrie geprägt. Das Verhältnis zur Landbevölkerung war ausgelagert, auch wenn es durch das – allerdings industrielle – Verlagssystem weiterhin bestand. Dieses war durch die Kantonstrennung nicht abgebrochen. Der Schwund vom Flächen- zum Stadtkanton intensiverte die Auseinandersetzung mit den unterbürgerlichen Gesellschaftsschichten. Ab den 1830er-Jahren machte sich das Proletariat bemerkbar. Es liess beim Bürgertum

Befürchtungen aufkommen, welche die vormodernen Ängste vor ländlichen Räuberbanden ablösten und politischen Gehalt gewannen.

Das an die Industriebetriebe gebundene Proletariat nahm laufend zu, denn die Bedingungen für Basels Wirtschaft waren günstig. Ab den 1830er-Jahren wuchs die grösste Industrielandschaft Europas von Belgien und Nordfrankreich aus den Rhein hinauf. Der Bau von Chausseen, der im 18. Jahrhundert begonnen hatte und während der napoleonischen Epoche und darüber hinaus fortgesetzt wurde, führte zu einer ersten Geschwindigkeitsrevolution vor derjenigen, welche die Eisenbahnen brachten. Befestigte Strassen ermöglichten dreimal höhere Geschwindigkeiten als bisher. Chausseen gab es besonders viele in Frankreich, und ihre Fortsetzungen in anderen europäischen Ländern schufen ein internationales Fernstrassennetz.<sup>28</sup> Das war im Interesse des Basler Handels, der eng mit der Basler Seidenproduktion zusammenarbeitete. Basel zahlte in den 1820er-Jahren an den Strassenbau über den Gotthard und den Hauenstein und verminderte in einem Konkordat die Zollabgaben auf die Verbindungen nach Italien und in die Ostschweiz. Die Korrektur der Schiffflände machte Basel für den Schiffsverkehr auf dem Rhein-Rhone-Kanal attraktiv und leitete Handelswaren über die Stadt.<sup>29</sup> Der Grossbasler Brückenkopf war ein Nadelöhr des Strassentransports. Das Rheintor bei der Rheinbrücke wurde 1839 abgerissen, die Eisengasse bis 1842 begradigt (vgl. S. 168–187 und S. 188–196).

An der Religiosität der Leute zeigte sich deutlich, wie Modernes und Traditionalistisches nebeneinander standen. Der Pietismus gewann an Zulauf, und er tat dies mit dem Anspruch zu erneuern. Es fehlte ihm und seinem christlichen Umfeld nicht an jungen Einrichtungen: mit der Basler Mission von 1815, dem Armen-Schullehrer-Verein von 1817, der Anstalt Beuggen von 1820 oder dem Basler Evangelischen Jünglingsverein von 1825. Auch diese Einrichtungen gehörten zu der gesellschaftlichen Entfaltung, für welche die Pflege des Vereinswesens durch das Bürgertum so typisch war. Und auch in Basel war diese Entfaltung keine Trotzreaktion auf die Kantonstrennung, sie hatte schon vorher eingesetzt. Nach 1833 war es jedoch auffällig, dass vor allem christliche und pietistische Vereinigungen auftauchten, die der Stadt Halt geben wollten. Sie formten das liberalkonservative Basel dauerhaft mit. Die Staatsnähe der pietistischen Kreise fiel schon zuvor auf. So hiessen diese den griechischen Aufstand als Revolte gegen die Obrigkeit nicht gut.<sup>30</sup> Die Redensart vom «frommen Basel» festigte sich zwar erst Jahrzehnte später. Aber schon am Ende der langen Basler Restauration um 1840 war die Macht der «frommen» Kreise nicht mehr zu übersehen. 1843 fragte das «Basellandschaftliche Volksblatt» rhetorisch, wer in Basel denn regieren solle: «die Regierung



**42** ‹Ankunft des ersten Dampfschiffes in Basel am 28. Juli 1832›, Radierung von H. Frey, undatiert. — Als das Dampfschiff ‹Stadt Frankfurt› Basel anließ, zeichnete sich erstmals die Zukunft der Mobilität ab. Ab den 1840er-Jahren gehörten Dampfmaschinen für Schiffe, Eisenbahnen oder Fabriken zum Alltagsbild

der Stadt Basel. Vor den Dampfschiffen gingen Fernfahrten auf dem Rhein meist talwärts. Die mühsame Bergfahrt war langsam und gegenüber der Strasse im Nachteil. Am Zielort angekommen, wurden die talwärts fahrenden Schiffe zerlegt und als Bauholz verwendet.

oder die Geistlichkeit, die Missions-Männer, Pietisten und Frömmeler aller Arten?»<sup>31</sup> (vgl. S. 238–259).

Missions- und Handelsleute aus Basel fanden sich in allen Erdteilen und trugen zu Europas Austausch mit der Welt bei. Dieser Austausch wurde zwischen der ersten Hälfte des 18. und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur globalen Kolonisierung.<sup>32</sup> In den Kolonien fanden sich Beamte, Militärs oder Private, für welche die nationale Zugehörigkeit zweitrangig war. Basels missionarische und wirtschaftliche Netzwerke passten zu dieser transnational verbundenen Gemeinschaft und hatten es leicht, die durchlässigen kolonialen Grenzen zu überwinden. Die Schweiz selbst hatte keine Kolonien. Weil der Kolonialismus aber sowohl von Staaten als auch von Gesellschaften ausging, weil er also Nationalgeschichte und Sozialgeschichte in einem war, konnte die koloniale Welt auch ein Teil Basels werden. In Basel war der Import fremdartiger Güter so wichtig wie der Export des protestantischen Glaubens. Beides hing von einer bürgerlichen Elite ab, welche die ‹Basler Weltgeschichte› des 19. Jahrhunderts gestaltete. Sie erwarb viel von ihrer lokalen Macht, indem sie an den Kolonien teilhatte. Ihre Teilhabe bewerkstelligte

**43** «Merkwürdige Seltenheit», Illustration zu einer Anzeige in den «Wöchentlichen Nachrichten» vom 30. Oktober 1834. — Als Vorläufer der späteren «Völkerschauen» wird für die Dauer der Herbstmesse ein «Afrikaner von der bekannten kriegerischen Nation der Ashantées, welche in Westafrika am Rio-Volta nächst der Goldküste wohnen ... auf E. E. Zunft zu Safran» angekündigt. Die Goldküste, heute Ghana, war seit den späten 1820er-Jahren ein Schwerpunkt der Basler Missionstätigkeit.



sie mittels Wirtschaftsaktivitäten, Unterstützung von Missionierungen oder des Eintritts in Kolonialdienste. Was sie fernab tat und erreichte, zeigte und nutzte sie daheim und befeuerte koloniale Fantasien.<sup>33</sup> Auch Basels Kultur nahm koloniale Züge an. Spektakulär war sie nicht. Andere europäische Städte kannten Ähnliches. Eine Besonderheit Basels war aber – als Spiegel seiner Gesellschaft – die ausgeprägt protestantisch-konservative Haltung, mit der dies geschah. Das lokale Selbstbild Basels ab den 1830er-Jahren, die Erfindung einer schweizerischen Stadt «mittendrin am Rande» und mit «unzeitgemäßem Denken»<sup>34</sup>, geschah in kolonialen Verflechtungen (vgl. S. 197–206).

## Anmerkungen

1 Kahlbaum 1899, S. 97. Kahlbaum 1900, S. 21. Der Zofinger-Verein 1831, S. 16–18.  
 2 Es handelt sich um Alexandre Vinet und Wilhelm Martin Leberecht De Wette. Bonjour 1960, S. 389–392.  
 3 Burckhardt 1942, S. 157.  
 4 Bonjour 1960, S. 391.  
 5 Grieder 1952, S. 122–123.  
 6 Grieder 1952, S. 122–123. Müller 1963, S. 22–23.  
 7 StABS, Standestruppen A1: 10.1.1834.  
 8 Gossman 2005, S. 33. Engels 1841.  
 9 Hippel; Stier 2012, S. 60–61.  
 10 Rothpletz 1943, S. 122.  
 11 Senn 2009, S. 45. Kreis; von Wartburg 2000, S. 177–178.

12 Burckhardt 1942, S. 156. Gesetze 11.  
 13 Vischer 1906, S. 48.  
 14 Burckhardt 1942, S. 147–148.  
 15 Maissen 2010, S. 184.  
 16 Gesetze 5.  
 17 Besitznahmepatent vom 26.12.1815. Abgedruckt in Utz 2015, S. 122.  
 18 Die folgenden Ausführungen basieren auf Bennewitz 2014.  
 19 Basler Adressbuch 1826, S. 27 und Anhang, S. 10.  
 20 Burckhardt 1841, S. 284.  
 21 Kästli 1998, S. 260.  
 22 Maissen 2010, S. 208.  
 23 Hippel; Stier 2012, S. 124.  
 24 Der Zofinger-Verein 1831, S. 9.

25 Kahlbaum 1899, S. 100.  
 26 Bennewitz 2014, S. 69.  
 27 Bennewitz 2014, S. 45–46.  
 28 Hippel; Stier 2012, S. 321.  
 29 Vischer 1906, S. 44–45.  
 30 Vischer 1906, S. 53–54.  
 31 Basellandschaftliches Volksblatt, 12.1.1843.  
 32 Die folgenden Ausführungen basieren auf Schär 2015, S. 7–28, 125, 329–332.  
 33 Schmidt-Müller 2022.  
 34 Vgl. die Titel von Habicht 2008 und Gossman 2005.





rechtliches Bedenken.

Vaterland  
Freund  
Brot  
Zeit

Appetit  
Geld  
Bücherei  
Wohlfahrt

Vaterland  
Freund

Brot  
Zeit

ALBRECHTS  
ZEIT

BÜNDNER

Daniel Kriemler, David Tréfás

# Politisieren und Definieren

Die Basler Kantonstrennung von 1832/33 ist das lokale Hauptereignis der letzten zweihundert Jahre. Andere Kantone erleben in dieser Zeit liberale Revolten, hier führen die Gegensätze von Stadt und Land zum Bürgerkrieg. Die Heftigkeit der Debatten vor, während und nach der Kantonstrennung macht die Basler Zeitungen unverzichtbar für die Kommunikation. Langfristig werden diese von Nebenprodukten politisch mehr oder weniger interessierter Verlage und Druckereien zu Medienunternehmen. Für die Schweiz ist die Kantonstrennung ein erster Höhepunkt auf ihrem Weg zum liberalen Bundesstaat von 1848. Aber auch das Grossherzogtum Baden bleibt nicht unberührt. Die Monarchie ist zwar liberal, aber sie lehnt revolutionäre Umtriebe ab. Sie sympathisiert aus Eigeninteresse mit dem konservativen Stadtkanton und mildert dessen schweizerische Isolation. Die badische Nachbarschaft ist fast schon ein befreundetes Hinterland.

# Bürgerkrieg, Kantonstrennung und die badische Aussenperspektive

Daniel Kriemler

Moderne Verfassungen bildeten das Kernstück der entstehenden bürgerlichen Gesellschaften. Die Regeneration mit ihren ‹Wirren›, welche die Schweiz in den Jahren 1830 bis 1833 in Atem hielten, drehte sich im Wesentlichen um Fragen nach Freiheit, Volkssouveränität und Bürgerrechten. Dies waren auch die Schlagworte der Revolten, die in den meisten Kantonen ausbrachen. Waren sie erfolgreich, stellten sich die praktischen Fragen, wie Freiheit ausgelegt, in ‹freisinnige› Verfassungen umgemünzt und welche Rechte in welchem Mass welchen sozialen Gruppen zugesprochen werden sollten. Die Prozesse gingen nicht reibungslos vonstatten, denn es zeigte sich, dass innerhalb der liberalen Bewegung unterschiedliche Konzepte von Freiheit und Demokratie aufeinanderprallten.<sup>1</sup>

## Die 1831er-Verfassung

Anfang Januar 1831 wurde von radikalliberalen Baselbietern unter der Führung von Stephan Gutzwiller und Anton von Blarer-Schwab eine provisorische Regierung für die Basler Landschaft gebildet. Es kam es zu einem bewaffneten Aufstand, der gegen die Hauptstadt gerichtet war, aber von kantonalen und städtischen Kontingenten niedergeschlagen wurde. Eine Befriedung der Lage im Kanton erhoffte man sich von der Abstimmung über die neue Verfassung, die eine vom Grossen Rat bestellte Kommission ausgearbeitet hatte. In den meisten Kantonen war es zu gleich oder ähnlich gelagerten Konstellationen und Abläufen gekommen: Von Landbürgern wurden Bittschriften an die Regierungen eingesandt mit dem Begehren, die politische Ordnung anzupassen und die Verfassungen zu revidieren. In Basel waren dies die Honoratiorenversammlungen in Bad Bubendorf und die Petition an die Regierung vom Herbst 1830. Beantragt wurde unter anderem, Volkssouveränität und Gewaltenteilung einzuführen, Persönlichkeitsrechte zu verbriefen, letzte ständische Privilegien abzuschaffen sowie die ländlichen Teile im Verhältnis zu den Hauptstädten politisch besserzustellen. Neben den schriftlichen Begehren berief man grosse, teilweise bewaffnete Volkstage ein (Sissach, Muttenz und Liestal, zu Jahresbeginn 1831) [44]. Den Regierenden wurde die ‹Macht des Volkes› vor Augen geführt und demonstriert, dass die Bevölkerung jenseits der

**44 Besetzung Liestals am 16. Januar 1831, anonymes Aquarell, undatiert.** — Der Einzug der städtischen Truppen unter Oberst Johannes Wieland beendet den Baselbieter Januaraufstand. Im Bild sprengt Kavallerie die Aufständischen auseinander, im Hintergrund steht eine diszipliniert kämpfende Infanterie. Zwei Sappeure machen sich mit ihren Äxten daran, den Freiheitsbaum zu fällen. Rechts oben ist neben einem Baslerstab das Hauszeichen des Gasthofs Schlüssel zu sehen. Das Aquarell zeigt die Baselbieter als aufgewühlten, militärisch leicht zu besiegenden Haufen.



Hauptstädte mehr Mitsprache im Staat verlangte. An den als Landsgemeinden inszenierten Versammlungen wurde aber auch offensichtlich, dass die Masse der Bäuerinnen, Tauner, Arbeiterinnen und Handwerker mit den staatsrechtlichen Postulaten zwar einverstanden war, aber viel grösseres Interesse für realpolitische Fragen bekundete. Ihre Forderungen nach erleichtertem Loskauf von Zehnten, Aufhebung indirekter Steuern, Verminderung von Gebühren und Einführung der Gewerbefreiheit machten deutlich, dass die materiellen Nöte der mittel- und unterständischen Bevölkerungsteile eher dazu motivierten, sich gegen die Herrschaftsordnung aufzulehnen als die theoriegeleiteten Thesen der landliberalen Anführer – und dies schweizweit: Machten die Kundgebungen auf die Regierenden in den Hauptstädten zu wenig Eindruck oder wollte ein Teil des Volkes die Wirkung der Petitionen erst gar nicht abwarten, kam es zu bewaffneten Aktionen, wie etwa in Freiburg, Aargau, Waadt, Schaffhausen, Schwyz oder in Basel mit dem erwähnten Aufstand vom Januar 1831. Spätestens jetzt gaben die meisten Regierungen nach und leiteten die Ausarbeitung neuer Verfassungen ein.

Das den Stimmberechtigten Basels im Februar 1831 vorgelegte Gesetzeswerk überzeugte. Es hielt dem Vergleich mit den regenerierten Verfassungen anderer Kantone stand und erhielt vom Tagsatzungspräsidenten das Prädikat einer der ‹freisinnigsten› Konstitutionen. Zwei Drittel der stimmberechtigten Landbürger sowie sämtliche Stadtbürger stimmten ihm zu, und die Tagsatzung garantierte die Gewährleistung. Etliche Bürger-, Freiheits- und Partizipationsrechte waren darin verbrieft, und das Land erhielt mit 79 von 154 Grossratssitzen die Majorität im Parlament. Arithmetisch gesehen, kam mit diesem Verhältnis die Landbevölkerung im Vergleich zu den meisten der regenerierten Kantone weit besser weg. In Basel aber konnten die landschaftlichen Abgeordneten mit ihrer knappen Mehrheit im Grossen Rat kaum etwas gegen die tradierten, städtischen Machtstrukturen in Politik, Wirtschaft oder Kultur ausrichten. Denn an den Schwierigkeiten, vom Land aus ein Mandat in Basel wahrzunehmen, hatte sich nichts geändert. Überdies nötigten Restriktionen des Wahlrechts die Landbürger dazu, einige ihrer Advokaten aus der Stadtbürgerschaft zu bestimmen, so sie an den Wahlen überhaupt teilnehmen konnten: Dass die Wahlen an Werktagen durchgeführt werden sollten, war für untere und mittlere soziale Schichten eine hohe Hürde.

### **Partialtrennung und Totaltrennung**

Im Vorfeld der Abstimmung war in der Stadt der Gedanke einer förmlichen Trennung in zwei Verwaltungseinheiten ernsthaft erwogen worden, sollte die Konstitution von der Landschaft verworfen werden. Liberale wie auch altgesinnt-konservative Kreise sahen in den gewährten Rechten die Freiheitspostulate hinreichend eingelöst und waren zu keinen weiteren Konzessionen bereit. Auf der Landschaft wurde die Trennungsidee anfänglich noch einmütig abgelehnt, blieb aber nach der Abstimmung im Raum. Ein Jahr lang sollte sie weitergären, bis sie sich Bahn brach und im März 1832 dann Wirklichkeit wurde.

Die Revolutionäre propagierten unausgesetzt die Wahl eines Verfassungsrates sowie die Repräsentation nach dem Kopfbzahlprinzip. Sie fanden neben dem Vertretungsverhältnis in der Forderung nach Amnestie für die Anführer des Aufstandes ein weiteres *Pièce de Résistance*. Trotz Ermahnungen der Tagsatzung, Straffreiheit zu gewähren, beharrte die Basler Regierung nämlich auf der Verfolgung und Bestrafung von 56 Personen, darunter die Mitglieder der provisorischen Regierung. Nach deren Rückkehr aus dem Exil im Sommer 1831 besetzte Basler Militär Liestal zum zweiten Mal, worauf eidgenössische Truppen zur Befriedung in den Kanton einrückten.



**45** «Der Politische Kreislauf oder die Stufen-Folge», aquarellierte Zeichnung von Ludwig Adam Kelterborn, 1830er-Jahre. — Die Karikatur zeigt in emblematischen Bildern den Verlauf der Kantonstrennung und eine Zukunftsvision, in der Basel 1837 dem Deutschen Bund beitrifft. Satirische Sinnsprüche auf Deutsch, Französisch und Latein kommentieren das

Geschehen. In der Mitte ist Bürgermeister Johann Rudolf Frey-Stickelberger auf einer Grabplatte stehend abgebildet. Die harte Nuss in seinem Mund trägt den Namen des Dorfes Pratteln, könnte aber für die landschaftliche Revolution generell stehen. Die Basler Stadtbürgerschaft beißt sich an dieser förmlich die Zähne aus.

In der Tagsatzung hatten die radikalliberalen Kantone inzwischen die Mehrheit erlangt und bewirkten gegenüber Basel einen Kurswechsel. Der Stand sah sich zunehmend dahin gedrängt, den Baselbieter Revolutionären entgegenzukommen, was von den Räten und der Stadtbürgerschaft als Wortbruch der Eidgenossen taxiert wurde, hatten sie doch die Verfassung garantiert. Um sich der Haltung der Landschaft zu vergewissern, führte der Kleine Rat im November 1831 eine Konsultativabstimmung zum Verbleiben im Kanton durch. In der Absicht, die 46 als «trennungswillig» klassierten Gemeinden abzuspalten und der Autorität der Tagsatzung zu unterstellen, beschlossen die Räte, diesen Dörfern per 15. März 1832 die Verwaltung zu entziehen, sollten sie sich nicht zuvor mit einer Abstimmung

umentscheiden. Statt dass in den getrennten Gebieten das Chaos ausbrach, schritt die Landpartei dazu, den Kanton Basel-Landschaft zu gründen, und vollzog somit die Partialtrennung.

Für den alten Kanton ging es nun darum, die Verbindung zu den verbliebenen Gebieten im Oberbaselbiet aufrechtzuerhalten, denn dort woben Tausende in Fabriken oder in Heimarbeit für die städtischen Industriellen Seidenbänder. Das gestaltete sich schwierig, die Gemeinden waren räumlich von der Stadt abgeschnitten, und der Austausch von Gütern, der Fluss von Geld, Löhnen und Informationen sowie der polizeiliche und militärische Schutz vor Drangsalierung und Überfällen seitens der Aufständischen musste durch oder an feindlichem Gebiet vorbei organisiert werden.

Aussenpolitisch gesehen erhöhten sich die Spannungen zur Eidgenossenschaft, da nach anfänglichen Protesten und Vermittlungsversuchen die oberste Schweizer Behörde den neuen Halbkanton anerkannte. Nicht nur Basel, sondern mit ihm auch Uri, Schwyz, Unterwalden, Nidwalden und Neuenburg sahen in dem Schritt einen unzulässigen Übergriff, weshalb sie sich zum ‹Sarnerbund› zusammenschlossen. Dieser stellte sich dem ‹Siebnerkonkordat›, dem Bündnis der radikal-liberalen Stände, gegenüber, dessen erstes Ziel es war, eine Bundesverfassung auszuarbeiten. Gegen den nationalen Zusammenschluss der Kantone wehrte sich der Sarnerbund entschieden. Als Basel-Landschaft offiziell an die Tagsatzung eingeladen wurde, führte das Bündnis aus Protest Gegentagsatzungen durch.

Im Kanton Schwyz hatte die Regenerationsbewegung einen frappant ähnlichen Verlauf genommen wie in Basel. Auch dort kam es zur Spaltung und zur Neugründung eines Kantons (Ausserschwyz). Gemeinsam abgestimmt gingen die Regierungen von Basel und Schwyz militärisch gegen die jeweiligen abgetrennten Kantonsteile vor. Aus der Stadt Basel zogen am 3. August 1833 Truppen aus, um die Baselbieter zu disziplinieren. Zum Gefecht kam es an der Hülftenschanze, genau genommen bei der Griengrube, einer Infanterieschanze bei Frenkendorf. Dort lief die Basler Standestruppe bei zwei Angriffen in den Kugelhagel der Verteidiger. Der anschliessende Rückzug wurde zu einer chaotischen und panischen Flucht und dann zum Fiasko: «Immer mehr Leute fielen, sie hatten jedoch keinen Wagen zum Wegführen derselben. Da ließen sie Sammlung zur Retraite blasen, und in wilder Hast den Rückweg einschlagend, ließen sie die Gefallenen und Verwundeten auf der Walstatt liegen [...]», berichtete ein am Kampf beteiligter Muttener [46].<sup>2</sup>

**Die Tagsatzung  
liess Stadt und Land  
Basel besetzen**

Jetzt griff die Tagsatzung durch und liess Stadt und Land Basel besetzen. Der Sarnerbund wurde aufgelöst, die Totaltrennung der Landschaft von der Stadt

Basel vollzogen. Bei der Stadt blieben lediglich die drei rechtsrheinischen Gemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen. Zur Ausmittlung der beidseitigen Geld- und Mannschaftskontingente wurde eine Tagsatzungskommission eingesetzt, zur Teilung des Staatsvermögens ein Schiedsgericht. Mit der Totaltrennung Basels legten sich die frühen Wirren der Regeneration weitgehend. In den 1840er-Jahren flammten diese mit den Freischarenzügen in die Zentralschweiz wieder auf, bevor es 1847 zum Sonderbundskrieg und 1848 zur Gründung des Bundesstaats kam.

### **Beweggründe**

In Basel hatte die politische Eskalation die höchste Stufe erreicht, und es kam zum Bürgerkrieg. Was bewegte die verschiedenen sozialen Gruppen dazu, eher auf ihren Standpunkten zu verharren und Hass und Terror walten zu lassen, als nachzugeben?

Gemäss dem bürgerlichen Leistungsethos sollten die ‹Fähigen› im Staat bestimmen – konkret: wer über Kapital oder Bildungsqualifikationen verfügte. Von solchermassen zur Fähigkeit Erkoronen gab es in der Stadt mehr, und da die Stadt beträchtlich mehr an den Steuerhaushalt beisteuerte, hielten weite Teile des Wirtschafts- und des Bildungsbürgertums die städtische Mehrberechtigung bei der Beschickung der Räte für gerechtfertigt. Ausserdem befürchtete die Seidenbourgeoisie, dass die zahllosen Mitarbeitenden auf dem Land auf politischem Weg Einfluss auf den Geschäftsgang nehmen könnten. Das Bildungsbürgertum erwartete vom ‹Bauernregiment› keine Vorliebe für die neuhumanistischen Bildungsideale und seine Institutionen. Entscheidend für das Beharren des städtischen Bürgertums auf seinem Standpunkt war die Absenz eines starken Gegenspielers, der das politische Gebaren in Schranken weisen und den Lauf der Dinge zu seinen Gunsten hätte beeinflussen können, bevor es zur Gewalt kam. Ein Landbürgertum, das ökonomische Macht mit politischem Aufstiegswillen verband, gab es aber nicht. Im Kanton Basel hatten die Fabrikanten die Entstehung einer ländlichen Konkurrenz zu unterbinden gewusst.

Straff geführt ging die Verwaltung der Landbezirke von der Hauptstadt aus, und die Beamten, Pfarrer und Lehrer waren mehrheitlich Stadtbürger. Lediglich das katholische Birseck, das am Wiener Kongress Basel zugeschlagen worden war, steuerte eine Beamtenschicht bei. Sie war aus der lokalen Verwaltungsaristokratie hervorgegangen, die ursprünglich dem bischöflichen Beamtentum angehört hatte. Mit der Einverleibung ins Basler Staatswesen hatte diese Schicht stark an Einfluss eingebüsst. Ein Verlust, mit dem sie sich nicht abfinden wollte, zumal ihr



**46** «Der Kirchhof zu Muttenz am Abend des 3ten August 1833», Aquarell von Peter Toussaint, undatiert. — Schandtaten, wie auf dem Aquarell zu sehen, sind nicht nachweisbar. Die Darstellung veranschaulicht aber Gerüchte, die nach der entscheidenden Niederlage der Stadtbasler Truppen an der Hülftenschanze vom 3. August 1833 in der Stadt kursierten: nämlich,

dass die Baselbieter gefallene Soldaten verstümmelt hätten, bevor diese im Kirchhof in Muttenz in ein Massengrab geworfen wurden. Den Gerüchten in der Stadt entsprechen frühere auf der Landschaft. Dort hiess es nach den niedergeschlagenen Aufständen von 1831 ebenfalls, die Basler Truppen hätten Greuel begangen.

der Aufstieg im protestantischen Basel nahezu unmöglich war. Mit den Juristen Stephan Gutzwiller und Anton von Blarer an der Spitze waren die Birsecker in den Trennungswirren nicht nur Wortführer des Birsecks, sondern der ganzen Landschaft.

Die bäuerliche Mittelschicht war im Konflikt weniger vom Anspruch der politischen Partizipation geleitet als vielmehr von den Erwartungen auf Lösung vom Flurzwang und auf die Reduktion ihrer Abgaben. Noch immer mussten hohe Summen für die Ablösung der Feudallasten bezahlt werden, während schon neue Steuern und Abgaben erhoben wurden. Als zu Beginn der Wirren die Regierung die Senkung von Abgaben negierte, führte dies viele Bauern dem Aufstand zu. Der Revolution fern blieben die zahlreichen Heimarbeiter, Fabrikarbeiterinnen,

Zulieferer des Baselbiets. Wie bei den städtischen Dienstboten, Arbeitern, Weberinnen hing ihre ökonomische Existenz von den Patrons ab, weshalb sie sich mit ihnen keine Entzweiung leisten konnten. Die Unterschicht verhielt sich im Konflikt weitgehend loyal zur bürgerlichen Oberschicht und hielt zur Regierung.

Hauptakteurin beim Aufstand gegen die Restaurationsordnung war die ländliche Handwerker- und Gewerbeschicht. Unter dem Einfluss und der Kontrolle der städtischen Zünfte konnte sie sich wenig entfalten. Die Innungen der Landhandwerker waren von den städtischen Zünften bis zu einem gewissen Grad kontrolliert und hatten bei Weitem nicht die gleichen Rechte: So war den Landhandwerkern der Stadtmarkt verwehrt und die freie Berufsausübung begrenzt, womit sie sich zu Bürgern zweiter Klasse degradiert sahen. In den 1820er-Jahren verband sich ihr Drang nach grösserem ökonomischem Spielraum mit dem Drang zur sozialpolitischen Emanzipation. Es war diese Schicht, welche die Axt an die Wurzeln legte: an die seit der Reformation bestehende Zunftordnung. Deren Kern bildeten der Zunft- und Marktzwang sowie die Verquickung der Zünfte mit dem Wahlsystem. Das anfängliche Begehren, das Monopol der Stadthandwerker am städtischen Markt aufzuheben, wurde zusehends mit der viel weiter reichenden Forderung nach Gewerbefreiheit ausgetauscht. Dieses liberale Konzept beanspruchte neben der freien Berufswahl und Berufsausübung auch das Recht, geschäftliche Entscheide ohne Einschränkung zu treffen. Gewerbefreiheit und die Befreiung vom Zunftzwang waren die Postulate, die das ländliche Handwerk ins Feld führte.

Das städtische Handwerk wehrte sich mit Händen und Füßen gegen jegliche Form von Deregulierung. Vorstösse zur Einführung der Gewerbe- und Handelsfreiheit waren bereits von den Stadtliberalen, namentlich von Christoph Bernoulli, gemacht worden. Sie bekämpften damit die zünftischen Produktionsbegrenzungen, die sich für die Ausbreitung der Fabrikindustrie als Hindernis erwiesen. Ihre Argumente, dass die Fabriken die Lebensgrundlagen des Handwerks zerstörten, den gesamten Stand aufrieben und in der Fabrikarbeiterschaft aufgehen liessen, hatten Erfolg. Die Gewerbefreiheit blieb chancenlos, und die Stadthandwerker waren nicht bereit, ihre wirtschaftlichen Privilegien aus der Hand zu geben. Immerhin kamen sie zu Beginn der Revolte dem Landhandwerk insofern einen Schritt entgegen, als der Verfassungsentwurf von 1831 die freie Berufsausübung vorsah und somit der städtische Raum beliefert werden durfte. Diese zusätzlichen Rechte waren ein wichtiger Grund dafür, dass auch auf dem Land eine Mehrheit der Vorlage zustimmte.

## Das Grossherzogtum Baden – Eine Sicht von aussen

Im 19. Jahrhundert stand das Grossherzogtum Baden im Ruf, Heimstätte des politischen Fortschritts zu sein. Es galt als liberales Musterland und ging, wie man sagte, als Leuchte dem übrigen Deutschland voran. Die Baden beigemessene politische Vorbildfunktion reizt zur Frage, wie man dort auf die Transformationen in der Schweiz blickte. Was nahm man zur Kenntnis? Wie wurde reagiert? Da die badischen Fürsten seit dem 18. Jahrhundert nahezu idealtypisch den aufgeklärten Absolutismus vertraten, stellt sich insbesondere die Frage, wie man sich am Hof in Karlsruhe zur Revolution im benachbarten Basel stellte. Dieser letzte Punkt soll hier im Fokus stehen.

Wie in der Schweiz markiert das Jahr 1830 in Baden eine politische Zäsur. Das eigentlich liberale Baden gehörte zum Deutschen Bund und erlebte deshalb in den Jahren davor ein reaktionäres Klima. Die deutsche Politik war von den konservativen Monarchien Österreich und Preussen geprägt und hatte mit dem österreichischen Kanzler Graf Klemens Wenzel Lothar von Metternich eine unangefochtene Leitfigur – Metternich verkörperte geradezu die Restauration. Als im Frühjahr Leopold den badischen Thron bestieg, wurde bei der liberalen Opposition die Hoffnung auf einen politischen Richtungswechsel geweckt. Unter dem Eindruck der Pariser Julirevolution nahm der neue Herrscher eine Umbildung seines Kabinetts vor. Er bestellte Ende 1830 mit Ludwig Georg Winter als Innen- und mit Johann von Türkheim als Aussenminister zwei Regierungsmitglieder, die liberalen Reformen gegenüber aufgeschlossen waren. Dies wurde als Signal zum Aufbruch wahrgenommen. Als dann mit der Landtagswahl Liberale die Mehrheit in der zweiten, das Volk repräsentierenden Kammer errangen, war der Boden für Erneuerungen gelegt. 1831 hielt man in Karlsruhe einen neun Monate währenden Landtag ab, der Gewaltiges leistete: Frondienst und Zehnten wurden abgeschafft, eine neue Ordnung gab den Gemeinden mehr Autonomie und nahm weitere Bürgerkreise ins Wahlrecht auf, die Justizreform führte unter anderem das Öffentlichkeitsprinzip der Verfahren ein, und ein neues Pressegesetz sistierte die Zensur. Der Reformlandtag strahlte weit über Baden aus. Der Aargauer Radikalliberale Heinrich Zschokke-Nüsperli schrieb: «Das Wort, im Ständesaal zu Karlsruhe [47] gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend vom Fuss der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres wider.»<sup>3</sup>

Für Metternich war die Politik Leopolds ein abschreckendes Beispiel. Hier konnte sich die nationale Freiheitsbewegung ungehindert ausbreiten. Als im bayerischen Hambach im Mai 1832 eine Grossveranstaltung zeigte, dass sich die

Opposition nicht nur im Grossherzogtum radikalisierte und eine breite Basis gewann, verschärfte der Deutsche Bund seine Repressionen. In Baden setzte er das neue Pressegesetz ausser Kraft, und die seit Jahresbeginn erscheinenden, unzensurierten Tageszeitungen wurden verboten. Widerstand hätte möglicherweise die militärische Intervention zur Folge gehabt, sodass der Grossherzog einlenkte. Führende liberale Professoren verloren ihre akademischen Lehrämter, liberale Beamte wurden strafversetzt, und ein Vereins- und Versammlungsverbot wurde durchgesetzt. Die folgenden Landtage verhielten sich weitgehend botmässig gegenüber der grossherzoglichen Regierung. Der Hof in Karlsruhe wollte aber keinen grundsätzlich reaktionären Kurs einnehmen und die Verständigung mit der liberalen Bewegung offenhalten. Die Regierungskoalition von gemässigt progressiven und konservativen Kräften blieb erhalten.

### **Intervention?**

Mitten im Basler Januaraufstand von 1831 marschierten Soldaten des Grossherzogtums Baden an der Schweizergrenze auf.<sup>4</sup> Es handelte sich um ein Detachement des in Freiburg stationierten Infanterieregiments ‹Erbgrossherzog›, bestehend aus 119 Mann, das den Auftrag hatte, die ‹obere Landesgrenze› zu bewachen. Zweifellos wollte man mit dem Aufmarsch entlang der Grenze am Rhein verhindern, dass die Revolution auf Baden überschwappte. Die Soldaten führten der eigenen Bevölkerung vor Augen, dass Aufstände keine Chance hätten. Zugleich sendete man das Signal über den Rhein, dass badisches Gebiet verteidigt würde, sollten Aufständische den Fuss über den Rhein setzen. Für die von der provisorischen Baselbieter Regierung mobilisierte Landwehr wäre ein Grenzübertritt infrage gekommen, weil man so die Stadt von rechtsrheinischer Seite her hätte bedrohen können. Es lag aber noch ein weiterer Grund vor, weshalb sich Militär in Südbaden einfand. Baden hatte Basel Hilfe angeboten. Nun stand die Hilfe schon an der Grenze bereit, erst eine Vorhut, dann ein ganzes Regiment einen Tagesmarsch entfernt in Bereitschaft. Basel liess die Tagsatzung wissen, dass es die Hilfe ‹bis jetzt nicht› angenommen habe, da es den Aufstand ohne Beistand niederschlagen wollte, was auch geschah.<sup>5</sup> Nachdem die radikalisierten Kantone gegenüber Basel das Versprechen abgegeben hatten, Freischarenzüge zu verhindern, verliessen die Freiburger Infanteristen am 23. Januar die Grenzregion wieder, ohne in Kampfhandlungen verwickelt worden zu sein.<sup>6</sup>

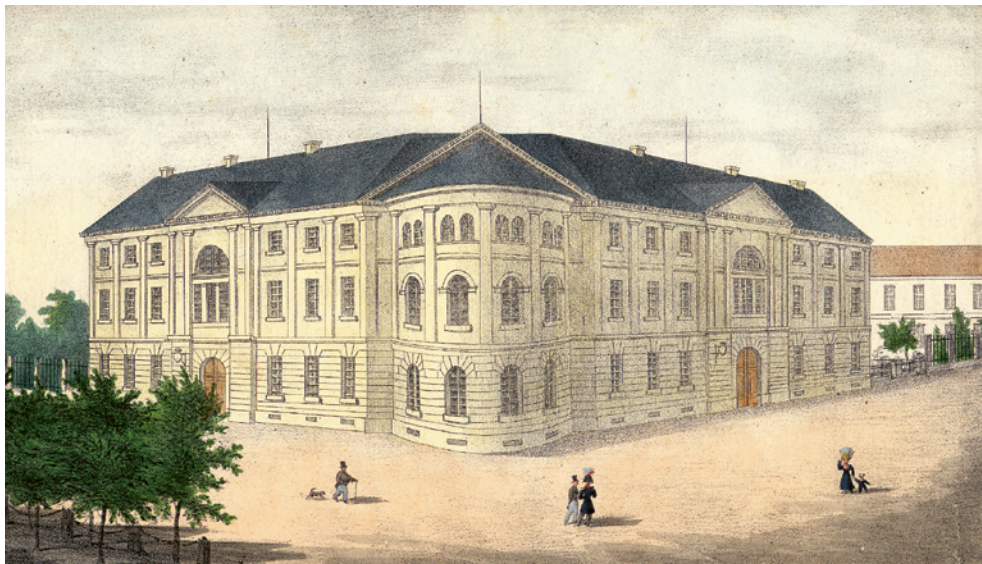
Zu einem gewissen Grad hatten die Revolutionen in der Schweiz auch Rückwirkung auf Baden und dessen politische Entwicklung. Wie die liberale Juli-

revolution in Frankreich bewegten sie die Gemüter und erhöhten den Reformdruck auf Leopold. Da die bereits erwähnte liberale Neubildung der badischen Regierung nahezu synchron zum Januaraufstand verlief, scheint die Frage berechtigt, ob das Angebot zur Hilfeleistung noch von den restaurativen Kräften oder bereits vom neuen, liberaleren Kurs inspiriert war.

### **Reaktion auf die Trennung**

Über die Abtrennung der aufständischen Gebiete und die Kantonsgründung von Basel-Landschaft vom März 1832 erstattete der badische Gesandte Dusch dem grossherzoglichen Ministerium Bericht.<sup>7</sup> Er schrieb, dass der eidgenössische Vorort Luzern gegen die Trennung protestiert habe und die neue Regierung in der Schweiz noch keineswegs anerkannt sei. Die Tagsatzung sei entzweit, die regenerierten Kantone, welche den Landschäftlern zugeneigt waren, seien gerade in der Minderheit, weshalb der Zustand einer Doppelregierung in Basel andauern werde. Er könnte sich sogar konsolidieren, wenn solches nicht mit einer Intervention von aussen verhindert würde oder die rebellierenden Gemeinden, «durch Erfahrung klug gemacht», zu den früheren Verhältnissen zurückkehrten – hier nahm Dusch die von der Basler Regierung gemachte Spekulation auf, dass die Baselbieter nicht in der Lage seien, sich selber zu verwalten. Weiter warf er die Frage auf, ob ein neuer Kanton innerhalb des Schweizer Territoriums überhaupt mit der Wiener Ordnung vereinbar sei – als Staatenbund stand die Schweiz ja in vertraglichen Verhältnissen mit dem Ausland, und ein neuer Kanton konnte deswegen nicht als eine rein innenpolitische Angelegenheit betrachtet werden. Schliesslich gab Dusch die Empfehlungen ab, die badischen Grenzbehörden über die wahrscheinlich anhaltende Situation zu informieren und die von der neuen Regierung ausgestellten Urkunden nicht zu akzeptieren.

Noch immer wehte in Baden ein progressiver, nationaler Wind. In der Berichterstattung und den Empfehlungen des Liberalen Dusch war davon aber wenig zu spüren. Selbstbestimmung und Gewaltanwendung waren für ihn offensichtlich keine legitimen Mittel, um Freiheiten durchzusetzen. Auch daher rührte seine Frage, ob die Kantonsgründung aus übergeordneter, internationaler Perspektive überhaupt rechtsgültig war. Müsste sie ablehnend beantwortet werden, könnte sich eine Intervention durch die Monarchien der Heiligen Allianz rechtfertigen. Richtig schätzte er ein, dass die «deliberierende» Tagsatzung sich nicht so bald einig würde, da sich der Graben zwischen den radikalliberalen auf der einen und den liberalkonservativen und konservativen Kantonen auf der anderen Seite durch



**47** «Ansicht des Ständehauses in Karlsruhe», Lithografie von C. F. Müller, um 1840. — Das von Friedrich Arnold 1822 in Karlsruhe, der badischen Hauptstadt, erbaute Gebäude war das erste eigenständige Parlamentsgebäude im deutschen Sprachraum. Es beherbergte bis 1918 die Badische Ständeversammlung.

die Basler Trennungsfrage erst vertiefte und sich mit der Etablierung des Siebnerkonkordats zur gleichen Zeit noch verbreiterte. Aus seiner kritischen Perspektive gegenüber dem Radikalismus heraus mahnte Dusch den Fürsten und sein Ministerium, keine Schritte auf den neuen Staat hin zu machen.

Adressat des Schreibens war auch der liberale Aussenminister Türckheim. Zusammen mit Grossherzog Leopold war er Hauptakteur im Aussenministerium. Dort reagierte man im Sinn Duschs und erteilte dem von Ludwig Georg Winter geleiteten Innenministerium die Order, von der neuen Regierung «keine Notiz» zu nehmen und besonders keine Urkunden wie zum Beispiel Reisepässe anzuerkennen und zu signieren.<sup>8</sup> Per innenministeriellem Dekret wurde entschieden, allen wichtigen Organen des Innenministeriums aber auch externen Stellen die offizielle Stellungnahme zu kommunizieren: Sämtliche Kreisdirektorien, die Polizeidirektionen, die Kommandos der Gendarmerie und der Divisionen sowie die Grenzzollstationen erhielten entsprechende Instruktionen.<sup>9</sup>

Das Aussenministerium folgte bei seinem Entscheid hinsichtlich «der Nichtanerkennung der Liestaller Regierung» auch den anderen Staaten mit diplomati-

scher Vertretung in der Schweiz; jene würden in gleicher Weise verfahren. Extra hervorgehoben wurde der Gesandte Frankreichs, das sich durch den liberalen Umsturz von 1830 einen neuen König und eine bürgerliche Verfassung gegeben hatte. Der Gesandte wollte bei Louis-Philippe die «förmliche Erklärung der Nichtanerkennung des nun gebildeten Halbkantons» beantragen! Und dem französischen Zahlmeister in Basel habe er untersagt, Pensionen an ehemalige französische Söldner auszurichten, die sich nur mit Urkunden aus den abgetrennten Gebieten ausweisen könnten.<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang erscheint der Rekurs auf den Diplomaten Frankreichs als Legitimation für die eigene Distanzierung gegenüber der Revolution. Denn die badischen Beamten massen die Revolution an der konstitutionellen Monarchie: Wie für das Basler Bürgertum die Forderungen der Landschaft über die mit der 1831er-Verfassung gewährte Freiheit hinausgingen, so überschritten für sie die Revolutionäre die Grenzen dessen, was sich im Grossherzogtum Baden oder im Königreich Frankreich an bürgerlichem Liberalismus verwirklichen liess. Das konnte nur inakzeptabel sein.

### **Anerkennung?**

Gegen den Willen der Basler Räte sprach die Tagsatzung im September 1832 die Partialtrennung Basels aus und kommunizierte ihren Schritt den in der Schweiz akkreditierten ausländischen Diplomaten.<sup>11</sup> Als nach dem Verstreichen von ein paar Wochen vom badischen Hof keine neuen Instruktionen bezüglich des Grenzverkehrs mit Baselland ergingen, ergriff das Innenministerium die Initiative. Es fragte nach, ob bereits Schritte zur Anerkennung «dieser von der Tagsatzung bestätigten Regierung eingeschlagen worden seyen»<sup>12</sup>. Für die staatlichen Organe des Seekreises und des Oberrheinkreises war die Frage virulent, da man dort täglich im Austausch mit den Gebieten jenseits des Rheins stand und der Personen- und Warenverkehr seit einem halben Jahr beeinträchtigt war. Jener Austausch war beträchtlich, zählten doch die Schweizer Kantone zu den wichtigsten Handelspartnern des Fürstentums. Die Anfrage beantwortend, erklärte die grossherzogliche Hausbehörde, dass dies nicht der Fall sei, weil auch noch von keinem anderen Staat in irgendeiner Weise Schritte zur Anerkennung unternommen worden seien; überhaupt sei «der Zustand der von der Stadt losgerissenen Landschaft des Cantons Basel noch nicht von der Art um einen lebhaften Verkehr mit demselben Canton zu machen». Damit waren die fortdauernden Spannungen zwischen Stadt und Land Basel gemeint. Nach wie vor, so der offizielle Erlass, wurden die amtlichen Dokumente von Basel-Landschaft prinzipiell abgelehnt mit Ausnahme



**48 Allegorie der vier Stände und Huldigung an Grossherzog Leopold von Baden, Gemälde von Moritz von Schwind, undatiert.** — Das Huldigungsbild für Grossherzog Leopold von Moritz von Schwind zeigt mit den Allegorien, was unter der idealtypischen Ständeversammlung zu verstehen war: Bauernschaft, Adel, Bür-

gertum und Klerus (v.l.n.r.), die sich harmonisch um den Landesherrn sammeln. Attribute kennzeichnen die Allegorien: Pflug und Blumenkranz, Herrscherkrone und Schild, Stadtmauerkrone und Merkurstab als Symbol der bürgerlichen Geschäftstüchtigkeit, Buch (Bibel) und Haarbedeckung als Symbol religiöser Tugend.

solcher Ausweise, welche die Durchreise oder einen kurzen Aufenthalt im Grossherzogtum legitimierten.<sup>13</sup>

Dass der Vorstoss aus dem von Ludwig Georg Winter geleiteten Innenministerium kam, hatte praktische Gründe. Schien dabei aber nicht auch eine politische Präferenz des Innenministers durch? In Baden waren die liberalen Reformen vom Deutschen Bund abgewürgt worden. Wieso nicht die freiheitlichen Bestrebungen des Nachbarn unterstützen, um dort den Liberalismus sichtbar zu halten? Nachdem man die Sache vorerst auf sich hatte beruhen lassen, war es erneut das Innenministerium, das zehn Monate später die völkerrechtliche Anerkennung wieder aufs Tapet brachte. Und zwar nicht als Frage, sondern als Antrag ans grossherzogliche Ministerium formuliert: «Wegen definitiver Anerkennung der Cantons-Regierung zu Liestal höchstem Urteil die geeigneten Schritte gefälligst machen zu wollen».<sup>14</sup> Inzwischen waren der Bürgerkrieg beendet, die Totaltrennung vollstreckt, beide Halbkantone mit neuen Verfassungen rekonstituiert und Regierungs- und Verwaltungsbehörden eingesetzt. Der Vorort Zürich konnte die ausländischen Mächte offiziell über die Konsolidierung der neuen Verhältnisse in Kenntnis setzen, was am 21. Oktober 1833 in einem Zirkularschreiben des eidgenössischen Kanzlers, Zürcher Bürgermeister Johann Jakob Hess-Meyer, geschah. Darin wird den Gesandtschaften angezeigt, dass mit der Regierung von Basel-

Landschaft nunmehr eine offizielle Behörde bestehe, mit der sie «in den Fall kommen könnten, amtlich Correspondenz zu führen».<sup>15</sup>

Selbstbewusst stellte Hess die Empfänger vor vollendete Tatsachen. Er verzichtete darauf, im Namen der Eidgenossenschaft als Bittsteller zu erscheinen, besonders was die Akzeptierung des radikalliberalen neuen Kantons anging.<sup>16</sup> Selbstverständlich war ihm bewusst, dass sich die europäischen Monarchien mit einem antifeudalen, demokratischen Freiraum schwertun mussten. Das Risiko war aber berechenbar, da man in der Eidgenossenschaft die Standpunkte der Mächte kannte. Es war Hess, der sich persönlich darüber hatte vergewissern können, und zwar kurz nach der Schlacht an der Hülftenschanze im August 1833. Die Vertreter von Österreich, Preussen, Russland, Bayern und Sardinien waren bei ihm in Zürich zu einer inoffiziellen Audienz – ohne Demarche und in Zivilkleidung – erschienen. Zur Sprache kamen Rachegefühle gegen die Stadt Basel und die Besorgnis, dass die Eidgenossen der Verliererin Gewalt antun könnten. Hess lehnte jedoch eine Bevormundung in der Frage ab mit der Erwiderung, dass es sich um eine interne Angelegenheit handle, welche die fremden Mächte nicht berühre. Ferner kam zur Sprache, dass Polen auf Seite der Landschaft gekämpft hatten. Der preussische Diplomat Ignaz von Olfers bezeichnete die Tatsache als völkerrechtswidrig und verlangte eine Rechtfertigung, weshalb der Vorort den Übergriff nicht ahnde. Mit der Nennung der geringen Anzahl von zehn polnischen Soldaten war das Thema bald vom Tisch. Am Treffen wurde einsehbar, dass weder Österreich noch Preussen eine Einmischung erstrebten, zumal sich Frankreich hinter die Tagsatzung stellte und ihr Vorgehen guthiess. Ostentativ war der französische Botschafter Marie-Théodore Comte de Rumigny dem inoffiziellen Treffen ferngeblieben. Seine Weigerung fand die Anerkennung seines Vorgesetzten, des Aussenministers Herzog Achille Léon Victor de Broglie, der später auch die feste Haltung von Hess gegenüber den «östlichen» Mächten rühmen sollte.

Alexander von Dusch informierte die Zentrale in Karlsruhe über den Erhalt der Note. Er riet dazu, dass die grenznahen Kreise und Ämter «mit der Liestaler Regierung und Behörden geeignetenfalls in Communication treten und die von Letztern in gehöriger Form ausgestellten Urkunden anerkennen»<sup>17</sup> dürften. Somit wurde das Innenministerium beauftragt, die Hemmnisse im Grenzverkehr aufzuheben und seinen Organen zu erlauben, die Beziehungen mit Liestal aufzunehmen.<sup>18</sup> Zugleich startete Dusch eine Umfrage bei seinen diplomatischen Kollegen wegen förmlicher Bestätigung von Basel-Landschaft. In einem folgenden Bericht teilte er dem Aussenministerium das Ergebnis mit. Der französische Gesandte (Rumigny) anerkannte die Regierung und somit den Kanton. Alle Übrigen hätten noch keine



wäre dem konstitutionellen Liberalismus Badens entgegengelaufen und fiel als Option ausser Betracht. Auffällig war, dass Dusch die Voten der übrigen Mächte der Heiligen Allianz nicht abwarten wollte. Ihm erschien das Wort des mächtigen Metternich hinreichend, um dem Hof seine Empfehlung abzugeben: «Von Badischer Seite wird [man] nicht zögern dürfen eine Antwort zu geben, die ohne die förmliche Anerkennung auszusprechen von dem faktischen Bestande Notiz nimmt.»<sup>20</sup> Dusch reproduzierte mit seinen Statements letztlich nichts anderes, als was Metternich vorgab: Ja zur Aufnahme von Beziehungen, Stillschweigen bei der Anerkennung. Allerdings konnte der Botschafter noch eine Begründung seiner Position beifügen: «Unterdessen kann ich kaum an einen sehr langen Fortbestand dieser Regierung glauben.» Angesichts des latenten Geldmangels, der die Baselbieter Administration langfristig in prekärem Zustand verharren liess, lagen die vom badischen Gesandten geäusserten Zweifel auf der Hand. Viele Basler Stadtbürger hegten die gleichen Zweifel, indem sie dem Land nicht zutrauten, dass es sich selbst würde regieren können. Die Tagsatzung liess beim Entscheid der Totaltrennung eine Hintertüre offen. Für den Fall eines Scheiterns von Basellandschaft baute sie die freiwillige Wiedervereinigung explizit als Möglichkeit in ihre Beschlüsse ein. Wieso also einen staatsrechtlichen Akt vollziehen, ein neues Staatswesen akzeptieren, wenn es ohnehin bald wieder in sich zusammensacken würde? Jedenfalls wurde Duschs Empfehlung zum grossherzoglichen Beschluss umgemünzt,<sup>21</sup> und die Formel mit «Umgehung einer förmlichen Anerkennung» wurde für den gesamten Verwaltungsapparat zur Maxime gegenüber dem neuen Kanton erklärt.<sup>22</sup>

### **Kooperation?**

Während die südlichen Kreis- und Bezirksregierungen angewiesen waren, die Beziehungen mit dem Landrat neu aufzuziehen und den Import und Export sowie den grenzüberschreitenden Personenverkehr provisorisch zu organisieren, stellte sich am Hof in Karlsruhe die Frage, wie man auf staatsrechtlicher Ebene weiterfahren wolle.<sup>23</sup> Eine Enquête förderte zutage, dass Staatsverträge mit wenigen Ausnahmen zwischen Baden und der Eigenossenschaft, respektiv mit einem Konglomerat von Kantonen, wozu auch Basel zählte, bestanden.<sup>24</sup> Von den vier entsprechenden Vereinbarungen bezog sich eine auf die gegenseitige Auslieferung von Personen, nach denen gefahndet wurde.

«Entsteht nun die Frage, ob es angemessen sey, das Fortbestehen dieser Verträge mit der von Basel getrennten Landschaft anzuerkennen», schlussfolgerte

das von Leopold und dem Liberalen Türckheim geleitete Aussenministerium angesichts der Faktenlage.<sup>25</sup> Die Weiterführung des Vertrags wegen Auslieferung von Verbrechern schien «bei dem dermaligen politischen Zustand von Basellandschaft nicht rathsam». Wieso? Das Beschlussprotokoll lässt durchblicken, dass das grossherzogliche Ministerium in den Anführern des Aufstandes selber Verbrecher sah. Mit Verbrechern einen Vertrag über die Auslieferung von Verbrechern fortzusetzen, wäre widersinnig. Nur, jetzt bildeten diese «Hochverräter» den Landrat! Diplomatisch entschied man, bis zur förmlichen Anerkennung der Baslerbieter Regierung auf die Fortsetzung aller Staatsverträge zu verzichten.

Die Fortsetzung der Beziehungen zum neuen Kanton «Basel-Stadttheil» stand ausser Debatte, denn aus Perspektive des Karlsruher Hofes gab es nur einen legitimen Rechtsnachfolger. Überhaupt betonte man dort im Verlauf des Konflikts

**Die politische Nähe  
zu Baden war für Basel  
ein Glücksfall**

das freundliche Verhältnis zur Basler Regierung. Jene drohte nur einmal, und auch da nur vordergründig, in Schieflage zu geraten. Um dem im April 1832 in Bedrängnis geratenen Gelterkinden zu Hilfe zu eilen, durchschritten unbewaffnete Basler Soldaten auf ihrem Hin- und Rückweg ohne Bewilligung badisches Territorium, weswegen das Grossherzogtum in der radikalen Presse der Kollaboration verdächtigt wurde. Um «Excesse» und «unangenehme Verwicklungen» abzuwenden,<sup>26</sup> aber auch um allseits territoriale Integrität zu demonstrieren, distanzierte sich Karlsruhe öffentlich von einer Mitwisserschaft, zog Basel zur Rechenschaft und drohte mit Sanktionen im Wiederholungsfall. Im gleichen Atemzug unterliess man es aber nicht, die «stets gleichbleibenden freundschaftlichen Gesinnungen» zu unterstreichen und die «aufrichtigsten Wünsche» auszusprechen, dass mit «gesetzlicher Ordnung und Ruhe zugleich das Glück in diesem Kanton wiederkehre».<sup>27</sup>

Während in den Jahren nach der Kantonstrennung für Basel-Stadt das Verhältnis zur Schweiz von feindschaftlichen Gefühlen geprägt war, blieb «Freundschaftlichkeit» das kernige Narrativ gegenüber dem Nordosten. Diese Konstellation sollte besonders die industrielle Entwicklung von Basel nachhaltig beeinflussen. Wenngleich die städtischen Industriellen nach wie vor einen grossen Teil der Seidenbänder von Heimarbeitern im Oberbaselbiet herstellen liessen, vermieden sie kapitalintensive Investitionen im Kanton Baselland und verlegten die teuren Produktionsanlagen ins ummauerte Stadtgebiet. Dort aber waren die geeigneten Standorte für die nunmehr mit Dampf betriebenen Spinn- und Webmaschinen knapp, da die Fabriken für die Erzeugung von Dampf sowie die Entsorgung der Abwässer auf fließende Gewässer angewiesen waren. Da die Lagen

entlang des Rheins, der Birs und der Ergolz nicht mehr infrage kamen, rückten die südbadischen Flussläufe ins Blickfeld der Unternehmer, vor allem aber das Wiesental. Dass es unmittelbar vor den Toren der Stadt endete und eine mit der Textilproduktion vertraute Bevölkerung beheimatete, waren weitere Argumente.

Das Wiesental mit Basler Kapital zu industrialisieren, war kein neues Projekt der Grossherzöge, und bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte ein erstes Textilunternehmen Fuss gefasst. Erst nach der Kantonstrennung trieb der Mangel des Produktionsfaktors ‹Boden› das Basler Kapital dazu, neue Expansionsräume zu erschliessen. Als Baden 1835 dem Deutschen Zollverein beitrug, wurden Filial- oder Firmengründungen im deutschen Absatzgebiet schliesslich zur Überlebensfrage. Man exportierte hauptsächlich in die Staaten des Zollvereins und die neuen, exorbitanten Zölle hätten die Basler Produkte konkurrenzunfähig gemacht. 1837 fabrizierten bereits fünf Basler Unternehmen mit teilweise mehreren Standorten im Wiesental. Es avancierte zum Zentrum der Textilindustrie im Grossherzogtum.<sup>28</sup>

Die eingangs gestellte Frage aufgreifend, wie man am Hof in Karlsruhe auf die Veränderungen beim Nachbarn im Südwesten blickte, erkennt man, dass das liberale Musterland Baden dem radikalen und gar militanten Liberalismus, wie er sich in der Basler Landschaft Bahn brach, kaum Verständnis entgegenbrachte, im Gegenteil, dessen Handlungen sogar als Verbrechen ansah. Dies lässt sich für Zeitabschnitte, in denen ein restaurativ-reaktionäres Klima herrschte, wie auch für die Hochphase des badischen Liberalismus feststellen. Dagegen bestand die Bereitschaft, der liberal dominierten Regierung Basels entgegenzukommen und ihr Hilfe anzutragen. Der gemässigte Liberalismus des Basler Bürgertums vertrug sich offenbar mit dem liberalen Konstitutionalismus Badens und fand in der Revolution einen gemeinsamen Feind. Diese politische Nähe zu Baden war für Basel ein Glücksfall. Sie verhinderte, dass in den Jahren nach der Kantonstrennung das Gefühl entstand, völlig eingekreist und von Feinden umgeben zu sein, und ermöglichte die unausgesetzte Entwicklung der Basler Textilindustrie.

# Die Entstehung des Basler Zeitungswesens

David Tréfás

Das Zeitungswesen in Basel trat im Vergleich zu Freiburg im Breisgau oder Schweizer Städten wie Aarau oder Zürich erst spät hervor. Unpolitische Vorläufer der Zeitungen hatte es einige gegeben: Eine ›Ordinari-Wochenzeitung‹ erschien von 1610 bis 1611, das Direktorium der Kaufmannschaft gab bis 1796 die ›Basler Mittwochs-Zeitung‹ beziehungsweise ›Samstags-Zeitung‹ heraus, ausserdem bekam 1729 die Familie Raillard das Privileg, den Anzeiger ›Avis-Blatt‹ zu publizieren.<sup>29</sup> Die in Basel gelesene politische Presse, wie etwa das ›Helvetische Volksblatt‹ oder der ›aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote‹, wurde anderswo verlegt. Obwohl schon im Zuge der Französischen Revolution ein Bedürfnis breiterer Schichten nach politischer Information erwacht war, wurden die Gründung einer eigenen politischen Zeitung, aber auch die Einfuhr und Vertrieb gewisser auswärtiger Presseerzeugnisse insbesondere mit dem Mittel der Zensur verhindert. Einzig der Drucker und Buchhändler Samuel Flick versuchte 1798 vergebens, dauerhaft ein eigenes Blatt herauszubringen. Die Zensurbehörde verhinderte dies erfolgreich. Aber auch nach dem Ende der Helvetik und den Beschlüssen des Wiener Kongresses 1815 blieb die Gründung einer politischen Tageszeitung nahezu unmöglich. Mediale Öffentlichkeit entsteht, wenn sich eine Gesellschaft so stark ausdifferenziert hat, dass herkömmliche Kommunikationsmittel nicht mehr ausreichen. Dieser Zustand war in Basel bis zu den 1820er-Jahren noch nicht erreicht. Die Stadt wurde von wenigen Familien beherrscht, deren Informationsbedürfnisse durch Versammlungen wie im Kleinen Rat oder an Familientagen genügend abgedeckt waren. Informationen von ausserhalb erreichten die Stadt via Briefe oder fremde Presseerzeugnisse. Nur 1826 gelang es der aufklärerischen ›Dienstagsgesellschaft‹, in einer Zeitschrift den Bericht über eine Grossratssitzung zu veröffentlichen. Die politischen Risiken für die Autoren von Veröffentlichungen änderten sich erst 1831 mit der Abschaffung der Zensur.

## Die Gründung der ›Baseler Zeitung‹

Die Gründung der ersten politischen Tageszeitung hing nicht nur mit dem Ende der Zensur zusammen. In der Eidgenossenschaft war bereits eine mediale Öffentlichkeit entstanden. Im Zuge der Trennungswirren von 1830 bis 1833 dominierte



**50** «Aufklärung durch Pressefreiheit», Aquarell von Ludwig Adam Kelterborn, 1830er-Jahre. — Kelterborn stand während der Kantonstrennung auf der Seite der Stadt. Die Karikatur agitiert gegen die unzensurierte Presse, welche die radikal-liberalen Kreise forderten. Diese wird als Lektüre für überspannte Trunkenbolde, Bauerntölpel und Esel dargestellt. Das Bild zeigt auch, wie wichtig die Wirtschaften für den politischen Austausch waren.

die Parteinahme eidgenössischer liberaler Blätter für die Baselbieter Abtrünnigen, unter anderem vorgetragen von aus Basel verstossenen Persönlichkeiten wie etwa Ignaz Paul Vital Troxler.<sup>30</sup> Als Reaktion darauf rekrutierten sich aus regierungsnahen Kreisen die «Freunde der Baseler Zeitung», die innert kurzer Frist die Finanzierung der «Baseler Zeitung» sicherstellten. Am Anfang stand kein programmatischer Artikel, sondern lediglich eine Feststellung: «Die neue Baseler-Zeitung eröffnen wir, wie unsere Leser auch erwarten werden, mit einer möglichst gedrängten und getreuen Darstellung der wichtigen und denkwürdigen Ereignisse, die sich in den letzten Wochen in unserer Stadt selbst zutragen.»<sup>31</sup> Die Texte wurden zunächst von Johann Georg von der Mühl, seinem Schwager Wilhelm Burckhardt, Bruder des Bürgermeisters Karl Burckhardt, sowie den Professoren

Christian Friedrich Schönbein und Christoph Bernoulli verfasst. Der Verleger Johann Georg Neukirch steuerte seine verlegerische Erfahrung bei. Im Hintergrund spielte Andreas Heusler eine dominierende Rolle. Damit verfügte die Stadt Basel über eine kräftige, regierungsnahe Stimme. Die Reaktion auf dieses Regierungsblatt liess nicht lange auf sich warten. Abtrünnige Baselbieter Gemeinden finanzierten ein Jahr später den ›Unerschrockenen Rauracher‹, der in Liestal von Benedikt Banga herausgegeben wurde. Hinzu kam ab 1834 der ›freie Baselbieter‹ von Pfarrer Johann Ulrich Walser. In Basel-Stadt selbst gelang es erst 1839, mit dem ›Basilisk‹ ein regierungskritisches Blatt zu gründen. Zeitungsgründungen waren zu jener Zeit kurzlebig. Viele Blätter gingen kurz nach ihrer Gründung ein, neue Blätter entstanden in hoher Kadenz. Zwischen 1831 und 1860 wurden in Baselland ein gutes Dutzend Zeitungen gegründet, in Basel etwa halb so viele. Hinzu kamen Namensänderungen. Während sich die Zeitungslandschaft in Baselland um 1855 konsolidierte, war das in Basel-Stadt erst nach 1860 der Fall. Praktisch jede politische Fraktion gründete ihr eigenes Publikationsorgan, oft waren es nur einzelne Politiker, die versuchten, über Zeitungen Einfluss auf breitere Schichten zu gewinnen. Für diese Phase muss man das ganze alte Kantonsgebiet als Resonanzraum der politischen Diskussionen in Liestal und Basel verstehen. Erst Jahrzehnte nach der Kantonstrennung können die Basler und die Baselbieter Öffentlichkeit getrennt betrachtet werden, wenn auch eine gewisse Verzahnung bestehen blieb.

### **Zeitungen als Nebenprodukte von Buchhandlungen und Druckereien**

Die teilweise hitzig geführten und in derber Sprache gehaltenen Debatten blieben für die Redakteure nicht ohne Folgen. Das Pressegesetz von 1830 regelte die Möglichkeiten und Grenzen der Presse, sorgte aber mit einem Ehrverletzungsparagrafen auch dafür, dass Redakteure sich regelmässig vor Gericht verantworten mussten. Hauptverantwortlich für die Verurteilungen war Kriminalgerichtspräsident Nikolaus Bernoulli, der es sich nach der Kantonstrennung zur Aufgabe machte, möglichst jede freisinnige Initiative im Keim zu ersticken. Johannes Eckenstein, Herausgeber des ›Basilisk‹, musste sich zwischen 1839 und 1841 mindestens viermal vor Gericht verantworten, Emanuel Scherb von der ›National-Zeitung‹ war 1842 mindestens zweimal im Gefängnis, Karl Brenner 1844 und 1845 ebenso. Da gemäss Pressegesetz der Redakteur für den Inhalt verantwortlich zeichnete, war nur sein Name beziehungsweise derjenige des Druckers aufgeführt. Selbst auf gerichtlichem Weg schien es kaum möglich, die Namen der Einsender zu erfahren.



**51 Jakob Müller, Zeichnung von Niklaus Weiss nach Hieronymus Hess, um 1840.** — Der porträtierte Müller trug den Spitznamen «Pfluume-Joggi». Er diente als Motiv für die Karikatur eines besserwisserischen Zeitungslesers und fiel durch seine öffentlichen Reden auf: «Nicht immer denken klug und fein / die grossen Herren nur allein, / sonst wäre Bobbi Pflumius / Allhier nicht auch Politikus!» Wie die stadtbekannteren Spitalpfründer Niklaus Münch und David Keller gehörte der Tagelöhner zu den Menschen am Rand der Gesellschaft (vgl. S. 70–75).

Während die Regierung gegen den Freisinn mit staatlichen Mitteln vorging, blieb diesem das Mittel des Strassenmobs, der etwa Andreas Heusler wegen der «Beleidigung der Schweizer Fahne» in einem Artikel in der «Baseler Zeitung» aus der Stadt zu jagen versuchte.<sup>32</sup> Einige Exponenten der Freisinnigen pflegten Kontakte zu deutschen Emigranten oder emigrierten selbst nach den USA.

Zeitungen waren zu dieser Zeit noch keine eigenständigen Medienunternehmen, sondern lediglich Produkte von Buchhandlungen und Druckereien. Die ersten Journalisten waren Universitätsprofessoren, Pfarrer und Lehrer, die ein politisches Sprachrohr benötigten, sich dabei aber vor allem in den Dienst einer politischen Gruppe stellten und kaum eigene Interessen vertraten. Redakteure, die dies nicht taten, konnten sich nicht lange halten. Ein Beispiel dafür war der liberale deutsche Immigrant Gustaf Kombst, der ab April 1834 für etwa sechs Wochen Redakteur der konservativen «Baseler Zeitung» war, bis er zurücktreten und Basel verlassen musste.<sup>33</sup> Besonders in politisch ruhigeren Zeiten blieben politische Artikel aus, weshalb in einem Vertragsverhältnis zum Verleger stehende Redakteure für das Zusammenstellen des Inhalts verantwortlich waren. Infrage kamen etwa ausserordentliche Professoren, die mit der journalistischen Arbeit ihr Gehalt entscheidend aufbessern konnten. Die meisten Journalisten aber amtierten ehrenamt-

lich. Obschon die Redakteure als Lehre aus dem Korbst-Skandal nach politischer Gesinnung ausgesucht wurden, waren es die Aktionäre, die die politische Richtung vorgaben. Die Trägerschaft etwa der ‹Baseler Zeitung› wurde erst 1834 zu einer Art Aktiengesellschaft umgeformt. Präsiert wurde sie vom Baumwollfabrikanten Felix Sarasin, der Mitglied des Kleinen Rats war. Auch die anderen Aktionäre stammten aus den alteingesessenen Basler Familien. Immer wieder schalteten sich Exponenten wie Andreas Heusler-Ryhiner aktiv in die politische Publizistik ein. Auf der freisinnigen Seite war es der ‹Verein von Vaterlandsfreunden›, der 1841 die ‹Schweizerische National-Zeitung› ins Leben rief. Die Mitglieder des Vereins waren neben dem Juristen und Grossratsmitglied Karl Brenner vorwiegend Ärzte aus eingewanderten Familien. Ihr Durchschnittsalter lag bei 26 Jahren, während dies bei den Gründern der ‹Baseler Zeitung› 41 Jahre waren. Sie standen Studentenschaften und den Turnern nahe, die auch in der Schweiz als freisinnige Bewegung galten. Verlegt wurde die Zeitung durch den Buchdrucker Jakob Christian Schabelitz. Mitglied des Vereins war auch Emanuel Scherb, der der erste Redakteur war. Als dieser im Gefängnis sass, übernahm Karl Brenner die Redaktion, wodurch er zum Exponenten des Vereins und der Zeitung wurde.

### **Auf dem Weg vom Mäzenatentum zum Unternehmen**

Die typische Zeitung jener Zeit hatte einen Umfang von vier, höchstens sechs Seiten und erschien nur dreimal pro Woche. In dieser Frühphase setzte sich der Inhalt aus redaktionellen Beiträgen und Einsendungen zusammen. Ein wesentlicher Teil der Zeitungen waren Nachrichten, die zumeist von anderen Zeitungen aus dem In- und Ausland abgeschrieben wurden. Nachrichtenagenturen gab es damals noch keine, die Telegrafie wurde in der Schweiz erst 1852 eingeführt. Basel hatte jedoch eine privilegierte Lage dank der ab 1844 fertiggestellten Eisenbahn aus Paris und Strassburg, die eine Beschleunigung der Nachrichtenübermittlung mit sich brachte. Der damalige Redakteur der ‹Baseler Zeitung› erschien zum Zeitpunkt der Ankunft der Züge am Bahnhof und hielt dadurch als erster Journalist in der Schweiz ausländische Nachrichten in den Händen.

Über die Produktionsverhältnisse ist aus dieser Zeit nur wenig bekannt, da nur in Ausnahmefällen buchhalterische Informationen erhalten geblieben sind. Da Zeitungen zunächst ein Zusatzprodukt zum Buchdruck waren, halfen diese, die Maschinen besser auszulasten. Redaktionskosten fielen nicht ins Gewicht. Die höchsten Kosten waren das Papier und die Abgaben. Das Basler Papier war teurer, die Industrialisierung der Papierfabrikation dafür langsamer als an anderen Orten.<sup>34</sup>

Erst mit der Einführung des Endlospapiers in den 1860er-Jahren wurden grössere Formate möglich, die auch Platz boten für das sich professionalisierende Annoncengeschäft. Zudem galt bis 1864 eine Stempelgebühr, die fünf Prozent des Abonnementspreises betrug. Schliesslich mussten Zeitungen «obrigkeitliche Anzeigen und Kundmachungen auf Verlangen unentgeltlich» aufnehmen.<sup>35</sup> Die Stempelgebühr, unter die neben Zeitungen auch andere Papierprodukte wie Frachtbriefe oder Spielkarten fielen, gehörte zwar zu den in Basel allgegenwärtigen Konsumabgaben, die dem Staat dringend nötige Einnahmen brachten. Aber sie wurde auch als politisches Steuerungsmittel eingesetzt, indem alle Zeitungen wie etwa der 1839 ins Leben gerufene «Basilisk» unter die Steuer fielen, die offiziöse «Baseler Zeitung» aber davon befreit war.

Auf der Einnahmeseite standen in erster Linie die Mäzene, die sich in Vereinen versammelten, und die Abonnenten, gefolgt von den Anzeigen. Zwar waren die «Nachrichten aus dem Berichtshaus» beziehungsweise die späteren «Basler Nachrichten» ursprünglich ein Anzeigenblatt; diese entwickelten sich aber erst in den 1860er-Jahren zu einer Säule der Finanzierung. Anzeigen mussten zunächst direkt in der Druckerei geschaltet werden, eine eigene Annoncenfirma trat in Basel erst 1868 auf den Plan. Es ist anzunehmen, dass die Abonnementsgebühren die grösste Einnahmequelle waren. Es gab verschiedene Modelle von kurz- bis langfristigen Abonnements, die per Post zugestellt wurden. Der Strassenverkauf wurde erst im 20. Jahrhundert unter strengen Auflagen erlaubt.

### **Das Ende der «Baseler Zeitung» und neue Medienunternehmen**

Waren Zeitungen bislang ein weiteres Produkt von Unternehmungen gewesen, die Buchhandel, Schreibwarenhandel und Buchdruck vereinten, so setzte in den 1850er-Jahren eine Ausdifferenzierung ein. 1854 etwa übergab der Verleger der «Baseler Zeitung», Johann Georg Neukirch, seine Buchhandlung am Fischmarkt seinem Schwiegersohn, während die Druckerei nach Neukirchs Tod 1857 an Fritz Wassermann überging. Die öffentliche Kommunikation war nicht mehr ohne Zeitungen denkbar. Dies rief neue Politikertypen hervor. Waren die «Freunde der Baseler Zeitung» und auch der «Verein von Vaterlandsfreunden» Vereinigungen, die einer politischen Richtung zugetan waren, wo sich die Redakteure in der Regel weniger exponierten, so änderte sich diese Haltung allmählich in den 1850er- und 1860er-Jahren. Wilhelm Klein etwa begann seinen politischen Aufstieg, indem er im seit 1838 erscheinenden «Täglichen Fremden- und Anzeigenblatt der Stadt Basel» – später einfach «Tagblatt» genannt – von 1850 bis 1852 einen politischen

Nachrichtenteil aufzubauen versuchte, der wohl enttäuschte Leser der ‹National-Zeitung› bedienen sollte. Erst mit der Gründung des ‹Schweizerischen Volksfreunds› 1861 etablierte sich Wilhelm Klein aber als Politiker und Zeitungsherausgeber. 1858 stellten die Radikalen ihre ‹National-Zeitung› ein, 1859 endete die Ära der konservativen ‹Basler Zeitung›. Von den politischen Zeitungen der Frühzeit überlebten nur die ‹Basler Nachrichten›, die dem ‹Juste Milieu› nahestanden. Sie und der ‹Volksfreund›, der 1888 in ‹National-Zeitung› umbenannt wurde, prägten die Grundzüge der Basler Zeitungslandschaft ein Jahrhundert lang. Beide Zeitungen verzeichneten die grössten Auflagen und zogen ab den späten 1860er-Jahren die meisten Inserate auf sich. Damit entstanden eigentliche Medienunternehmen moderner Prägung: Mehr und qualitativ bessere redaktionelle Beiträge, ein wachsender Abonnentenkreis, grössere Zeitungsformate dank industriell hergestelltem Endlospapier sowie ein professionalisiertes Annoncenwesen führten zu jenem finanziellen Ertrag, der ihre Existenz sicherte.

#### Anmerkungen

- 1 Suter 2013, S. 367–369 und Graber 2017, S. 79 ff.
- 2 Daniel Tschudin-Spänhauer, in: Kradolfer 1938, S. 114.
- 3 Zitiert in: Hug 2006, S. 118.
- 4 GLAK, 238, 13.1. und 17.1.1831. Im grossherzoglichen Haus- und Staatsarchiv, das im Generallandesarchiv in Karlsruhe lagert, sind die hier verwendeten Quellen unter ‹Kriegsministerium – Militärsachen› (238 Nr. 210), ‹Staatssachen – Beziehungen zur Schweiz› (48 Nr. 3062) und ‹Gesandtschaften – Gesandtschaften in die Schweiz› rubriziert (49 Nr. 2366).
- 5 Weber 1907, S. 37.
- 6 GLAK, 238, 24.1.1831.
- 7 GLAK, 49, grossherzogliche Gesandtschaft – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 23.3.1832.
- 8 GLAK, 48, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten 30.3.1832.
- 9 GLAK, 48, Innenministerium, 6.4.1832.
- 10 GLAK, 48, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten 30.3.1832.
- 11 GLAK, 49, Tagsatzung der Eidgenossenschaft – grossherzogliche Gesandtschaft, 2.11.1832.
- 12 GLAK, 48, Innenministerium – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 24.12.1832.
- 13 GLAK, 48, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 14.1.1833.
- 14 GLAK, 48, Innenministerium – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 25.10.1833.
- 15 GLAK, 48, Tagsatzung der Eidgenossenschaft – grossherzogliche Gesandtschaft, 21.10.1833.
- 16 Schweizer 1947 (IX), S. 136 ff.
- 17 GLAK, 48, grossherzogliche Gesandtschaft – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 7.11.1833.
- 18 GLAK, 48, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 8.11.1833.
- 19 GLAK, 48, grossherzogliche Gesandtschaft – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 1.12.1833.
- 20 GLAK, 48, grossherzogliche Gesandtschaft – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 1.12.1833.
- 21 GLAK, 49, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 6.12.1833.
- 22 GLAK, 48, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten – grossherzogliche Gesandtschaft, 6.12.1833 und 49, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 6.12.1833.
- 23 GLAK, 49, Staatsministerium – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 10.1.1834.
- 24 GLAK, 49, Registratur – Staatsministerium, 4.1.1934 / 49, Staatsministerium, 17.1.1934 / 49, Regierung Oberrheinkreis-Bezirksamt Lörrach, 13.2.1934 / 49, Bezirksamt Lörrach-Regierung Oberrheinkreis, 6.2.1934.
- 25 GLAK, 49, Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten – Staatsministerium, 24.2.1834.
- 26 GLAK 49, grossherzogliche Gesandtschaft – Ministerium des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, 14.4.1832.
- 27 GLAK 49, grossherzogliche Gesandtschaft – Regierung des Kantons Basel, 15.4.1832.
- 28 Neisen 2016, S. 45 ff. Steiner 2002, S. 3 ff.
- 29 Tréfas 2016, S. 11–13.
- 30 Staehelin 1959, S. 133–137.
- 31 Baseler Zeitung, 13.1.1831.
- 32 His 1929, S. 249–317, hier S. 290.
- 33 Kombst 1848.
- 34 Wyler 1927, S. 91.
- 35 Gesetze 8.





Yiğit Topkaya, Walter Hochreiter, Kevin Heiniger

# Produzieren und Finanzieren

Basel ist Teil der liberalen Weltwirtschaft. Die Stadt hat Beziehungen zum Osmanischen Reich, die sich ab den 1820er-Jahren verstärken. Seide wird aus der Levante günstig eingeführt und weiterverarbeitet. Dies trägt dazu bei, dass die lokale Textilproduktion sich im globalen Wettbewerb behauptet. Die Basler Finanzwelt ist eng verbunden mit dem badischen Raum und dem Südsass. Im Elsass entsteht nahe der Stadt eine moderne Maschinenbauregion. Von dort aus wird Basel erstmals an die Eisenbahn angeschlossen. Eine wirtschaftliche Dimension hat auch die Basler Missionsgesellschaft. Der europäische Kolonialismus ist das Umfeld der Missionierung Westafrikas. Die Tätigkeit der Basler Mission im heutigen Ghana geschieht zwischen christlicher Glaubensverbreitung, Zurückdrängung der Sklaverei und Etablierung von Handelsbeziehungen.

# Basels seidene Beziehungen zum Osmanischen Reich in Zeiten des liberalen Welthandels

Yiğit Topkaya

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts prägen Handwerk und Handel, Zünfte und Kaufleute, der lokal-städtische wie internationale Markt Basels Wirtschaftsleben. In der grössten und wohlhabendsten Stadt der Deutschschweiz stellt die Textilindustrie die dominante Branche dar. Ihr wichtigster Zweig ist die vor allem von Glaubensflüchtlingen aus Antwerpen, Chiavenna sowie Lothringen und dem Elsass im 16. und 17. Jahrhundert eingeführte und ausgebauten Seidenbandindustrie.<sup>1</sup> Daneben existieren die beiden «Hilfs- und Nebenindustrien»<sup>2</sup>, die Florettspinnerei und die Seidenfärberei, sowie die Strumpfstrickerei.

Seit dem 17. Jahrhundert produziert die exportorientierte und als Verlags-system organisierte Seidenbandindustrie vor allem auf dem Lande und entzieht sich damit dem städtischen Zunftzwang, während sich die Handwerker, die für den lokalen Markt produzieren, an die strengen Gewerbereglemente und an die Handwerksordnung halten müssen. Zwar spielen die Handwerkerzünfte nach dem Zusammenbruch der Helvetik, als der Zunftzwang zwischenzeitlich abgeschafft worden war, wiederum eine bestimmende Rolle in der Politik. Allerdings gehören von den vierhundert aktiven Zunftbürgern rund vierzig Prozent der «Werbenden Hand», also den Kaufmannszünften an. Ihre frühere Bedeutung erlangen die Handwerkerzünfte trotz der Rückkehr zu vorrevolutionären Verhältnissen auch deswegen nicht zurück, weil das neue Ratsherrenregiment zwischen alter und neuer Ordnung einen Mittelweg sucht und die Zünfte einiger ihrer vormaligen Zuständigkeiten, wie etwa in der Rechtsprechung oder im Vormundschaftswesen, verlustig gehen.<sup>3</sup> Es zeichnet sich damit bereits ab, was im Verlauf des Jahrhunderts immer deutlicher zutage treten wird: Offiziell ist Politik Sache der Zünfte, aber praktisch lenkt die reiche Kaufmannselite die Geschicke der Stadt. Zwar verfügen die Zünfte über das Produktions- und Verkaufsmonopol innerhalb der Stadtmauern; die bereits stattfindende Verschiebung der politischen Kräfteverhältnisse, die mit der neuen Kantonsverfassung im Jahr 1875 ihren Abschluss finden wird, können sie jedoch nicht mehr aufhalten. Die Seidenbandfabrikanten hingegen agieren in internationalen Handelsnetzwerken und tragen so dazu bei, dass im Verlauf des 19. Jahrhunderts Basel zunehmend in den Weltmarkt eingebunden wird.



**52 Das städtische Kaufhaus am «Rindermarkt» (Gerbergasse), Aquarell von Louis Dubois, undatiert. —**

Das mittelalterliche Basler «Kaufhaus» war eine der wichtigsten Destinationen für den Warenverkehr von und nach Basel. Das alte Gebäude diente bis zur Eröffnung des neuen Kaufhauses am Barfüsserplatz 1846 zur Warenverzollung und -lagerung. Ein Neubau war wegen der rasanten Zunahme des Warenverkehrs nötig geworden.

Das Seidenband verschafft der Stadt zwar ihren Reichtum, ohne zum alleinigen und alles bestimmenden Wirtschaftszweig zu werden.<sup>4</sup> Allerdings zahlt Basel im Zug infrastruktureller und industrieller Transformationsprozesse, die den Anschluss an neue Kommunikations-, Verkehrs- und mithin Handelsnetze ermöglichen, einen politischen und sozialen Preis. Das zeigt sich etwa an der Anbindung an die Eisenbahn: Trotz Widerstand des konservativen Flügels beschliesst der Kleine Rat 1859 die Schleichung der Stadtmauer zugunsten des Schienenverkehrs, wobei die intensive Einwanderung in den 1850er-Jahren die Öffnung des geschützten Marktes innerhalb der Stadtmauern und ihrer geschützten Gesellschaft für die Aussenwelt bereits ankündigt. «Der Durchbruch durch die Stadtmauer, der notwendig war, um das eiserne Pferd in die Stadt zu lassen, kündigte das Ende des alten Basel und das Ende ihrer hergebrachten Lebensverhältnisse an.»<sup>5</sup>

Die Auflösung der alten Ordnung im Verlauf des 19. Jahrhunderts ist eine Entwicklung, die in einer anderen Weltgegend ebenso zu beobachten ist, mit der man die Geschichte Basels zunächst kaum in Verbindung bringt: im Osmanischen Reich. Diese Gemeinsamkeit gründet mithin auf einer geteilten Geschichte, die in der Geschäftskorrespondenz zwischen Basler Seidenbandfabrikanten und Handelsunternehmen in Konstantinopel, Bursa und Smyrna (Izmir) überliefert ist.<sup>6</sup> In diesen Briefen tauschen sich die Handelspartner regelmässig über lokale wie internationale Marktentwicklungen aus, informieren sich über die Auswahl und Qualität der Waren, über die Bedingungen des Transports und der Zahlungsabwicklung sowie über Devisen- und Wechselkurse in den wichtigsten Handelszentren. Die Briefe gewähren aus der Perspektive lokaler Schauplätze einen interessanten Einblick in die Geschäftsabläufe und Entwicklungen des internationalen Seidenhandels. Darüber hinaus vermitteln sie einen Eindruck vom globalen Wettbewerb, der eine Anpassung der Geschäftsbeziehungen erfordert und zunehmend Auswirkungen auf lokale Strukturen zeitigt.<sup>7</sup> Die Anfänge dieser Entwicklung reichen indes weit zurück in Basels Seidenbandindustrie.

### **Die Anfänge der Basler Seidenbandindustrie**

Die Trennung der Seidenbandproduktion zwischen ländlicher Heimindustrie und städtischem Handwerk hat ihre Anfänge im 17. Jahrhundert. Im Jahr 1667 brachte der Basler Wollweber Emanuel Hoffmann heimlich die fortschrittlichste Textilmaschine seiner Zeit aus Holland in die Stadt. Mit dem Kunststuhl, auch «Bändelmühle» genannt, konnten dank einer mechanischen Schiffchenführung statt einem einzigen Band nun sechzehn gewoben werden.<sup>8</sup> Für die städtischen Bandweber bedeutete die neue Technik allerdings eine Bedrohung ihres Lebensunterhaltes, sodass sie 1670 gegen die Einführung des Kunststuhls protestierten und vom Rat ein Einfuhrverbot verlangten. Der Rat entschied sich freilich für einen Kompromiss und verbot den Einsatz des Kunststuhls lediglich innerhalb der Stadtmauern, jedoch nicht auf der Landschaft, sodass sich das Verlagssystem auf dem städtischen Herrschaftsgebiet etablieren konnte. Damit verschaffte man sich zugleich einen Vorteil gegenüber den wichtigsten Konkurrenten in Krefeld, Lyon und St. Etienne, wo die neuen Webstühle verboten worden waren.<sup>9</sup>

Mit der Verlagerung der Produktion auf das Baselbiet konnte zwar der Interessenkonflikt zwischen Kaufleuten und Handwerkern friedlich gelöst werden; gleichwohl blieb die Beziehung zwischen ländlicher Heimindustrie und städtischer Bandweberei bis ins 19. Jahrhundert angespannt. Schliesslich bedeutete das

**53** **Porträt der Margaretha Merian-Burckhardt, Gemälde, vermutlich von Henri Beltz, 1835.** — Die Ehefrau von Christoph Merian hält ein Seidenband in der linken Hand. Das Porträt weist damit auf ihre Herkunft aus einer «Bändelherren»-Familie hin. Die Heirat mit dem Sohn eines Kaufmanns verband zwei der vermögends-ten Familien aus den bedeutendsten Basler Wirtschaftszweigen.



Verlagssystem einen Einbruch in die von den Zünften geprägte städtische Wirtschaft,<sup>10</sup> nicht zuletzt, weil sich die Bändelherren weder an das Verbot des Gewer-  
bewechsels hielten noch sich auf ein einziges Gewerbe beschränkten. So betätig-  
ten sich die Seidenbandfabrikanten im 19. Jahrhundert sowohl als Verleger und  
Financiers als auch als Zwischenhändler und Bankiers. Der Wirtschaftsliberalismus  
dieser *fabricants-marchands-banquiers* stand zwar dem traditionellen Markt ent-  
gegen, welchen die Zunftverfassung schützte und streng regulierte; ihr internatio-  
nales Geschäftsmodell blieb davon jedoch weitgehend unbeeinträchtigt.<sup>11</sup> Gleich-  
wohl übten liberale Stimmen der städtischen Elite Kritik an der Zunftverfassung.  
Einer der Ersten war Christoph Bernoulli, Professor der Naturgeschichte und der  
industriellen Wissenschaft an der Universität Basel. In seiner 1822 publizierte  
Schrift «Über den nachtheiligen Einfluss der Zunftverfassung auf die Industrie»  
plädierte Bernoulli entschieden für Freihandel und Gewerbefreiheit und löste da-  
mit heftige Reaktionen im konservativen Milieu aus. «Von den Angegriffenen  
wussten einige nicht anders zu antworten, als Bernoullis Landhaus zu beschmie-  
ren.»<sup>12</sup> An der Zunftverfassung vermochte Bernoullis Intervention derweil nicht zu  
rütteln; so machten die Zünfte ihren Einfluss auf die städtische Politik und den  
lokalen Markt auch nach der Kantonstrennung 1832/33 geltend, als sie mit Erfolg

vom Ratsherrenregiment verlangten, eine Gewerbesperre gegen die Landschaft auszusprechen. Doch dem zunehmenden wirtschaftspolitischen Druck konnte sich das hiesige Zunftsystem nicht dauerhaft entziehen. Dem nach der Gründung des schweizerischen Bundesstaates beschlossenen freien Warenverkehr hatten die hiesigen Zünfte ebenso wenig entgegenzusetzen, wie sie das alte Basel mit seinen geschützten Märkten nicht vor dem globalen Vormarsch der Handels- und Gewerbefreiheit bewahren konnten.<sup>13</sup>

Zur Auflösung der alten Ordnung trugen im Weiteren die Einführung dampfbetriebener Webstühle und die steigende Zahl der Fabriken sowie der Fabrikarbeiterinnen und Fabrikarbeiter ab Mitte des 19. Jahrhunderts bei. Die Industrialisierung forcierte die Zuwanderung von Menschen aus dem Baslerbiet, aber auch aus anderen Kantonen sowie aus dem benachbarten Baden. Gleichzeitig stieg der Anteil der Nichtbürger. Mitte des Jahrhunderts besass gerade mal ein Drittel der Stadtbevölkerung das Bürgerrecht. Die restriktive Einbürgerungspolitik, die das Stadtr Regiment seit der letzten bedeutenden Einwanderung von Glaubensflüchtlingen während des Dreissigjährigen Krieges (1618–1648) praktizierte,<sup>14</sup> begründete man damit, das Handwerk zu schützen. Auch Fabrikanten und Kaufleute unterstützten die sehr eingeschränkte Vergabe des Basler Bürgerrechts. Während die Stadt im 16. Jahrhundert noch rund 12 000 Neubürger aufnahm, kam die Einbürgerung im 18. Jahrhundert zum Stillstand. Ihre «Einbürgerungspforte»<sup>15</sup> öffnete die Stadt derweil vor allem kapitalkräftigen Geschlechtern mit technischem Knowhow und internationalen Netzwerken. Diesen Neubürgern gelang es wiederum sehr schnell, zur führenden Kaufmannselite aufzusteigen.

### **Der Aufstieg der Familie Forcart**

Während des Dreissigjährigen Krieges kam auch die Familie Forcart aus dem pfälzischen Frankental nach Basel, zu einer Zeit, als die ländliche Heimindustrie einen Aufschwung erlebte. Noch im Jahr der Einwanderung (1637) erwarb Dietrich Forcart das Bürgerrecht und trat der Safranzunft bei. Für den sozialen Aufstieg der Zugewanderten und ihre Integration in die städtische Elite spielte nicht zuletzt die Ehepolitik eine zentrale Rolle. Im Familienstammbaum der Forcart sind denn auch so ziemlich alle wichtigen Basler Geschlechter zu finden. In wirtschaftlicher Hinsicht war aber vor allem die Heirat von Johann Rudolf Forcart mit Esther Weiss im Jahr 1774 entscheidend. Sie war die Tochter von Achilles Weiss, dem Inhaber des Württembergerhofs am St. Alban-Graben.<sup>16</sup> Weiss hatte Johann Rudolf bereits 1773 zum Mitinhaber des Familienunternehmens ernannt. Nach



**54 Reisekutsche des Seidenbandfabrikanten Philipp Burckhardt-Pelletier, spätes 18. Jahrhundert.** — Philipp Burckhardt-Pelletiers Reisekutsche war für lange Strecken angelegt und konnte vier Personen samt Gepäck transportieren. Sie wurde für Geschäftsreisen nach Nantes genutzt. Dort befand sich Burckhardts

Bruder mit der Zweigfirma (Bourcard Fils & Cie.), die in den transatlantischen Dreieckshandel involviert war und sich an Sklavenschiffen beteiligte. Zudem rüstete (Bourcard Fils) Schiffe für den Seekrieg Frankreichs gegen Grossbritannien aus, die britische Handelsschiffe kaperten und deren Waren erbeuteten.

dem Tod des Schwiegervaters 1792 führte Johann Rudolf Forcart-Weiss das Unternehmen allein, bis er im Jahr 1797 seine drei ältesten Söhne an der Firma beteiligte.<sup>17</sup> Der Württembergerhof war fortan im Besitz der Familie Forcart-Weiss, die im 19. Jahrhundert zu den reichsten und angesehensten Geschlechtern der Stadt zählte und das politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben Basels mitprägte.<sup>18</sup> Während im Württembergerhof, dem Wohnsitz der Familie und zugleich Fabrikationsbetrieb innerhalb der Stadtmauern, hauptsächlich Vorbereitungsarbeiten geleistet wurden und rund fünfzig Personen eine Beschäftigung fanden, liess Forcart-Weiss den Grossteil der Seidenbänder im Baselbiet herstellen. Nebst der Bandfabrikation unterhielt man des Weiteren ein Handelshaus sowie Bank- und Spekulationsgeschäfte, wenn auch die Seidenbandproduktion das eigentliche Kerngeschäft blieb.<sup>19</sup>

## Integration in den globalen Seidenhandel

Trotz der weltweiten Nachfrage nach Basler Seidenbändern – wobei die Stadt aufgrund der Revolutionswirren von der Krise der französischen Seidenbandproduktion profitiert hatte – waren Handel und Produktion um 1800 noch in die Wirtschaftsräume auf dem europäischen Kontinent eingebunden. Die Rohseide bezog man grösstenteils aus Norditalien und setzte die modischen Seidenbänder auf den französischen und deutschen Messen ab. Auch Forcart-Weiss besuchte regelmässig die Frühjahrs- und Herbstmessen in Frankfurt am Main, Leipzig oder Lyon, «Drehscheiben des internationalen Handels»<sup>20</sup>. Doch der Wirtschaftskrieg Napoleons, der aufkommende Protektionismus in Europa und die Mechanisierung und Industrialisierung der Seidenbandproduktion sowie Verschiebungen im internationalen Seidenhandel veränderten den Charakter der hiesigen Leitindustrie innerhalb weniger Jahrzehnte. Bereits vor dem Wirtschaftskrieg mit England, der sogenannten Kontinentalsperre (1806–1813), hatten die protektionistischen Massnahmen Napoleons auf die Schweizer Textilindustrie gezielt: angefangen mit dem Export- und Importverbot von Baumwollwaren im Jahr 1803 bis hin zum Verbot des Exports von piemontesischer Rohseide in die Schweiz im Jahr 1805, was die Basler Seidenbandindustrie besonders hart traf.<sup>21</sup> Die Kontinentalsperre veranlasste die hiesigen Bandfabrikanten zudem, neue Transportwege für den Export der Seidenbänder zu erkunden.

Dem Sturz Napoleons 1815 folgte ein Aufschwung des Welthandels, während in Basel der Jacquard-Webstuhl eingeführt wurde, was wiederum die Produktion der Bänder sowie die Nachfrage nach Rohseide signifikant steigerte. Doch der Aufschwung währte in Europa nicht lange, und der Wirtschaftskrise (1826–1829) folgten – auch als Reaktion auf die englische Massenproduktion – die nächsten protektionistischen Massnahmen. Insbesondere mit der Gründung des Deutschen Zollvereins im Jahr 1834, der sich schnell ausdehnte,<sup>22</sup> verlor ein zentraler Absatzmarkt für Basler Seidenbänder an Bedeutung. Gleichzeitig erfolgte die Suche nach neuen Absatzmärkten vor dem Hintergrund eines allgemeinen Anstiegs der weltweiten Handelsbeziehungen.<sup>23</sup>

Zu beobachten ist diese Entwicklung auch bei Forcart-Weiss: Ende der 1820er-Jahre baute das Unternehmen mittels Agenten ein eigenes Vertreternetz in Südamerika auf und erreichte bis zum Jahr der Kantonstrennung das bis dahin grösste Absatzgebiet.<sup>24</sup> Paradoxerweise schufen also die protektionistischen Massnahmen europäischer Mächte die Voraussetzungen dafür, dass sich Basels Seidenbandindustrie in den entstehenden Weltmarkt integrierte. Das Überseege­schäft



**55** «Soierie, Tirage de la Soie et Plan du Tour de Piémont», Kupferstich aus der «Encyclopédie Méthodique» von Diderot und d’Alembert, 1786. — Diderots und d’Alemberts «Encyclopédie» war eines der Hauptwerke der Aufklärung. Sie sollte alles vorhandene Wissen sammeln und zugänglich machen. Das Bild zeigt die Herstellung von Rohseide vor der Industrialisierung der Produktion. Die Arbeiterinnen ziehen den Seidenfaden aus einem Bassin mit gekochten und aufgelösten Seidenkokons. Die Seidenfäden werden danach auf einer Haspel («Tour de Piémont») aufgespult, wie sie in den norditalienischen Zentren der Seidenproduktion im Gebrauch war.

erwies sich dabei nicht nur als «Rettenungsanker»<sup>25</sup>, sondern zugleich auch als eine Chance, neue Märkte zu erschliessen und damit den Handlungsspielraum auszuweiten. Bereits Mitte der 1830er-Jahre und insbesondere in den 1840er-Jahren gelangte rund die Hälfte der Seidenbandexporte in die USA, womit zunächst der Bedeutungsverlust des europäischen Seidenmarktes kompensiert werden konnte.<sup>26</sup> Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts gelang es, Seidenbänder in grossen Mengen in alle Welt zu exportieren,<sup>27</sup> begleitet von einem Aufschwung, der sich an der Zahl der Webstühle ablesen lässt: Waren wenige Jahre vor der Französischen Revolution knapp 2300 Webstühle in Betrieb, stieg ihre Zahl bis ins Jahr 1870 auf rund 9000 an, wobei mehr als 1500 mechanisch betrieben wurden.<sup>28</sup> Für den Export von Basler Seidenbändern brach denn auch in der nachnapoleonischen Ära ein Goldenes Zeitalter an: «La demande de ruban est dans une période faste entre 1820 et

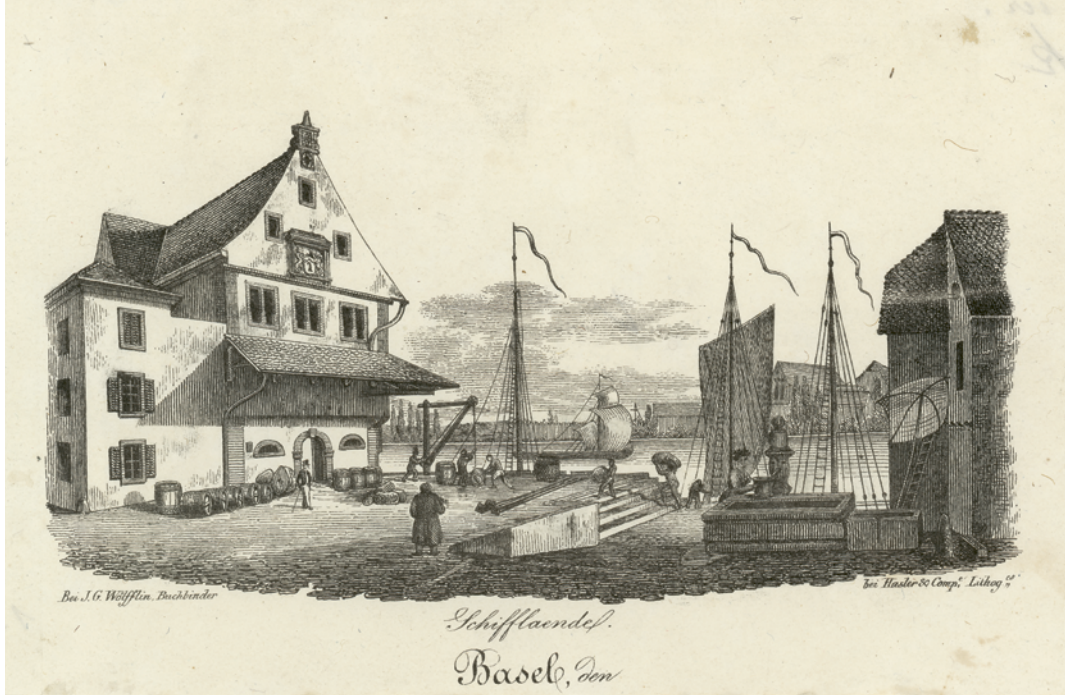
1870. Elle augmente quantitativement et qualitativement puisque le niveau de vie des consommateurs augmente dans les deux principaux marchés du ruban que sont les Etats Unis et l'Angleterre.»<sup>29</sup>

Anfang des 20. Jahrhunderts lag Basels Anteil am weltweiten Seidenband-export vermutlich bei rund zehn Prozent.<sup>30</sup> Der Reichtum, den die Basler Handels- und Industrieherrn in dieser Zeit anhäuferten, kam freilich nicht nur der Stadt und der Region zugute. So finanzierte Forcart-Weiss neben oberelsässischen Textilfabriken auch industrielle Unternehmen in Übersee mit.<sup>31</sup> Nebst technologischen Entwicklungen und wirtschaftspolitischen Krisen waren auch natürliche Vorgänge für den ökonomischen Transformationsprozess im internationalen Seidenhandel verantwortlich. So löste die Pébrine-Krankheit – eine parasitäre Seidenraupenkrankheit, die sich in den 1850er-Jahren in Europa ausbreitete – eine Krise des Seidenanbaus aus. Infolgedessen orientierten sich Märkte und Handelsströme völlig neu, sodass sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rohstoffmärkte in der Seidenindustrie von Europa nach Asien verlagerten.<sup>32</sup> Profitieren konnte von der Raupenkrise auch die osmanische Rohseidenproduktion, die allerdings bereits zuvor das Interesse der europäischen Seidenindustrie auf sich gezogen hatte.<sup>33</sup>

### **Die Levante oder wie ein Basler Unternehmen sich <globalisiert>**

Eine Diversifizierung und Internationalisierung des Seidenmarktes ist schon vor der Seidenraupenkrise zu beobachten. Frankreich, das von 1830 bis 1850 jährlich rund tausend Tonnen Rohseide importierte, bezog den Rohstoff nicht nur aus Italien, sondern ein Viertel bis ein Drittel aus dem Osmanischen Reich.<sup>34</sup> Auch wenn der Anteil der Levante am weltweiten Export von Rohseide in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei 6 bis 11 Prozent lag – der Anteil Italiens belief sich zur gleichen Zeit auf 55 bis 65 Prozent<sup>35</sup> –, richtete manch ein Basler Seidenbandfabrikant bereits zu Beginn des Jahrhunderts sein Augenmerk auf den osmanischen Markt. Dieses Interesse an einem eher kleinen Rohstofflieferanten macht deutlich, dass sich der globalisierte Rohseidenhandel trotz des hohen Integrationsgrades nicht nur auf Zentralmärkte, sondern auch auf Regional- und Lokalmärkte stützte.

Eine «wechselseitige Durchdringung von Globalem und Lokalem»<sup>36</sup>, wofür sich in der Literatur der Begriff <Glokalisierung> eingebürgert hat, kennzeichnet auch die auf Expansion ausgerichtete Geschäftstätigkeit von Forcart-Weiss. Im Zeichen der Eroberung neuer Märkte stand bereits die Auswanderung von Isaak Iselin nach New York im Jahr 1801. Iselin war der Enkel von Johann R. Forcart-



**56 Basler Schiffflände mit Segelschiffen, Lithografie von Johann Georg Wölfflin, undatiert.** — Links steht das ehemalige, zum «Rheinlagerhaus» umgebaute Salzhaus. Unterhalb des Vordachs wird ein Ladekran betätigt. Von den Schiffen sind die Masten und Segel zu sehen. Im Hintergrund, auf der Kleinbasler Seite, sind stark vereinfacht die Gebäude des ehemaligen

Klosters Klingental dargestellt. Die breite Treppe, die zum Rheinlagerhaus hinführt, wurde 1838 wegen der zunehmenden Beanspruchung der Schiffflände erstellt. Sie erleichterte den Warenverlad. Der Grossteil der Waren erreichte und verliess Basel auf dem Landweg. Für den internationalen Warenverkehr waren allerdings Seerouten und Schifffahrtskanäle unerlässlich.

Weiss' Schwester Helene Iselin-Forcart, seine Auswanderung stellte den ersten «Brückenkopf für zukünftigen forcartschen Amerika-Handel»<sup>37</sup> her. Die Suche nach neuen Absatz- und Liefermärkten richtete sich aber auch gegen Osten: Derweil dem Versuch, Bänder nach Russland zu exportieren, geringer Erfolg beschieden war, hielten sich die Geschäftskontakte zu Handelsunternehmen im Osmanischen Reich längerfristig. Davon zeugen die bereits erwähnten Briefe, die in der Geschäftskorrespondenz von Forcart-Weiss ab den 1820er-Jahren bis Ende des Jahrhunderts überliefert sind. Aber auch andere Basler Firmen pflegten Kontakte zu Händlern im Osmanischen Reich, wie dies aus der Geschäftskorrespondenz von J. S. Alioth & Cie. und Burckhardt-Wild & Sohn hervorgeht. Im Schweizerischen Wirtschaftsarchiv sind für das gesamte 19. Jahrhundert rund vierhundert eingegangene Briefe erhalten, die etwa zur Hälfte an Forcart-Weiss adressiert sind. Dabei spielten die 1820er- und 1830er-Jahre eine historisch besondere Rolle, denn



**57 Hafen von Triest, Zeichnung von Marco Moro, 1854.** — Das Bild zeigt den 1754 gebauten Pier «Molo San Carlo». Im Hintergrund links ist der 1833 in Betrieb genommene Leuchtturm «Lanterna» des Freihafens Triest zu sehen, der zu den italienischen Besitzungen des Kaisertums Österreich gehörte. Von

Triest aus führten Fernstrassen nach Mitteleuropa. Neben den Dampfschiffen laden und entladen immer noch Segelschiffe ihre Waren. Die Kleidung der Männer auf dem Pier und dem Schiff unten rechts weisen auf Handelsbeziehungen zum Osmanischen Reich hin.

in jener Phase wurden die Weichen für die Integration des osmanischen Marktes in den Welthandel gestellt.<sup>38</sup> Zwar existierten seit dem 15. Jahrhundert Kaufmannskolonien im Osmanischen Reich; doch europäische Kaufleute hatten bis 1838 nur zu wenigen Orten direkten Zugang, zu denen etwa die international bedeutende Hafenstadt Smyrna zählte.<sup>39</sup>

Aus Smyrna erreichten denn auch die ersten Briefe Forcart-Weiss. Abgeschickt hatte sie unter anderem das Handelshaus Dutilh Père fils & Co., das sich am 3. Juli 1820 das erste Mal an das Basler Unternehmen wendete.<sup>40</sup> Dabei beschreibt Dutilh Smyrna als «ville principale de l'Asie Mineure» und als Umschlagplatz «aux riches productions de l'Asie». Zwar sei für den Transport der Landweg

über Wien und Konstantinopel «la plus régulière»; allerdings kämen oft Schiffe aus verschiedenen europäischen Häfen an, sodass sich der Seeweg als gute Alternative anbiete: «Le moment actuel est très favorable pour faire des fonds à Smirne par Marseille, Gènes, Livornes, Trieste ou Vienne.» Zudem könne man in Smyrna Käufe von türkischen Produkten tätigen, vorausgesetzt, es handle sich nicht um seltene und sehr begehrte Waren [57].

Zu den Letzteren zählte bis ins Jahr 1825 beziehungsweise 1826 die osmanische Rohseide. So erreichten rund ein Dutzend Briefe von Sommer bis Herbst 1825 Forcart-Weiss, abgesandt von Kaufleuten mit Handelsniederlassungen in Konstantinopel und Smyrna. Gegenstand war der Kauf von Rohseide aus Bursa, Zentrum für die osmanische Seidenindustrie. Den Briefen ist zu entnehmen, dass Forcart-Weiss bereits in den Jahren zuvor an osmanischer Rohseide interessiert war,<sup>41</sup> der Kauf jedoch aufgrund des bestehenden Ausfuhrverbotes nicht zustande gekommen war. Allerdings, so schreibt ein Händler aus Smyrna, vermochte der heimische Markt offenbar die produzierte Menge nicht zu absorbieren: «On a cru dans le principe que cette défense avait été motivée par les propres besoins du pays. Mais il est reconnu maintenant que le quart de la récolte de cette année suffit à la consommation du pays. Il en reste donc les trois quarts à exporter.»<sup>42</sup> Man nehme daher an, dass der Export von Rohseide in absehbarer Zeit genehmigt werden würde, sodass einige Marktakteure «dans l'espoir d'expédier en Europe» bereits spekulative Käufe getätigt hätten.<sup>43</sup> Für das im Brief erwähnte Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage waren mehrere Entwicklungen verantwortlich: Zum einen stieg der internationale Marktpreis für Rohseide ab 1815 bis Mitte des Jahrhunderts dramatisch an, während sich die Rohseidenproduktion in Bursa in derselben Zeit vervierfachte; bis dahin hatten staatliche Interventionen die Versorgung der osmanischen Seidenweberei, die sowohl für die Obrigkeit als auch für die breite Bevölkerung die beliebten Seidentücher webte, mit einheimischer Rohseide sichergestellt. Zum anderen hatte die Änderung der offiziellen Kleiderordnung hin zu westlicher Kleidung in den 1820ern für den abrupten Ausfall der einheimischen Nachfrage gesorgt.<sup>44</sup> Die spekulativen Käufe, die im Brief erwähnt werden, sind nicht zuletzt Ausdruck einer Transformation des osmanischen Seidenmarktes, sodass bereits Ende November 1825 Forcart-Weiss Nachrichten über erste Ausfuhrerlaubnisse für Rohseide nach England und Frankreich erreichten, «un droit de sortie extraordinaire»<sup>45</sup>. Zwei Monate später war es dann auch für Forcart-Weiss so weit: In einem Brief von Januar 1826 teilte der levantische Händler Jacques Glavany<sup>46</sup> den Kauf von sechs Ballen (rund 150 Kilogramm) Rohseide mit.<sup>47</sup> Der Gesamtpreis für die bestellte Ware inklusive Transport- und

Zollkosten belief sich auf 30 240 Piaster, was gemäss Hauptbuch-Eintrag rund 10 000 Franken entsprach.<sup>48</sup>

Im Vergleich mit Norditalien, woher Basler Seidenbandfabrikanten ihre Rohseide hauptsächlich bezogen, lag Bursa nicht nur weiter entfernt, sondern produzierte wie erwähnt auch deutlich weniger. Zudem kam dem Osmanischen Reich für Schweizer Kaufleute nicht nur in geografischer, politischer und kultureller, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht keine gleichrangige Bedeutung zu.<sup>49</sup> Was bewog dennoch Basler Seidenbandfabrikanten dazu, sich für Rohseide aus Bursa zu interessieren? Einen ersten Hinweis findet man in einem Brief von Forcart-Weiss an den Basler Bandfabrikantenverein, datiert vom 22. Januar 1823. Gegenstand ist eine Beschwerde über das Marktverhalten anderer Basler Fabrikanten, die sich weder «an die vereinbarten Ellenmasse» noch an die Preisbindungen hielten. Nebst einer Drohung, den Verein zu verlassen, fällt im Brief die Bemerkung auf, seit geraumer Zeit seien die Preise für italienische Rohseide kontinuierlich angestiegen.<sup>50</sup> Bursa bot sich so gesehen als Alternative für den Kauf von Rohseide zu einem günstigeren Preis an. Ein Punkt, den der bereits erwähnte Glavany ebenfalls als Argument anführte: Es sei absolut notwendig, nach Alternativen zum italienischen Seidenmarkt zu suchen, «car les prix y sont trop élevés».<sup>51</sup>

Doch nicht nur Preisentwicklungen im internationalen Seidenhandel waren verantwortlich für das Interesse der Basler beziehungsweise der europäischen Seidenindustrie an der osmanischen Rohseidenproduktion. Ebenso sorgten technologische Entwicklungen sowie die globale Ausweitung der Handelsströme für die Einbindung des osmanischen Seidenmarktes in den internationalen Weltmarkt. So steigerte der lochkartengesteuerte Jacquard-Webstuhl in Basel nicht nur die Produktionsmenge und damit die Nachfrage nach Rohseide; möglich wurde auch eine Produktdifferenzierung. Mit den neuen Webstühlen konnten neben glatten nunmehr ebenfalls gemusterte Bänder angefertigt werden, sodass die Diversifizierung des Angebots es erlaubte, «en privilégiant le ruban de consommation courante», ein spezifisches Kundensegment, den Mittelstand, anzusprechen.<sup>52</sup> Die Produktionsumstellung, die eine Investition in die teure Technologie erforderte, setzte allerdings eine entsprechend grosse Nachfrage nach *façonnés* Bändern voraus, die die Seidenbandfabrikanten insbesondere in den Vereinigten Staaten fanden, sodass «der Jacquardmechanismus [...] in Basel somit wie gerufen»<sup>53</sup> kam. Es überrascht daher nicht, dass die technische Entwicklung der Bandproduktion, die Suche nach aussereuropäischen Absatzgebieten sowie nach neuen Liefermärkten für Rohseide in den 1820er-Jahren konvergierten. Auch in anderen europäischen Ländern, insbesondere in Frankreich, stieg mit der mechanisierten

Produktion die Nachfrage nach Rohseide. Und dass sich die Blicke unter anderem nach dem Osmanischen Reich richteten, ist darauf zurückzuführen, dass in Bursa seit dem 16. Jahrhundert Rohseide für die heimische Seidenstoffweberei hergestellt wurde.<sup>54</sup> Allerdings veränderte das Engagement der europäischen Seidenindustrie, insbesondere das investierte Kapital in die Entstehung einer mechanisierten Rohseidenherstellung, den osmanischen Seidenmarkt grundlegend.<sup>55</sup>

### **Seidene Beziehungen mit Bursa**

«La ville de Brousse située à 25 lieues de Constantinople, dans une des plus fertiles endroits de l'Asie Mineure, au pied du mont Olympe et a six lieues de la mer de Marmara, s'occupe, ainsi que plus de vingt villages de ses environs, principalement de l'éducation des vers à soie.»<sup>56</sup> Dieses Zitat von Emanuel Falkeisen stammt aus einem Zirkular aus dem Jahr 1836, das in der Geschäftskorrespondenz des Basler Fabrikanten Johann Siegmund Alioth überliefert ist. Falkeisen war ebenfalls ein Basler mit Handelsniederlassung in Bursa und Konstantinopel. Im Zirkular gibt Falkeisen wesentliche Informationen über den osmanischen Seidenmarktpreis, so etwa, dass die jährliche Rohseidenernte in Bursa zwischen 4000 und 6000 Ballen betrug. Im Allgemeinen, so Falkeisen, sei die Ware von hervorragender Qualität; allerdings würden die Agenten der einheimischen Handelshäuser die produzierte Rohseide nicht kategorisieren. Erst die Italiener hätten seit einigen Jahren damit begonnen, eine Auswahl nach Qualität und Sorte zu treffen und die Dörfer, in denen Rohseide produziert wurde, in Klassen einzuteilen. Des Weiteren erfährt man aus Falkeisens Schreiben, dass sich der Handel mit Seide von Smyrna nach Konstantinopel verschoben hatte und Letztere seit den 1830er-Jahren zur Drehscheibe «aux relations d'affaires de l'étranger avec Brousse»<sup>57</sup> geworden war. Der Transport auf dem Seeweg «depuis le depart du navire de Constantinople jusqu'à la fin de sa quarantaine dans les ports de Trieste, Genes, Livourne et Marseille» dauerte gemäss Falkeisen «plus ou moins» drei Monate.<sup>58</sup> Die Angaben Falkeisens beziehen sich auf Segelschiffahrten. Die Fahrtdauer von Triest oder Marseille nach Konstantinopel betrug drei bis vier Wochen, je nach Windverhältnissen auch mehr.<sup>59</sup> Hinzu kamen Quarantänemassnahmen von dreissig bis vierzig Tagen, um Epidemien vorzubeugen.<sup>60</sup> 1837, also ein Jahr nach Falkeisens Schreiben, wurde erstmals eine Verbindung mit einem Dampfschiff zwischen Triest und Konstantinopel eingerichtet, wobei sich die Fahrtdauer auf zwei Wochen verkürzte. Allerdings transportierten die ersten Dampfschiffe «Münzgeld, Post und Passagiere», jedoch nicht Waren.<sup>61</sup>

Nicht nur für den internationalen Handel, sondern auch für das Postwesen kam Konstantinopel eine zentrale Rolle zu. Unverzichtbar war die osmanische Hauptstadt zudem für die internationale Zahlungsabwicklung, derweil Falkeisen Bursa als einen Ort beschreibt, «qui ne se prête ni à remboursements, ni à aucune facilité de se faire des fonds pour les achats des soies ou autres marchandises»<sup>62</sup>. Die Zahlungsabwicklung erfolgte mittels Vertreter, in der Regel ebenfalls Schweizer. Falkeisen nennt Charles Morell et Comp., «maison suisse fort respectable sous tous les rapports», als seinen Vertreter, der sich um die Versicherungsgeschäfte für Waren und Geld kümmerte. Im Gegenzug mussten die Basler Geschäftspartner ihre Bankiers in London, Paris, Wien, Marseille oder Triest angeben, «places avec lesquelles Constantinople a constamment change ouvert».<sup>63</sup>

Ein weiteres Indiz für die laufende Integration des osmanischen Seidenmarktes in den Welthandel ist der Preis. So teilt Falkeisen mit, dass er die Preise für die Rohseide aus Bursa nicht im Voraus kommunizieren könne, weil der lokale Seidenpreis vom internationalen Seidenmarkt, «particulièrement des marches d'Angleterre», abhängig sei.<sup>64</sup> Dieser Hinweis ist insofern bedeutend, als nebst Frankreich Grossbritannien die Öffnung des osmanischen Marktes für den internationalen Handel forcierte und ebenfalls auf der Suche nach neuen und sicheren Quellen für Rohseide war.<sup>65</sup> 1838 respektive 1839 schloss das Osmanische Reich mit beiden Ländern Handelsverträge ab, welche die staatlichen Monopole und weitere protektionistische Hindernisse für europäische Kaufleute beseitigten.<sup>66</sup>

Dank ihres ausgeprägten Korrespondenznetzes waren die Basler Seidenbandfabrikanten auch über die allgemeinen Entwicklungen im Osmanischen Reich gut informiert. So schrieb Alex Autran, den Jacques Glavany als «notre voyageur»<sup>67</sup> bezeichnete, in einem Brief an Forcart-Weiss aus dem Jahr 1827, dass sich das Osmanische Reich «à grand pas vers un état de civilisation et de stabilité» bewege, vor allem dank der «nouvelle organisation militaire»<sup>68</sup>. Gemeint war die Auflösung des Janitscharen-Korps im Jahr 1826, was nicht nur militär-, sondern ebenso wirtschaftspolitische Konsequenzen hatte. Schliesslich fungierte der Janitscharen-Korps als bedeutendste Schutzmacht des lokalen Handwerks, viele Janitscharen waren selbst als Handwerker in Gilden organisiert. Mit der Abschaffung des Korps wurde eines der mächtigsten Verbände und Verfechter des Protektionismus eliminiert. In dieser Phase des beginnenden *free-trade liberalism* erlebte die osmanische Textilindustrie eine grundlegende Transformation: «Between 1826 and 1870, the destruction of Ottoman industries was at its greatest, particularly in textile manufacturing.»<sup>69</sup> Davon war insbesondere

**Die Seidenbandhändler waren über das Osmanische Reich gut informiert**

die einheimische Seidenstoffproduktion betroffen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund steigender Preise für Naturfarbstoffe und Rohseide sowie dank der stark sinkenden inländischen Nachfrage um bis zu achtzig Prozent zurückging.<sup>70</sup> Gleichzeitig blühten jedoch neue Industriezweige, zu denen insbesondere die industrialisierte Rohseidenproduktion zählte. Diese wandelte sich bereits in den 1830er- und 1840er-Jahren rasch zu einem expandierenden Exportmarkt, wobei «die meisten Unternehmer in der Seidenindustrie in Bursa Europäer oder osmanische Minderheiten»<sup>71</sup> waren.

Auch Schweizer beziehungsweise Basler beteiligten sich an diesem Transformationsprozess. Zu ihnen zählte der bereits erwähnte Emanuel Falkeisen, der 1844 gemeinsam mit dem lokalen armenischen Kaufmann Ohannes Tasciyan die erste dampfbetriebene Seidenhaspeli in Bursa errichtete.<sup>72</sup> Falkeisen war seit den 1830er-Jahren als Händler im Osmanischen Reich tätig und verfügte alsbald über ein Netzwerk, das bis in die oberste Führungsetage reichte: «Par suite du Firman obtenu de la Sublime Porte, nous jouissons aussi, tant auprès du Pacha de cette ville, que du Directeur Général du Commerce des Soyes, de la plus entière protection.»<sup>73</sup> Den Briefen Falkeisens ist im Weiteren zu entnehmen, dass er sich nicht allein um die Beschaffung von Rohwaren für die Schweizer Industrie kümmerte, sondern ebenso mit Kaufleuten aus anderen europäischen Ländern Handelsgeschäfte trieb und sich als Transithändler im internationalen Zwischenhandel betätigte.<sup>74</sup>

Dass Kaufleute aus der Schweiz im Osmanischen Reich Handel trieben, war nichts Neues. Das Besondere war, dass sich die Handelsbeziehungen von Schweizer Kaufleuten mit Handelsunternehmen im Osmanischen Reich nicht auf zwischenstaatliche Handelsabkommen abstützten. Stattdessen engagierten sich schweizerische Unternehmer auf verschiedenste Weise: beim Postwesen, bei Handelsverträgen mit europäischen Staaten oder in der Diplomatie in Welthandelsstädten wie Konstantinopel oder Shanghai. Nach der Bundesstaatsgründung scheiterten alle Initiativen, in Konstantinopel ein Handelskonsulat einzurichten. Mächtige Wirtschaftskreise, insbesondere das St. Galler Direktorium, wehrten sich dagegen.<sup>75</sup> Eine weitere, entscheidende Rolle spielte die Praxis der Schutzgenossenschaft, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem Frankreich ausübte: Dabei erlangten französische Unterhändler von der Pforte die Zusicherung, dass schweizerische Waren gleich behandelt würden wie französische.<sup>76</sup> Ein handelspolitisches Abkommen zwischen der Schweiz und dem Osmanischen Reich beziehungsweise dem Nachfolgestaat, der Türkischen Republik, kam erst 1927 zustande.<sup>77</sup>

## Verbriefte Handelsbeziehungen

Nebst rechtlichen Rahmenbedingungen war für das Funktionieren der internationalen Handelsbeziehungen die permanente Geschäftskorrespondenz essenziell. Aus dem regen Briefwechsel zwischen Basler Fabrikanten mit Handelsunternehmen im Osmanischen Reich kristallisiert sich ein Netzwerk heraus, das für die Zeit bezeichnend war. Wer es sich leisten konnte, unterhielt eigene Vertreter und sogenannte Reisende, um an lokale Marktinformationen zu gelangen. Dabei beruhte das internationale Geschäftsnetz vor allem «auf der Solidarität gemeinsamer Herkunft, die eher lokal als familial verstanden wurde»<sup>78</sup>. Mit anderen Worten spielten soziale Kontexte auch in Zeiten des globalen Freihandels eine entscheidende Rolle bei der Wahl von Partnerschaften. Dies gilt auch für das Beziehungsnetz von Forcart-Weiss. So sind unter den Handelshäusern im Osmanischen Reich, mit denen das Basler Unternehmen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts korrespondierte, ausschliesslich Levantiner und Schweizer zu finden, während muslimische Händler fehlen. Dank der regelmässigen Korrespondenz waren Basler Seidenbandfabrikanten über Entwicklungen und Veränderungen sowohl im lokalen als auch im internationalen Marktgeschehen informiert.

Wie sehr sich der Seidenhandel im 19. Jahrhundert zu einem globalen Warenmarkt entwickelte, wird unter anderem aus der Geschäftsbeziehung von Forcart-Weiss mit Heinrich Flubacher, ebenfalls ein Basler,<sup>79</sup> deutlich. Flubacher war für Forcart-Weiss ab 1835 und bis zur Fusion mit Burckhardt-Wild im Jahr 1845 der mit Abstand wichtigste Partner für den Rohseidenkauf im Osmanischen Reich. Er unterhielt ab den 1830er-Jahren sowohl in Konstantinopel als auch in Bursa Handelsniederlassungen, um «sich hauptsächlich mit dem Ankauf inländischer Producte [sowie] dem Verkaufe für Freundes Rechnung von ausländischen Waaren [zu] befassen»<sup>80</sup>. Neben dem Rohseidengeschäft auf Kommissionsbasis spielte Flubacher für Forcart-Weiss auch im Hinblick auf die Informationsbeschaffung aus internationalen Märkten eine wichtige Rolle. So hielt er sich Ende der 1830er-Jahre mehrfach in London auf, um seine Basler Geschäftspartner über den Zustand des hiesigen Seidenmarktes zu informieren. Gegenstand seines Interesses waren vor allem die Magazine. Er berichtete, dass die Seidenfabriken sehr aktiv waren, sie im Juni 1503 Ballen für ihren Bedarf aus den hiesigen Magazinen gezogen hatten und der Vorrat für weitere vier Monate reichte. 1839 fielen Flubacher die leeren Magazine auf, die nur bis zur Hälfte, manchmal gar nur bis zu zwanzig Prozent ihrer Kapazität ausgelastet waren, während sie bei seinem ersten Besuch zwei Jahre zuvor voll gewesen waren. Daher schloss Flubacher, dass die Seidenpreise



**58 «Ankunft und Einzug in Bursa im November 1843», aquarellierte Bleistiftzeichnung von Johann Jakob Falkeisen.** — Johann Jakob Falkeisen, der künstlerisch begabte Bruder Emanuel Falkeisens, malte, wie sie beide in Begleitung ihrer Familie

sowie der diplomatischen und kaufmännischen Entourage 1843 in der osmanischen Seidenstadt Bursa ankommen. Oben links ist das russische Konsulatsgebäude abgebildet, oben rechts das Haus der Gebrüder Falkeisen.

um 20 bis 25 Prozent steigen würden und empfahl Forcart-Weiss, in London chinesische oder bengalische Rohseide einzukaufen und mit dem Weiterverkauf zuzuwarten. Er ermutigte damit seinen Basler Geschäftspartner zu einem Spekulationshandel und begründete den Vorschlag mit den sehr vorteilhaften Wechselkursen. Da er in London nicht etabliert war, schlug Flubacher zudem vor, sich für die Geschäftsabwicklung «an Häuser von anerkannter Solidität» zu wenden.<sup>81</sup> Gemeint war die Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit eines Handelshauses. Für einen guten Ruf im Handel war die Zufriedenheit der Geschäftspartner entscheidend. Eine zuverlässige Zahlungsmoral trug ebenso dazu bei wie die rechtzeitige Lieferung hochwertiger Waren.<sup>82</sup> Nebst dem gesellschaftlichen Ansehen waren finanzielle Lage und Wohlstand wichtige Kriterien für die Einschätzung der Solidität eines Handelshauses.<sup>83</sup>

Der Brief Flubachers aus London ist insofern bezeichnend, als die Stadt Mitte des Jahrhunderts den Weltmarkt für Rohstoffe beherrschte, so auch jenen für Rohseide.<sup>84</sup> Flubachers Empfehlung, asiatische Seide zu Spekulationszwecken zu kaufen, zeigt zudem an, wie gut die Basler Seidenbandfabrikanten über den internationalen Seidenmarkt informiert waren. Denn der Preis der asiatischen Seide lag trotz des englischen Zwischenhandels um etwa 30 Prozent unter dem Niveau in Europa. Den Höhepunkt seiner Marktdominanz sollte London 1862 erreichen, als der asiatische Anteil an Rohseide rund 97 Prozent betrug.<sup>85</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überholte China, bedingt durch die bereits erwähnte Raupenkrankheit, Italien als weltweit führender Rohseidenexporteur.<sup>86</sup>

### **Der Preis des Welthandels**

Als Forcart-Weiss im Jahr 1845 mit Burckhardt-Wild, einem weiteren Basler Unternehmen, das Handelskontakte zum Osmanischen Reich pflegte, fusionierte, arbeiteten in der ländlichen Heimindustrie rund zehntausend Personen für die Basler Bandproduktion. Basel war weiterhin die wohlhabendste Stadt der Deutschschweiz, und die Stadtmauern standen – noch. Hinter ihnen verbarg sich derweil eine Stadt, die sich nach der bereits zwölf Jahre zurückliegenden Kantonstrennung den Ruf als «Inbegriff des politischen Konservatismus»<sup>87</sup> eingetragen hatte. Gleichwohl hatte sich seit der Gründung von Forcart-Weiss & Söhne sowohl in Basel als auch auf der internationalen Bühne einiges geändert. Mechanisch betriebene Bandfabriken waren entstanden, die in Basel rund 1500 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigten.<sup>88</sup> Und seit vier Jahren fuhren wöchentlich Dampfboote zwischen Konstantinopel und Gemlik (Vorort von Bursa), um die Waren innerhalb von fünf Stunden in die osmanische Hauptstadt zu transportieren.<sup>89</sup> Dampfbetriebene Webstühle sollten auch in Basel die Bandfabrikation in den kommenden Jahren beherrschen. Die erste mit Wasserkraft betriebene Schappespinnerei hatte Johann Siegmund Alioth, der bei Forcart-Weiss seine Lehrjahre absolviert hatte, im Jahr 1824 an der Hammerstrasse gegründet, jedoch 1830 nach wenigen Jahren die Produktion nach Arlesheim verlegt. Schappeseide wird aus Seidenabfällen, die nicht zu einem langen Faden abgehaspelt werden können, hergestellt; ein aufwendiger Prozess, der viele Arbeitsschritte erfordert.<sup>90</sup> Den Rohstoff bezog Alioth unter anderem aus Bursa.<sup>91</sup> Aus der Firma ging nach mehreren Fusionen 1881 die Industriegesellschaft für Schappe hervor, die zu den vier führenden europäischen Schappeindustrien zählen sollte.<sup>92</sup> Der Gründung der Industriegesellschaft für Schappe ging von 1850 bis 1873 eine Hochkonjunktur in der Basler Seidenband-



**59 Arbeiterinnen in einer Seidenspinnerei in Bursa. Foto: Sébah & Joallier, um 1887. —**

Die Innenansicht der Textilfabrik zeigt die Grossproduktion von Seide dank Mechanisierung. Bereits in den 1840er-Jahren wurden dazu moderne Dampfmaschinen in einer der

Seidenspinnereien Bursas installiert. Die osmanische Seidenindustrie nahm an der Londoner Weltausstellung von 1851 teil. Ähnlich wie bei der Basler Textilindustrie waren es zu grossen Teilen Frauen, die an den Maschinen arbeiteten.

industrie voraus, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die ganze städtische Industrie massgeblich prägte.<sup>93</sup> Gemäss der Fabrikzählung von 1870 existierten in Basel 28 Seidenbandfabriken, die mit Wasser- oder Dampfkraft betrieben wurden und in denen insgesamt über fünftausend Personen arbeiteten, wobei der Frauenanteil bei 92 Prozent lag.<sup>94</sup> Basel war zu jener Zeit längst in den rasant wachsenden Welthandel integriert, dessen Volumen sich zwischen 1850 und 1913 mehr als verzehnfachte.<sup>95</sup> Die damit einhergehende weltweite Einbindung von lokalen und regionalen Märkten liess sich daran erkennen, dass sich im Lauf des Jahrhunderts die Preisniveaus global angleichen, sowohl aufgrund der fallenden Transportkosten als auch dank dem Abbau von Zollschranken.<sup>96</sup> Angenähert hatte sich auch die Stadt am Rheinknie jenem wirtschaftsliberalen Idealbild, das Bernoulli in der bereits erwähnten Streitschrift 1822 gezeichnet hatte, nämlich durch «höhere Industrie, fabrikmässige(n) Betriebe und Maschinen»<sup>97</sup> international konkurrenzfähig zu werden. Zu dieser Entwicklung hatten die Handelsbeziehungen zum Osmanischen Reich, die sich bis Ende des 19. Jahrhunderts hielten, nicht unwesentlich beigetragen.

## Basler wirtschaftliche Aktivitäten in Südbaden und im Südsass

Walter Hochreiter

Basler Kapitalbesitzer beschränkten ihre wirtschaftlichen Aktivitäten nicht auf das Gebiet des Kantons oder der Eidgenossenschaft, sondern gingen auch über die Grenze in das benachbarte Elsass und nach Südbaden. Ihre Handlungsfelder waren dort die Anstellung von Heimarbeitern wie in der Seidenbandweberei, die Finanzierung von Unternehmen bis zur Gründung und Leitung eigener Firmen.

Jakob Merian und Rudolf Burckhardt betrieben schon 1686 in Albrück am badischen Hoahrhein ein Eisenwerk. Andere Basler Unternehmer folgten ihnen in der Eisenproduktion. Basler Kaufleute besaßen in Kandern und in Lörrach früh Papierfabriken. Die ersten Pioniere der Textilherstellung waren elsässische, die jedoch aus der Schweiz heraus agierten: 1756 Christoph Kiefer und Heinrich Link im unteren Wiesental und 1780 Philipp Jacob Frank in Lörrach, beide aus Mülhausen.<sup>98</sup> Andere Manufakturbesitzer hatten ihren Stammsitz in Basel oder anderen Schweizer Kantonen, liessen aber in grossem Stil in badischen Filialen produzieren. Zu Letzteren gehörte der Seidenfabrikant Jakob Thurneysen, der in Basel eine Weberei betrieb und im Kanton Bern Seidengarn herstellen liess. Er beschäftigte im österreichischen Schwarzwald zeitweise bis zu fünftausend Menschen in der Heimweberei. Die ausbrechende Französische Revolution und die napoleonischen Massnahmen des Wirtschaftsboykotts wirkten sich fatal auf sein Unternehmen aus, das auf weniger als die Hälfte seiner Grösse schrumpfte.<sup>99</sup>

Basler Verleger und ihre Kommissionäre, die Fergger, liessen seit den 1750ern im gesamten Wiesental produzieren; Basler Kaufleute investierten und beteiligten sich an der Textilproduktion im Schwarzwald und im Wiesental. Ungefähr fünfzehn Betriebe arbeiteten dort zu dieser Zeit. Eine industrielle Produktion mit zentralen Antriebsquellen und Maschinen griff noch nicht um sich. So bot sich um 1780 im Wiesental, am Hoahrhein, im Schwarzwald und im Markgräfler Land das Bild einer Gewerbeflandschaft von textiler Heimarbeit im Verlagssystem und auch etlichen Manufakturen. Die Gewerbeförderungspolitik des Badener Markgrafen Karl Friedrich und des Lörracher Landvogts Gustav Magnus von Wallbrunn, inspiriert durch den Merkantilismus, hatte die Textilunternehmer der Schweiz und Basels nach Baden gelockt. Während sich im (badischen) unteren



**60 Ansicht von Lörrach, Chromolithografie von Carl Wetzstein, 1873/74.** — Um die Stadtansicht Lörrachs gruppieren sich fünf Medaillons der wichtigsten Gebäude in und um den Ort wie zum Beispiel die Ruine der Burg Rötteln oben links.

Die Ansicht des Industriebetriebs KBC in der Mitte unten ist aber herausgehoben. Ihr Medaillon ist grösser als die anderen vier, was die Bedeutung der Firma für die aufstrebende Industriestadt verdeutlicht.

Wiesental schon einige Fabriken etabliert hatten, dominierte im oberen (österreichischen) Wiesental die Hausindustrie im Verlagssystem [60].

Einige wenige Pioniere wagten auch bereits den Sprung über die Grenze zu einer Gründung statt einer blossen Beteiligung an einem Unternehmen im badi-schen Ausland. Der Berner Indiennefabrikant Friedrich Küpfer, ein politischer Flüchtling, siedelte sich 1753 in Lörrach an, um eine Fabrik aufzubauen, finanziert vom Basler Handelshaus Merian. Die Firma Küpfer scheiterte an den wirtschaftlichen Folgen der Revolution und der napoleonischen Zeit, und die Basler Bankiers Johann Jakob und Christoph Merian in Kooperation mit den Textilfabrikanten Nicolas und Peter Koechlin aus Mülhausen übernahmen das Unternehmen. Sie brachten es mit dem Einsatz von Rouleaux-Druckmaschinen<sup>100</sup> auf den aktuellen

technischen Stand, und aus ihm entwickelte sich das Weltunternehmen KBC, das bis heute existiert. In Zell, Steinen und Schönau errichteten die Koechlin's weitere Webereien und initiierten damit den industriellen Take-off im Wiesental. Basler sowie weiteres Schweizer Kapital und Mülhauser Unternehmergeist hatten zu einer fruchtbaren Symbiose gefunden.

In der Stadt selbst war 1717 die Stoffdruckerei eingeführt worden. Aber erst ab 1755 fand sich hier eine Baumwolldruckerei, und diese ging auf den Anstoss durch Mülhauser Fabrikanten zurück. Ihre Zahl erhöhte sich bis Ende des Jahrhunderts nur mässig auf sieben Indiennesdruckereien, während das einheimische Kaufmannskapital im Badischen in eben diese Textilsparte investierte. Die Basler wie auch andere Schweizer Baumwollfabrikanten verlagerten ihre Produktion sozusagen komplett in das Wiesental und den Schwarzwald, während man in der Stadt selbst auf die protoindustrielle Seidenbandherstellung setzte. Mit Koechlin, Schmaltzer & Cie. hatte auch in Mülhausen 1746 die industrielle und nicht mehr protoindustrielle Fabrikation von Indiennes eingesetzt. Das Kapital dafür stammte vorerst noch von einem reich gewordenen Mülhauser Bürgertum und nicht aus Basler Quellen. Basel mit seiner Heimindustrie von Seidenbändern wirkte zu dieser Zeit im Vergleich zu den industriell aufblühenden Zentren Mülhausen und Wiesental fast rückständig.

Neun schweizerische Textilunternehmen arbeiteten nach dem Beitritt Badens zum deutschen Zollverein 1836 im badischen Webland, wie es nun genannt wurde. Die Zollgrenze führte zu Gründungen Schweizer Unternehmen in Südbaden. Schweizer und Basler Investitionen verliehen der Industrialisierung des Wiesentals enormen Schub. Die Anzahl der Webstühle verdoppelte sich. Das Wiesental wurde zum textilindustriellen Zentrum des Grossherzogtums Baden, mit einem Gründungsboom schweizerischer und baslerischer Fabriken. In Stetten (heute Teil von Lörrach) entstand die Seidenbandweberei J. Jenny, in Haagen (ebenso Lörrach) die Baumwollspinnerei Sarasin & Häusler aus Basel oder die Spinnerei Bölger (Niederschönthal) in Zell, um nur einige bedeutende zu nennen.

Weitere Gründe für die Basler Investitionen lagen in dem niedrigeren Lohnniveau, einem durch die Heimarbeit bereits qualifizierten Arbeiterstamm und der Wasserkraft des Flusses Wiese als Antriebsquelle. Die Anziehungskraft des wichtigen deutschen Textilmarkts und auch die Nähe zur Schweiz dürften zusätzliche Argumente gewesen sein. Es waren aber nicht nur die eidgenössischen Fabriken, sondern auch grosse Elsässer Textilunternehmen, die sich neu ansiedelten. Die Mülhauser Schlumberger, Grosjean & Cie. wie auch Dollfuss, Mieg & Cie., die legendäre DMC, investierten in Fabriken im Wiesental. Das Wiesentäler Zentrum

Lörrach verzeichnete 1861 fünf Fabriken mit über zwanzig Arbeitern und fast tausend Arbeitsplätzen. Weitere Handwerksbetriebe und Dienstleister ergänzten diesen textilen Cluster. Die Textilhistorikerin Brigitte Heck beurteilt rückblickend die Einbindung südbadischer Betriebe in den Welthandel durch Schweizer Textilunternehmen als herausragenden wirtschaftlichen Erfolg.<sup>101</sup>

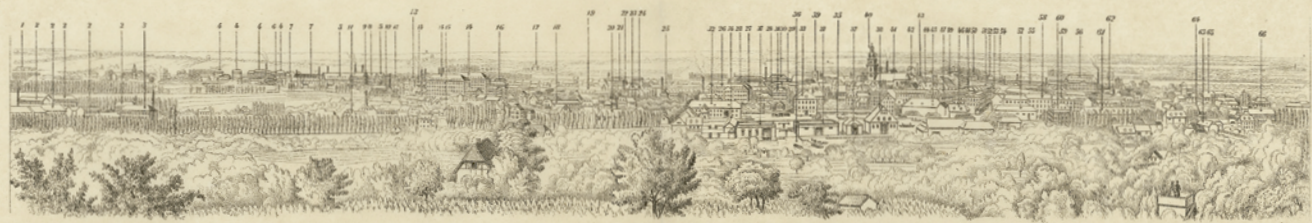
Die Industrialisierung des Dreilands, also des Gebiets zwischen Freiburg, Basel und Mülhausen, hatte ihren Ursprung im elsässischen Mülhausen. Erste Textilmanufakturen blühten dort bereits Mitte des 18. Jahrhunderts auf. 1746 wurde die Indiennemanufaktur Koechlin, Schmaltzer & Cie. gegründet, die den Startimpuls für das Textilzentrum setzte. Die Familie Koechlin, schweizerischen Ursprungs, besass enge familiäre und Informationsverbindungen nach Basel. Weitere Gründungen von Manufakturen folgten mit Jean Michel Hartmann 1752 und Anthes und Feer zwei Jahre darauf. Im Jahr 1770 existierten schon fünfzehn Stoffdruckereien auf dem Stadtterritorium, und eine Zulieferindustrie von Spinnereien und Webereien hatte sich in der Folge ebenfalls etabliert. In diesem Jahr beschäftigte die Mülhauser Indienneindustrie 2250 Arbeiter. Seit dem Beginn mit Koechlin, Schmaltzer & Cie. hatten die Unternehmen in den vierzig folgenden Jahren 12 000 Arbeitsplätze in 23 Fabriken geschaffen. In Basel existierten zu diesem Zeitpunkt im Vergleich nur 6 Indiennemanufakturen.<sup>102</sup>

Mülhausen war eine freie Stadtrepublik und zugewandter Ort der Schweiz, also nicht Teil des französischen Staats. 1759 war in Frankreich das Importverbot für Indiennes aufgehoben worden, was der Mülhauser Textilindustrie gute Absatzchancen verschaffte. Doch 1785 erliess die französische Regierung erneut ein Verbot des Imports von Indiennewaren, um die einheimischen Textilbetriebe zu schützen. Die Mülhauser Stoffwaren mussten sich ihren Weg nach Frankreich nun illegal über den Schmuggel suchen, und Basel bot sich dafür an. Die Probleme der Zollgrenze zum französischen Absatzgebiet hob aber erst der Beitritt von Mülhausen zu Frankreich 1798 auf, der wesentlich dadurch inspiriert war. Ab 1802 griff auch die Mechanisierung in den elsässischen Webereien und Spinnereien: Nicolas Koechlin, André Koechlin, Nicolaus Schlumberger, Bourcart und Dollfus-Mieg – allesamt Familien mit Bezug zu Basel – eröffneten grosse Fabriketablissemments mit Spinnmaschinen und maschinell betriebenen Webstühlen in Mülhausen oder benachbarten Orten in den Vogesentälern. Die elsässische Leitindustrie der Textilherstellung stellte im Jahr 1837 ungefähr 50 000 Arbeitsplätze bereit. Die Phase zwischen 1800 und 1830 kennzeichnet den eigentlichen Beginn der Industrialisierung im Elsass, die Entstehung einer der führenden Textilregionen Europas mit dem Zentrum Mülhausen als dem ‹Manchester Frankreichs› [61].



1. Tour dite Teufelsturm; 2. Tour dite Neusturm; 3. Porte du Miroir; 4. Hôpital (ancien couvent des Clarisses); 5. Poudrière; 6. Arsenal (ancien couvent des Augustins); 7. Poudrière; 8. Ancienne église des Franciscains, servant au culte français protestant  
9. Eglise allemande protestante; 10. Maison de ville; 11. Porte de Bâle; 12. Tir à l'arbalète; 13. Tour dite Weissensturm (Bollwerk); 14. Hospice des incurables dit maison des bonnes gens; 15. Mur d'enceinte de la ville.

VUE DE MULHOUSE EN 1836



Lithographie de Euphrosine père et fils à Mulhouse.

- |  |  |  |  |
|--|--|--|--|
| 1. MM. Hofer frères, fabrique d'indiennes.                                   | 18. MM. Ed. Vanzler, commissionnaire.                          | 35. Bassin du canal de l'hoë au Rhin.                      | 52. MM. Paul Bloch fils, fabrique d'indiennes.                       |
| 2. • André Koechlin & C <sup>e</sup> , fonderie et construction de machines. | 19. Hospice civil.   | 36. Bassin particulier de M. Ferd. Koechlin.               | 53. • Augustin Forster & C <sup>e</sup> , papeterie.                 |
| 3. • Boncourt père et fils, tissage mécanique.                               | 20. • Koechlin & Meyer, commissionnaires.                      | 37. MM. Ferd. Koechlin, magasin.                           | 54. • Engelmann père & fils, lithographe.                            |
| 4. • Dollfus-Mieg & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes.                   | 21. • Hagnonin Fabre, tissage et fabrique d'indiennes          | 38. • Jean Bonser, magasin.                                | 55. • Schlimberger-Koechlin & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes. |
| 5. • Les frères, filature et tissage mécanique.                              | 22. Eglise protestante française.                              | 39. Eglise catholique.                                     | 56. • Les frères, filature.  |
| 6. • Isaac Schlimberger & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes.             | 23. Ecole primaire.  | 40. Eglise protestante allemande.                          | 57. • N. Koechlin, magasin.  |
| 7. • Frères Koechlin, fabrique d'indiennes.                                  | 24. Synagogue.   | 41. • Schlimberger-Schiner & C <sup>e</sup> , filature.    | 58. Société industrielle.  |
| 8. • Bleich-Fries & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes et filature.       | 25. • Lierck & D. Scheurer, filature.                          | 42. • Ferd. Heilmann, fabrique d'indiennes.                | 59. • Koechlin-Favre & Waldner, filature et tissage à Masevan.       |
| 9. • Thierry-Mieg, fabrique d'indiennes.                                     | 26. • Koechlin-Ladites et frères, filature.                    | 43. Maisons de ville.                                      | 60. Tombeau.   |
| 10. • J.-J. Meyer & C <sup>e</sup> , fonderie et construction de machines.   | 27. • Koechlin-Ziegler, graveur sur rouleaux.                  | 44. • D. Grimm, commissionnaire et banquier.               | 61. Entrepôt.  |
| 11. • Hirs & Gubli, filature.  | 28. • Sie. Koechlin & frères, filature.                        | 45. • Bourcart & Puvionville, commissionnaires.            | 62. Tour dite Weissensturm.  |
| 12. • Heilmann-Mantz & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes.                | 29. • D. Schlimberger & C <sup>e</sup> , fabrique d'indiennes. | 46. • Auguste Zindel, magasin.                             | 63. • Pierre Talery-Schlimberger, commissionnaire.                   |
| 13. • Tour dite Teufelsturm.   | 30. • Nicolas Holtz, fabrique d'indiennes.                     | 47. • Thüms & Baret, imprimeurs-libraires.                 | 64. Ancien hospice des incurables dit maison des bonnes gens.        |
| 14. • Ch. Nagely, filature.  | 31. • G. Koller, graveur sur rouleaux.                         | 48. • Worlmann père et fils, commissionnaires.             | 65. • Ziegler & C <sup>e</sup> , tissage à Friedewiler.              |
| 15. • Borel frères & Borel, fonderie de cuivre et fabrique de limes.         | 32. • Frauger père & fils, commissionnaires-expéditeurs.       | 49. • Lederich frères, scierie et assemblée.               | 66. • Alex. Franch, tissage d'étoffes demassées.                     |
| 16. • Gollige.   | 33. • Dagnonnet, Contral & C <sup>e</sup> , commissionnaires.  | 50. • Kistner père & fils, fabrique de produits chimiques. |  |
| 17. • D. Heffely, blanchisserie.   | 34. • Thibault fils, commissionnaire.                          | 51. • Hagnonin & Descomens, graveur sur rouleaux.          |  |

61 «*Vue de Mulhouse en 1756 – Vue de Mulhouse en 1836*», anonyme Lithografie, undatiert. — Die doppelte Ansicht der Stadt Mülhausen, französisch Mulhouse, vergleicht das Panorama der 1798 von Frankreich annektierten Stadt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit demjenigen achtzig Jahre später. Die Stadtmauer ist gefallen, die Stadt wächst mit ihren Fabriken ins

Umland hinaus. 1756 bezeichnen 15 Nummern die jahrhundertalten, wichtigsten Bauten der Stadt wie Mauertürme, das Rathaus oder die Kirchen. 1836 werden 51 der insgesamt 66 Nummern benötigt, um die seither entstandene industriell-gewerbliche Struktur der Stadt aufzuzeigen: Textilfabriken, chemische Betriebe, Geschäftshäuser.

Die Finanzierung dieser Unternehmen erfolgte ursprünglich nicht durch Basler Kapital, sondern durch Darlehen von der Stadt Mülhausen, weil die Zinssätze Basler Kreditanbieter mit fünf bis sechs Prozent zu dieser Zeit sehr hoch lagen. Auch griff man auf einheimische Kapitalgeber wie Samuel Koechlin und J.J. Feer, einen Kaufmann, zurück.<sup>103</sup> Die ersten Basler Finanzierungen datieren von 1795, als sich die Frères Merian mit 30 000 Livres an Peter Risler & Cie. und Christoph Burckhardt

mit 70 000 Livres an Engel & Cie. beteiligten. In der Phase der Revolution und der napoleonischen Zeit, geprägt durch Terror, Kriege und Wirtschaftskrisen, litten auch die Mülhauser Unternehmen und konnten nur durch finanzielle Unterstützung Basler Financiers und Handelshäuser aufrechterhalten werden. Es fanden sich verschiedene Beteiligungsformen, mit denen Basler Kapital die Unternehmen unterstützte: die Ausgabe von Anleihen, die Gewährung von Krediten, die Beteiligung an einer Kommanditgesellschaft und die Gründung von Filialen.

Unter den Kommanditären finden sich Basler Namen wie La Roche, Gemuseus, Merian, Preiswerk, Bourcart (Burckhardt) und Wenk.<sup>104</sup> Schlumbergers Baumwollweberei gewann Felix Sarasin & Heusler als Kommanditär und Kapitalgeber. Vor allem die Frères Merian, die Brüder Johann Jakob und Christoph Merian, verlegten den Schwerpunkt ihrer Geschäftstätigkeit ab 1810 vom Spekulationshandel auf Bankgeschäfte. Zuvor waren sie vor allem im Handel mit Rohbaumwolle, Seide und Baumwolle tätig gewesen und sie kooperierten eng mit der Handelsgesellschaft Christoph Burckhardt & Cie. sowie Bourcart Fils & Cie.<sup>105</sup> Während Christoph Merian wirtschaftlichen Erfolg mit Anlagen in die elsässische Baumwollindustrie verbuchte, hielt Christoph Burckhardt am Handelsgeschäft fest und blieb sehr skeptisch gegenüber umfangreicheren und langfristigen industriellen Investitionen.

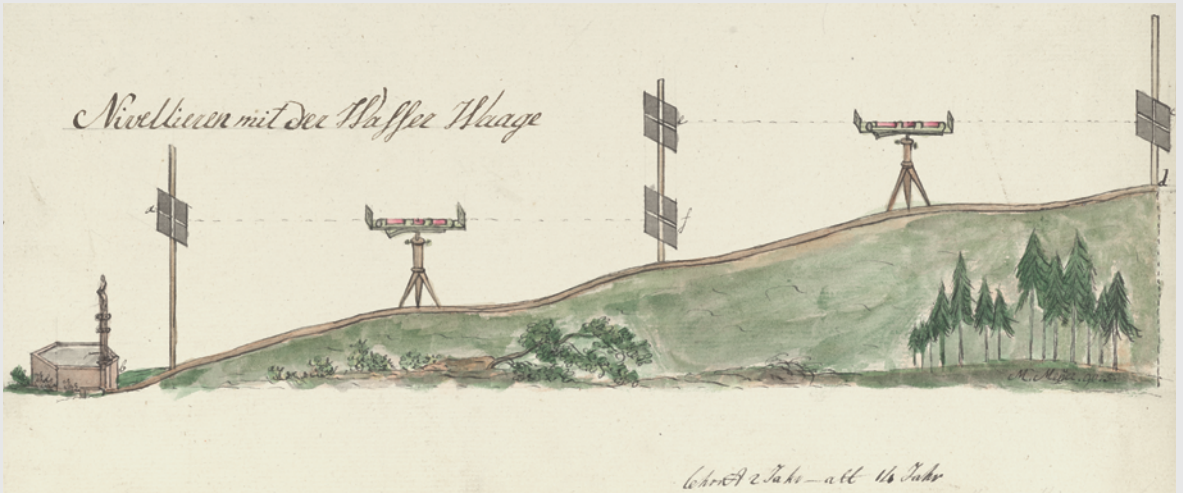
Johann Jakob und Christoph Merian waren als Kommanditäre bei der Dollfus, Mieg & Cie. DMC engagiert. In den 1840er-Jahren konzentrierte sich Nachfolger Christoph Merian-Burckhardt auf dieses führende Unternehmen. Auch Nicolas Koechlin Frères hatte 1812 bei Frères Merian eine Anleihe von 1,2 Millionen Franken getätigt. Zwischen 1807 und 1811 flossen mehrere Millionen Franken für die Modernisierung der Mülhauser Textilindustrie als Kommanditen (stille Teilhabe) oder mittelfristige Darlehen von Basler Handels- und Bankhäusern an die Mülhauser Unternehmen; es waren laut Bolliger im Zeitraum 1811 bis 1839 mindestens 39 Darlehen.<sup>106</sup> Auch profitierten die Mülhausener Textilfabriken davon, dass in der Zeit der Kontinentalsperre aus Basel der unentbehrliche Rohstoff des englischen Garns nach Mülhausen geschmuggelt wurde. Erst nach 1830 waren die Betriebe wieder in der Lage, sich durch Eigenkapital oder das anderer Elsässer Unternehmen zu finanzieren.<sup>107</sup> Hans Bauers Aussage, dass die «Industrialisierung im Oberelsass weitgehend [...] ein Gemeinschaftswerk von Mülhauser Initiative und Basler Finanzkraft» gewesen sei, ist deshalb weitgehend zuzustimmen.<sup>108</sup>

Die in Basel dominierende heimindustrielle Bändelmacherei spielte in Mülhausen und im Südsass eine deutlich geringere Rolle. Hier herrschte eindeutig das Bedrucken der Baumwollstoffe im industriellen Massstab und daraus folgend

# Der Stellenwert von Bildung und Berufsbildung

Die handwerkliche und gewerbliche Ausbildung zur Vorbereitung junger Menschen auf das Erwerbsleben war bis weit ins 19. Jahrhundert auf die Zünfte beschränkt. Für Handwerker und Fabrikarbeiter gab es die von der GGG 1796 gegründete Zeichnungsschule, die auf der ehemaligen obrigkeitlichen Zeichnungsschule aufbaute, sowie die seit 1823 von Rektor Rudolf Hanhart geleitete Sonntagsschule, die ebenfalls Kurse in Zeichnen und Modellieren respektive in Allgemeinbildung wie Lesen, Schreiben, Rechnen und weitere Fächer anbot.<sup>109</sup> Diese freiwilligen Zeichnungs- und Modellierschulen und Sonntagsschulen waren die ersten Schulanstalten, wo sich Interessierte weiterbilden konnten. 1828 wurde die Zeichnungsschule im Markgräflerhof mit der Sonntagsschule im Klingental verbunden, woraus allmählich die Allgemeine Gewerbeschule, als eine der ältesten beruflichen Schulanstalten, hervorging. Die erste Schulkommission zählte drei Mitglieder der Künstlergesellschaft und sechs Mitglieder der Gemeinnützigen Gesellschaft. Die Schule wurde vor allem mit Schulgeldern finanziert. Unbemittelte Schüler mussten nichts zahlen. Der Staat stellte die nötigen Räume zur Verfügung, die Gemeinnützige Gesellschaft sowie die Zünfte und die Leonhard Paravicinische Stiftung unterstützten das Bildungsprojekt mit Beiträgen. 1843 erreichte die Schule einen ersten Höchstbestand mit 248 Schülern; davon eine nicht unbedeutende Anzahl von Waisenkindern. Im Schulprogramm 1866/67<sup>110</sup> wurde die Schule der Gemeinnützigen Gesellschaft erstmals als Gewerbeschule Basel erwähnt. Sie bestand aus drei Jahresklassen und einer

Halbjahresklasse, die wesentlich der Vorbereitung auf polytechnische Schulen diente. Die gymnasiale Allgemeinbildung prägte die Schule. Der Fächerkatalog war breit angelegt und der Lehrstoff detailliert umschrieben. In den hundert Jahren, seit Isaak Iselin seine Vorstellung von der bürgerlichen Gesellschaft als Verbindung von Wissenschaften und Künsten formuliert hatte, entwickelte sich das Bildungswesen zu einem Kernstück der frühen Industriegesellschaft. Eine Forderung von Isaak Iselin konnte in der Stadt Basel jedoch bis 1860 nicht erfüllt werden, nämlich die Verbesserung der Schulbildung und insbesondere der Zugang zu Bildung unabhängig von Geschlecht und sozialer Herkunft. Nach wie vor beeinflusste die Klassenzugehörigkeit der Eltern weitgehend den beruflichen Lebensweg ihrer Kinder, doch die Grenzen wurden fließender. Was den Zugang zur höheren Bildung an der Universität Basel für junge Frauen betraf, so konnte sich hier die erste Studentin erst 1889 ordentlich einschreiben und 1890 ihr Studium beginnen. Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt Basel allerdings nicht nur mit fehlenden Bildungsmöglichkeiten zu kämpfen. Auch die Industrialisierung, das Bevölkerungswachstum und die prekären Lebensbedingungen führten zu zahlreichen neuen Herausforderungen. Neue Technologien und Fabrikationszweige, insbesondere in der Farbstoffherstellung für die Seidenbandindustrie, verhalfen zunächst nur wenigen Gruppen zu mehr Wohlstand. Der Grossteil der Bevölkerung litt an den negativen Auswirkungen der industriellen Entwicklung



**62** «Nivellieren mit der Wasser Waage»  
 (Probestück aus der Obrigkeitlichen  
 Zeichnungsschule), kolorierte Zeich-  
 nung, 1787–1790.

wie überfüllte Wohnungen durch Zuwanderung, gesundheitsschädigende Substanzen in den Bächen und Flüssen sowie Seuchen und Krankheiten. Nur langsam wurden Massnahmen zur Verbesserung der städtischen Infrastruktur ausgearbeitet, die auf neuen wissenschaftlichen Methoden beruhten. So konnte etwa der 1856 neu angestellte «öffentliche Chemiker» dank chemischer Analysen schädigende Einflüsse auf Böden, im Wasser und in Lebensmitteln erkennen.<sup>111</sup> Das führte zur Einrichtung einer Lebensmittelkontrolle. Andere Projekte, die auf wissenschaftlichen Untersuchungen beruhten, wie etwa eine Kanalisation, wurden oft durch politische Entscheidungen verzögert. Das Dilemma, dass neue, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierende Techniken früher oder später neue Probleme schaffen und neue Lösungen verlangen, wurde erst allmählich erkannt. **Sabine Braunschweig, Flavio Häner**

die Baumwollspinnerei und -weberei vor. Dennoch siedelten einige Basler Seidenbetriebe nach Mülhausen oder in die angrenzenden Vogesentäler über, oder es beteiligten sich Basler Financiers an diesen Unternehmen. 1804 errichteten De Bary & Bischoff ein Werk in Gebweiler, um die französischen Zölle zu umgehen. 1832 verlagerte sich De Bary wieder zurück nach Basel. Lucas Preiswerk gründete aus denselben Gründen 1806 eine Seidenbandfabrik direkt in Mülhausen, die er 1812 nach Sulz im nördlichen Elsass verlagerte. Später datieren einige Fabriken, die sich der Schappespinnerei widmeten. Im Jahr 1856 entstand in Sulzmatt im «Vallée Noble» die Baumwollspinnerei Simon & Schouller, die schliesslich in die Arlesheimer Schappe-Gesellschaft überging.

Durch den Bedarf der elsässischen Textilfabriken an Textilmaschinen entwickelte sich eine einheimische Maschinenbauindustrie, die sich auf Spinn- und Webmaschinen sowie weiteres Fabrikinventar spezialisierte. So entstanden am Eingang der Vogesentäler bedeutende Firmen des Maschinenbaus: In Cernay Risler & Dixon, in Gebweiler Schlumberger & Cie. und in Thann Leopold Müller. Am bedeutendsten war die Maschinenfabrik von André Koechlin in Mülhausen selbst, die mithilfe von Darlehen Basler Banken, unter anderen der Bank Ehinger, 1826 gegründet wurde. Koechlin spezialisierte sich schon bald auf den noch jungen Lokomotivbau, gründete dafür die SACM (Société alsacienne de constructions mécaniques), an der wiederum ein Basler Bankensyndikat wesentlich beteiligt war. Nicolas Koechlin, der Vetter Andrés, initiierte das Projekt einer Eisenbahnverbindung von Strassburg nach Basel, das wiederum unter Beteiligung von Basler Financiers in der Höhe von 20 Millionen Franken realisiert wurde. Die Schifffahrtsgesellschaft, die das Projekt einer durchgehenden Verbindung von Strassburg nach Basel verfolgte, wurde von Christoph Merian-Hoffmann von Frères Merian als Geldgeber mit unterstützt. Auch das Nouveau Quartier in Mülhausen, ein Wohnquartier der neuen industriellen Elite,<sup>112</sup> unterstützte Merian-Hoffmann mit 1,6 Millionen Franken. Sein Sohn Christoph Merian-Burckhardt konzentrierte seine Mülhauser Beteiligungen über lange Jahre an der Dollfus, Mieg & Cie. DMC. Dies sind nur einige herausragende Beispiele des massgeblichen Einflusses von Basler Kapital auf die weitere industrielle Entwicklung des Elsass. Die enge familiäre Verflechtung zwischen südlichem Elsass und Basel, für die beispielhaft etwa der Name Koechlin steht, schlug sich auch in einer engen wirtschaftlichen Zusammenarbeit nieder. Die Investitionen Basler Händler und Bankiers im Elsass und in Baden gelten als das erste europäische Beispiel einer Beteiligung an ausländischen Industrieunternehmen.<sup>113</sup>

# Missionskolonien an der Goldküste

Yiğit Topkaya

Der Traum von einem bibeltreuen Leben, frei von den «sozialen Krankheiten»<sup>114</sup> des industrialisierten und säkularisierten Europas, endete für die Missionare, die für die Basler Mission in den 1820er- und 1830er-Jahren in Westafrika im Einsatz waren, allzu oft tödlich. Ein Schicksal, das beinahe auch den dänischen Missionar Andreas Riis ereilt hätte. Riis war seit 1832 an der Goldküste, im heutigen Ghana, für die Basler Mission tätig. Diese versuchte ab 1828 eine Missionsstation aufzubauen. Die hohe Mortalität unter den Missionaren, die in der Regel wenige Monate nach Ankunft Krankheiten wie Malaria oder Gelbfieber erlitten, liess aber die Missionierungsversuche wiederholt scheitern.<sup>115</sup> Von den ersten sieben Missionaren, welche die Basler Mission an die Goldküste schickte, war Riis der einzige Überlebende – auch dank der Hilfe eines einheimischen Heilers.

Die Gründung der Evangelischen Missionsanstalt im Jahr 1815 ging auf die Initiative der Deutschen Christentumsgesellschaft zurück, deren Zentrum sich seit dem Jahr 1780 in Basel befand.<sup>116</sup> Bereits in ihren Anfängen hatte die Basler Mission Fehlschläge zu verzeichnen, so etwa im Kaukasus, in Sierra Leone oder in Liberia. Doch weder der wiederholte Misserfolg noch die Gefahren für ihre Zöglinge konnten die Missionsleitung davon abhalten, beharrlich an ihren Missionsbestrebungen festzuhalten: «Wir hätten es für eine Schmach des Namens Christi geachtet, um der Todesgefahren willen gegen den Jammer und Hilferuf der armen Neger [sic] in Afrika unsere Herzen und Ohren zu verschliessen», hielt der erste Inspektor der Basler Mission, Christian Gottlieb Blumhardt, im Missionsmagazin im Jahr 1827 fest. Blumhardts Worte richteten sich gegen europäische Sklavenhändler, die auf «räuberische» Art Menschen in Afrika erbeuteten, ohne dabei «die Gefahren eines Leben verzehrenden Klimas» zu scheuen [63].<sup>117</sup>

## Mission gegen den Sklavenhandel

Die Kritik des Inspektors am Sklavenhandel ist Ausdruck der ideologischen Nähe der Basler Mission und mithin des Pietismus zur Abolitionsbewegung, die sich für die Befreiung der Sklaven und gegen den Sklavenhandel engagierte.<sup>118</sup> Deutlich wird dies vor allem in der Zusammenarbeit mit der Church Missionary Society in London, die «personell und ideologisch eng mit der britischen Abolitionsbewegung

Der Heidenbote erscheint monatlich, unter der Leitung der Kommittee der evangelischen Wissenschaftsgesellschaft in Basel. Preis des Jahrgangs Fr. 1. 20.  
Abonnementspreis bei den schweiz. Postämtern Fr. 1. 70. u. im deutschen Postverein fl. 1.

Nr. 3.

Zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten werden die Abnehmer des Heidenboten gebeten, etwaige Abbestellungen jedesmal im Oktober bei denjenigen Herren anzugeben, von denen sie ihn beziehen.

# Der evangelische Heidenbote.

März.

Inhalt:

Die Wegnahme des Sklavenschiffes. — Das Jubeljahr. (Vortsetzung). — Artikel sei auf dem Weg. — Von der Weisheit in Mesopotamien. — Die Götzenbilder. — Monats-Gesamt. — Verlagsnachrichten. — Empfangsanzeigen vom Monat Januar. 1865. — Briefen.

1865.



## Die Wegnahme des Sklavenschiffes.

Unser Bild bedarf wohl kaum einer Erklärung; je länger man es betrachtet, um so mehr spricht die Scene, die es darstellt in ihrem ergreifenden Gegensatz zum Herzen. Unten der dunkle Sklavenbehälter, von oben das helle goldene Sonnenlicht hereinströmend; drunten die armen Opfer menschlicher Gabsucht und Erbarmungslosigkeit, über ihnen die rettende Hand sich ausstreckend.

— Ein englisches Kriegsschiff hat unsern der Küste von Guinea ein Sklavenschiff erpäßt und nach langer Jagd das flüchtige, geschwinde Fahrzeug erreicht. Schnell sind die wackeren, brittischen Seeleute auf dem Verdeck des unseligen Schiffes; sie eilen, die Luken, d. h. die Öffnungen auf dem Verdeck, aufzubrechen. O, welch ein Anblick ist es, der sich da unten, in dem fisterren, dampfen Keller ihnen darbietet! Was für ein erschütterndes, heißes, etelhafter Verwünschungsgeruch bringt ihnen

**63 «Die Wegnahme des Sklavenschiffes», anonyme Illustration im «Evangelischen Heidenboten» von 1865.** — «Der evangelische Heidenbote» publizierte in seiner Märzausgabe von 1865 einen illustrierten Text darüber, wie ein britisches Kriegsschiff ein Sklavenhandelschiff vor der Küste Guineas aufbringt. Obwohl in den britischen Kolonien die Sklaverei bis 1815 legal war, verbot Grossbritannien den Sklavenhandel

bereits 1807. Die britische Marine bekämpfte diesen als eine Form der Piraterie. Der Menschenhandel von Afrika nach Amerika hielt aber noch während Jahrzehnten an. Die Dramatik des Bilds – es zeigt den Moment der Befreiung – wird durch die christliche Ikonografie von Passion und Erlösung überhöht. Die zwei Sklaven unten rechts spielen auf das Pietä-Motiv an: der Leichnam Christi im Schoß der Maria.

verflochten war»<sup>119</sup>. Für die Church Missionary Society bildete die Basler Mission bis Mitte des Jahrhunderts über hundert Schweizer und deutsche Missionare aus.<sup>120</sup> Mit der abolitionistischen Haltung der Basler Mission ging ein pietistisches Verständnis von legitimem Handel als Mittel der Zivilisationsmission einher, während der Sklavenhandel als ein unmoralischer, lasterhafter Zivilisationsimport nach Afrika<sup>121</sup> abgelehnt und als Hindernis für den Erfolg der Missionsarbeit erachtet wurde: «In Africa, evangelical strategy prescribed legitimate commerce as the means of extirpating the slave trade.»<sup>122</sup> In dieser Betrachtungsweise stellte das Evangelium eine Ware von übernatürlichem Wert dar, mit der sich die Pietisten nicht nur vom Sklaven- und Opiumhandel abgrenzten, sondern zugleich ihre Missionsarbeit legitimierten. Dabei bekannte sich die protestantische Missionsbewegung zu den allgemeinen Menschenrechten, hielt aber weiterhin an der Unterscheidung zwischen Christen und Heiden und am Gegensatz von zivilisiert und wild fest. Gleichheit vor Gott bedeutete also nicht, dass alle Menschen am zivilisatorischen Fortschritt gleichermassen teilhatten. Mitleid, insbesondere mit dem Schicksal der Versklavten, konnte man so mit der Zuversicht auf die Vorsehung und mit dem Anspruch auf den Heilsuniversalismus des Evangeliums vereinbaren.<sup>123</sup>

Den christlichen Glauben einer «unzählbaren Schar von Heiden in den entfernten Welttheilen» zu vermitteln und sie so am «Genuss der seligmachenden Lehre» teilhaben zu lassen, betrachteten die Gründer der Basler Missionsgesellschaft daher als ihre moralische Pflicht.<sup>124</sup> Überzeugt, dass als Ausgangspunkt für eine erfolgreiche Heidenmission «kein schicklicherer Ort [...] als Basel» existierte, wo «Frömmigkeit und Gottesfurcht ihren Werth noch nicht verloren» hätten, warben sie im Jahr 1815 für die Gründung einer neuen Missionsanstalt. Für Basel als Gründungsort einer Missionsanstalt sprach ebenfalls der Umstand, dass hier nebst Personal aus Wirtschaft und Theologie auch ausreichende finanzielle Ressourcen zur Verfügung standen und die politische und wirtschaftliche Elite der Stadt das Projekt unterstützte.<sup>125</sup>

### **Jamaikanische Siedlerfamilien für die Missionierung Afrikas**

Eine erfolgreiche Mission setzte nebst personellen und finanziellen Ressourcen auch den Aufbau einer dauerhaft funktionierenden Missionsstation voraus. Doch von den vier Missionaren, welche die Basler Mission als erste Gruppe im Dezember 1828 an die Goldküste sandte, verstarben drei kurz nach Ankunft, der Vierte Ende 1831. Noch vor Bekanntwerden der Hiobsbotschaft schickte man eine zweite, dreiköpfige Gruppe als Verstärkung auf den Weg, wobei Riis als Einziger das erste Jahr

überlebte.<sup>126</sup> Nebst den krankheitsbedingten Todesgefahren erschwerten zudem die grosse Entfernung sowie die Kommunikationsbedingungen ein rasches und zielführendes Handeln: Eine regelmässige Schiffs- und Postverbindung zwischen der Goldküste und der europäischen Heimat wurde erst in den 1850er-Jahren eingerichtet. Auch danach dauerte es vier Wochen, bis ein Brief aus Aburi in Basel ankam. Zudem mussten ab 1851 erkrankte Missionare zunächst bei der Missionsleitung die Erlaubnis für die Rückreise einholen. Für viele kam die Antwort aus der Heimat zu spät.<sup>127</sup>

Nachdem seine Missionierungsbestrebungen in der Küstenregion in den ersten drei Jahren erfolglos blieben, fasste Riis den Entschluss, es landeinwärts in den Akuapem-Bergen zu versuchen.<sup>128</sup> Freilich war er nicht der erste Europäer, der auf das Plateau von Akuapem stiess. Ende des 18. Jahrhunderts hatte bereits der dänische Arzt und Botaniker Paul Erdmann Isert Kontakte zum Kleinstaat geknüpft. Isert war Gegner der Sklaverei gewesen und hatte sich für die Ansiedlung ehemaliger Sklaven in Afrika eingesetzt. Er hoffte so, das Unrecht der Versklavung wiedergutzumachen. Aufgrund seines plötzlichen Todes hatte er seine Idee nicht realisieren können. Fast fünfzig Jahre später nahm Riis die Idee des Landmannes wieder auf.<sup>129</sup>

Im Landesinneren war das Klima im Unterschied zur Küstenregion milder und die Gefahr, an Malaria oder Gelbfieber zu erkranken, geringer. In Akropong, Hauptort des Kleinstaates Akuapem, gelang es 1835 Riis, mit Einverständnis des lokalen Herrschers Nana Addo Dankwa I. die erste Inlandstation zu gründen. Doch auch hier blieb der Erfolg zunächst aus, sodass Riis, ohne einen einzigen Einheimischen zu bekehren, 1840 von der Missionsleitung nach Basel zurückgerufen wurde.<sup>130</sup> Auf dem Rückweg nahm Riis in London an der von britischen Anti-Sklaverei-Gesellschaften organisierten «Conference on Africa» teil.<sup>131</sup> Diskutiert wurde die Idee, auf den karibischen Inseln ehemalige Sklaven mit ihren Angehörigen, die sich zum Christentum bekehrt hatten, für die Mission in Afrika anzuwerben. Sie sollten der afrikanischen Bevölkerung als vorbildhafte Familien dienen und gleichsam beweisen, dass das Evangelium nicht nur die Religion der Weissen, sondern aller Menschen war. Die Missionsleitung in Basel unterstützte die von Riis aus London mitgebrachte Idee und entschied sich am 17. Februar 1841 für eine Ausdehnung ihrer Mission an der Goldküste.<sup>132</sup> Daraufhin reiste Riis in die Karibik und warb 24 Menschen, überwiegend aus Jamaika, für die Mission in Akropong an. Mit den Siedlern schloss die Basler Missionsgesellschaft einen Vertrag ab, in dem sie sich verpflichtete, in den ersten zwei Jahren für alle Ausgaben

**In Akropong gelang  
die Gründung der  
ersten Inlandstation**



**64** **«Das Predigerseminar in Akropong», anonyme Zeichnung im «Evangelischen Heidenboten» von 1865.** — Missionar Mader berichtete in einem im «Heidenboten» abgedruckten Brief vom 29. September 1864, wie er die vergangenen drei Monate im Priesterseminar von Akropong

erlebt hatte. Mader gebrauchte in der Einleitung seines Schreibens kaufmännische Begriffe und Ausdrücke wie «Zinsen» und «Schulden» oder auch «Zeit ist Geld», um von diesen ausgehend zu seinem Unterricht und seiner seelsorgerischen Arbeit überzuleiten.

aufzukommen sowie Land und Häuser zur Verfügung zu stellen, während die Siedlerfamilien in den ersten beiden Jahren ausschliesslich für die Mission zu arbeiten hatten. Nach fünf Jahren konnten die Siedler entscheiden, ob sie bleiben oder zurückkehren wollten.<sup>133</sup>

Als Riis mit seinen Begleitern aus der Karibik im April 1843 in Akropong eintraf, war die Station zum Teil zerstört, und die meisten Häuser waren unbewohnbar.<sup>134</sup> Dank den handwerklichen Fertigkeiten der Siedler, worauf Riis bei der Auswahl Wert gelegt hatte, gelang es der Gruppe, die Station wieder aufzubauen: Unter ihnen waren nebst je einem Zimmermann, Böttcher, Rumdestillateur sowie zwei Lehrern auch Landarbeiter. Eine Reihe von Familien widmete sich der Landwirtschaft und brachte eine Vielzahl von Samen und Pflanzen wie Mangos, Coco-Yams und Kaffee sowie Werkzeuge und landwirtschaftliche Geräte nach Akropong. So begann mit der Ankunft der karibischen Christen eine der erfolgreichsten Missionen.<sup>135</sup> Sie sollte rund ein Jahrhundert andauern.<sup>136</sup>

Das Vorhaben war eine von mehreren Ansiedlungen, die von protestantischen Missionskirchen und der Anti-Sklaverei-Bewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Leben gerufen wurden.<sup>137</sup> Aus Sicht der abolitionistischen

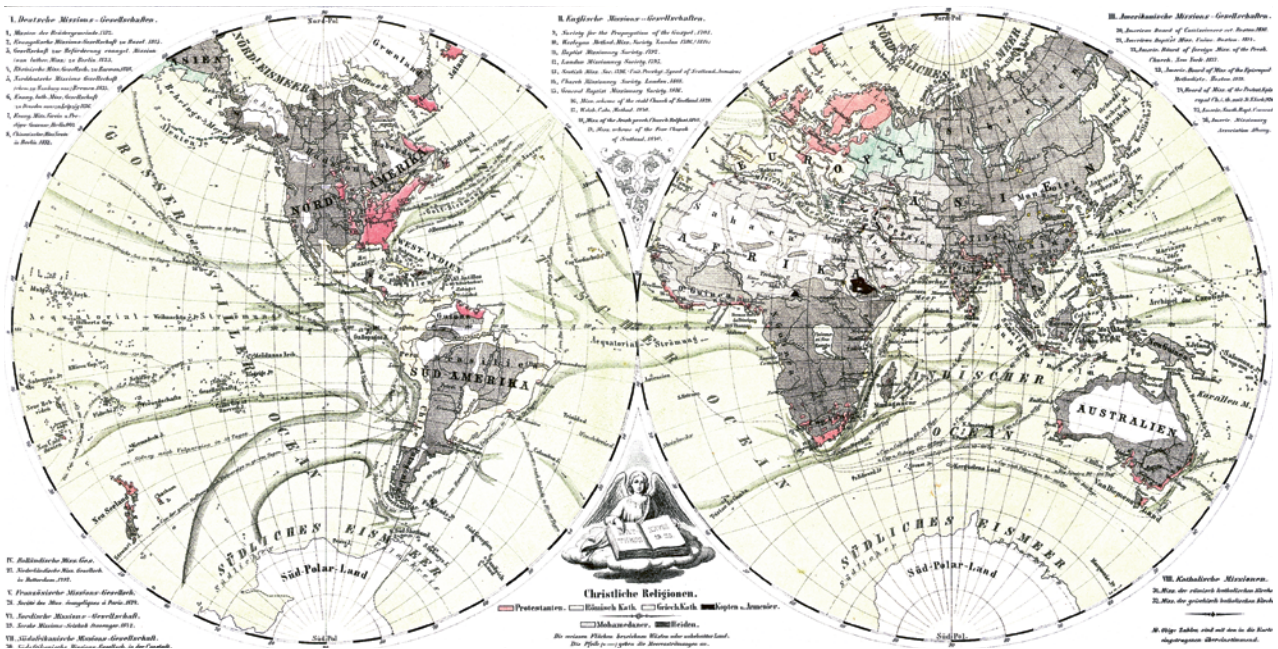
Bewegung fungierte die Sklaverei auf der Karibik «als Norm im breiten Spektrum sozialer Unfreiheit»<sup>138</sup>. Dies spielte wohl für die Entscheidung der Basler Missionsleitung, Jamaikaner für die Erlösung Afrikas anzuwerben, eine nicht unwesentliche Rolle. Für die Zusammenarbeit sprach auch der Umstand, dass in christlichen Gemeinden, die nach der Abschaffung der Sklaverei auf den karibischen Inseln in einer Vielzahl entstanden waren, die Vorstellung einer «Rückkehr nach Afrika» sowie die Idee einer christlichen Missionierung und die damit verbundene Vermittlung westlicher Bildung starke Verbreitung gefunden hatten.<sup>139</sup> Afrika christlich zu bekehren und europäisch zu zivilisieren, war so gesehen eine Utopie, die die jamaikanischen Siedler mit den Basler Missionaren teilten.

Auch der zweite Anlauf, Einheimische in Akropong zu missionieren, verlief zunächst harzig. Daraufhin richteten die Missionare ihre Arbeit auf «Hausknaben» aus, also auf junge Männer aus Familien sowohl freier als auch unfreier Herkunft. Unter den ersten Taufanwärtern befanden sich nicht nur Sklaven und Freie in finanziellen Notlagen, sondern auch Söhne lokaler Herrscher. Da in Akropong die Erbfolge der mütterlichen Linie folgte, hatten sie keinen Anspruch darauf, die Ämter ihrer Väter zu übernehmen.<sup>140</sup> Mit den Siedlern aus der Karibik bildeten sie hingegen die Elite der Missionsgemeinde.<sup>141</sup>

### **Christliche Handelsethik**

«Die Mission ist eine Macht geworden», schrieb Inspektor Joseph Josenhans in den Jubiläumsbeiträgen, die im «Heidenboten», dem zentralen Organ der Basler Mission, 1865 publiziert wurden. Man könne die Mission «nicht mehr so leicht, wie früher, mit Stillschweigen übergehen». Überall greife sie «in die Geschichte der Völker» ein, «sowohl in den aussereuropäischen Ländern als in der europäischen Heimat».<sup>142</sup> Die Macht der Basler Mission spiegelte sich nach Josenhans auch in Zahlen wider: Ein halbes Jahrhundert nach ihrer Gründung verzeichnete sie 137 Missionare, die in insgesamt 27 Missionsstationen in Westafrika, Indien und China tätig waren und bis zum Jahr 1864 insgesamt 4462 Einheimische bekehrt hatten.<sup>143</sup> Bedenkt man, dass Mitte der 1830er-Jahre noch keine einzige dauerhafte Station existierte, zeugten die von Josenhans präsentierten Zahlen von einer expansiven Entwicklung. Diese entsprach dem generellen Trend des «Missionsjahrhunderts», während dem sich pietistische Missionsbewegungen in Asien und Afrika erfolgreich auszubreiten vermochten.<sup>144</sup>

Mächtig geworden war die Basler Mission jedoch nicht allein aufgrund der deutlich gestiegenen Zahl der Missionare, Missionsstationen und Konvertierten.



65 «Weltkarte der Mission» aus dem «Atlas der Evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel, 1857. — Die Karte im «Atlas der Evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel» entwirft ein Bild der weltweiten Religionsverbreitung. Beim Christentum unterscheidet sie zwischen Protestanten (rot), Römisch-Katholischen (gelb), Griechisch-Katholischen, also Orthodoxen (grün) sowie Kopten und Armeniern (schwarz). Dazu kommen «Mohammedaner» (hellgrau) und «Heiden»

(dunkelgrau). Es werden 32 deutsche, holländische, englische, amerikanische (alle protestantisch) und katholische Missionsgesellschaften aufgezählt. Nummern auf der Karte zeigen, in welchen Gegenden und an welchen Orten die Missionstätigkeiten stattfinden. In der Mitte unten findet sich ein Motto aus dem Matthäus-Evangelium 18,20: «Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen».

Auch der Handel spielte eine zentrale Rolle. Dabei richtete sich die pietistische Handelsethik nicht zuletzt gegen den aufklärerisch-säkularen Zeitgeist, der sich gemäss Josenhans gegen jede Religion gewendet hatte und «viel wirksamer und ausgiebiger durch Handel und Eroberungen, mittelst Baumwolle, Opium und Brantwein» missionierte.<sup>145</sup> Diesem unlauteren Handel stellte man in ideologischer Hinsicht den christlichen Handelsbetrieb entgegen, der religiös und unternehmensethisch Verantwortung übernahm. Eine 1864 erlassene Geschäftsordnung sollte dies garantieren. Sie stellte neben die Geschäftsrendite moralisch-religiöse Absichten.<sup>146</sup>

An der Südwestküste Indiens etwa unterhielt man seit den 1840er-Jahren Werkstätten und Webereien, um den bekehrten und kastenlos gewordenen Mit-

gliedern Arbeit und Verdienstmöglichkeiten anbieten zu können.<sup>147</sup> Handel betrieb die Mission alsbald auch an der Goldküste: So eröffnete der in Diensten der Basler Mission stehende Hamburger Kaufmann Hermann Ludwig Rottmann in Christiansborg im Jahr 1854 einen Laden, in dem Zucker, Tee, Kaffee und Reis angeboten wurden. Von Beginn an erwirtschaftete man satte Gewinne, sodass Rottmann vorschlug, auch in riskante Handelsgeschäfte einzusteigen. Das Missionskomitee entschied derweil, das Handelsgeschäft von der Missionstätigkeit in finanzieller Hinsicht klarer zu trennen. Ab 1858 wurde der Laden in Christiansborg über einen speziellen Fonds finanziert, während man die Kontrolle einer eigens dafür gebildeten Handlungskommission übergab. Diese trat im Februar 1859 erstmals zusammen und übernahm nur wenige Monate danach auch die Verantwortung für die Geschäfte in Indien. Im April desselben Jahres entschied die Handlungskommission, eine Aktiengesellschaft zu gründen, um die nötigen finanziellen Mittel für die Geschäfte in Indien und Afrika zu generieren. Die Betriebe seien «zu einer solchen Grösse herangewachsen, dass man neue finanzielle Mittel benötige, die aber nicht den zu Missionszwecken gespendeten Geldern der Basler Mission entnommen werden dürften».<sup>148</sup> Die Aktionäre der neu gegründeten und von der Missionsgesellschaft getrennten Missions-Handlungs-Gesellschaft stammten aus dem Basler Grossbürgertum. Grösste Aktionärin war allerdings die Missionsgesellschaft mit einem Aktienanteil von fünfzehn Prozent. Die Missions-Handlungs-Gesellschaft sollte sich zu einem Welthandelsunternehmen entwickeln, das sich innerhalb der kolonialen und globalen Wirtschaft erfolgreich zu bewegen wusste.<sup>149</sup>

### **Missionskolonien zwischen Utopie und Realität**

Im selben Jahr, in dem die Missions-Handlungs-Gesellschaft gegründet wurde, verabschiedete die Basler Missionsgesellschaft eine für alle Missionsgebiete verbindliche Gemeindeordnung. Das Hauptanliegen bestand darin, die Lebensverhältnisse in den Missionsgemeinden Afrikas und Asiens gleichförmig zu regeln, worunter Ehe, Kinder, Dienstboten und Erwerb fielen.<sup>150</sup> «Durch Vorführung christlicher Vorbilder», so Josenhans, und «unter Aufsicht und Anleitung europäischer Christen» sollten sich die Einheimischen «an die Ausübung aller bürgerlichen Christentugenden» gewöhnen. «Dies ist der Ursprung der Missionskolonien.»<sup>151</sup>

Dass die Vorführung christlichen Lebens- und Handelsideals in Afrika auch dank der Zusammenarbeit mit Christen aus der Karibik erfolgreich realisiert worden war, erwähnte Josenhans in der Jubiläumsschrift nicht. Denn die Basler Mission war bereits Jahre zuvor zum Schluss gelangt, dass das Ansiedlungsprojekt

ein Misserfolg gewesen sei. Zwar sei der Plan, «durch die lebendige Anschauung einer wahrhaft christlichen Negergemeinde [sic]» alle Zweifel der Einheimischen am Evangelium zu beseitigen, «vortrefflich» gewesen. Die in die Siedler gesetzten Erwartungen seien jedoch nicht erfüllt worden: Einige hätten bald Heimweh gehabt, andere sich von «lähmenden und finsternen Einflüssen der sie umgebenden Heidenwelt» verführen lassen und damit «der Mission eher Schande als Ehre» gebracht.<sup>152</sup>

In der Tat war die Zusammenarbeit zwischen Siedlern und Missionaren keineswegs reibungslos verlaufen. Wiederholt hatten sich die Siedler bei der Missionsleitung über Riis' brutales Verhalten ihnen gegenüber beschwert. Sie warfen Riis vor, sie bei der Verteilung der ihnen vertraglich zustehenden Decken, Kleidung, Möbel und Werkzeuge betrogen und öffentliche Körperstrafen vollzogen zu haben.<sup>153</sup> Zwar enthob die Missionsleitung daraufhin Riis von seinem Posten. An ihrem negativen Urteil über das Ansiedlungsprojekt hielt sie gleichwohl fest und zog damit die koloniale Utopie des bibeltreuen Lebens der afrikanischen Realität vor.

## Anmerkungen

- 1 Mottu-Weber 2020. Stolz; Bühler 1979, S. 72–73. Roth 1959, S. 125–132. Alder u. a. 2003, S. 16 ff.
- 2 Staehelin 1957, S. 102.
- 3 Winkler 1994, S. 32 ff. Gossman 2005, S. 47.
- 4 Sarasin 1997, S. 51. Troxler 1973, S. 44.
- 5 Gossman 2005, S. 51.
- 6 Ausführlich zu den Handelsbeziehungen zwischen Basel und dem Osmanischen Reich siehe Topkaya 2023.
- 7 Vogl 2020, S. 57.
- 8 Alder u. a. 2003, S. 18.
- 9 Gossman 2005, S. 42.
- 10 Staehelin 1957, S. 108.
- 11 Sarasin 1997, S. 58. Gossman 2005, S. 65–66.
- 12 Winkler 1994, hier S. 42.
- 13 Franc 2021, S. 49. Gossman 2005, S. 51.
- 14 Gossman 2005, S. 37.
- 15 Gossman 2005, S. 38.
- 16 Für den Neubau des Kunstmuseums 1932 abgebrochen.
- 17 Troxler gibt als Gründungsdatum von Forcart-Weiss & Söhne den 1.1.1800 an, siehe Troxler 1973, S. 27. Gegründet wurde die Firma jedoch bereits 1797, siehe von Steiger 2012, S. 253.
- 18 Degen u. a. 2017.
- 19 Troxler 1973.
- 20 Troxler 1973, hier S. 44.
- 21 Fankhauser 2008. Franc 2021, S. 33–34.
- 22 Franc 2021, S. 40.
- 23 Troxler 1973, S. 62.
- 24 Troxler 1973, S. 60–61.
- 25 Franc 2021, S. 53.
- 26 Stolz 1981, S. 83; vgl. auch Bowring 1837, S. 115.
- 27 Alder u. a. 2003, S. 8.
- 28 Mottu-Weber 2020.
- 29 Von Steiger 2012, S. 195.
- 30 Wild 2012, S. 290.
- 31 Alder u. a. 2003, S. 32.
- 32 Brötzel 2002, S. 113 ff.
- 33 Läser 2017, S. 65.
- 34 Brötzel 2002, S. 115.
- 35 Brötzel 2002, S. 144.
- 36 Brötzel 2002, S. 118.
- 37 Troxler 1973, S. 56.
- 38 Eine kritische Diskussion des historischen Integrationsprozesses des Osmanischen Reiches in den Welthandel bei Wallerstein 1987.
- 39 Smyrnelis 2005, S. 4–5.
- 40 Siehe zum Folgenden SWA, HS 258 U 5 155: Dutilh Père fils & Co., 3.7.1820.
- 41 Die ausgehenden Briefe sind erst ab den 1830er-Jahren überliefert.
- 42 «Man nahm grundsätzlich an, dass das Verbot im eigenen Landesbedarf begründet war. Nun hat man aber erkannt, dass ein Viertel der diesjährigen Ernte für den Eigenbedarf des Landes reicht. Es bleiben also drei Viertel für den Export übrig.»
- 43 SWA, HS 258 U 59 2143: Burnens & Co., 3.10.1825.
- 44 Quataert 1994, S. 891.
- 45 SWA, HS 258 U 61 2240: Hayes La Fontaine & Co., 25.11.1825.
- 46 Zum Begriff des Levantiners allgemein sowie zu Glavany siehe Schmitt 2005.
- 47 SWA, HS 258 U 70 2631: Glavany Jacques Fils & Co., 10.1.1826. Das Handelshaus wurde 1814 in Konstantinopel gegründet, siehe Dodis Diplomatic Documents of Switzerland: Glavany fils & Cie. <https://dodis.ch/R20668>, abgerufen am 31.1.2024.
- 48 SWA, HS 258 A 3.
- 49 Witschi 1987, S. 2.
- 50 Brief zitiert nach: Troxler 1973, S. 51–52.
- 51 SWA, HS 258 U 2223: Glavany Jacques Fils & Co., 10.3.1825.
- 52 Von Steiger 2012, S. 245.
- 53 Stolz 1981, S. 83.
- 54 Cizakaya 1980, S. 142–152.
- 55 Baleva 2017, S. 45–46.
- 56 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836. «Bursa liegt in einem der fruchtbarsten Gegenden Kleinasiens, am Fuße des Olymp, sechs Meilen vom Marmarameer und 25 Meilen von Konstantinopel entfernt. Die Stadt beschäftigt sich, gemeinsam mit mehr als zwanzig Dörfern in der Umgebung, hauptsächlich mit der Aufzucht von Seidenraupen.»
- 57 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836.
- 58 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836.
- 59 Abulafia 2013, S. 704. Carrière 1973, S. 612–613. Masson 1896, S. 488. Ich danke André Salvisberg sowie Laurent Burrus für die Hinweise.
- 60 Panzac 1986, S. 47.
- 61 Abulafia 2013, S. 705.
- 62 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836.
- 63 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836.
- 64 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 8.6.1836.
- 65 Rothstein 2003, S. 793.
- 66 Inalcik 1994, S. 763–764.
- 67 SWA, HS 258 U 2223: Jacques Glavany & fils, 10.6.1825.
- 68 SWA, HS 258 U 76 2893: Alex Autran, 10.7.1827.
- 69 Inalcik 1994, S. 889.
- 70 Inalcik 1994, S. 908.
- 71 Läser 2017, S. 64.
- 72 Baleva 2017, S. 10.
- 73 SWA, HS 345 M 1178: Falkeisen & Comp., 10.9.1836. «Aufgrund des von der Erhaben Pforte erhaltenen Dekrets genießen wir sowohl beim Pascha dieser Stadt als auch beim Generaldirektor des Seidenhandels den vollsten Schutz.»
- 74 Haller 2019, S. 18–19.
- 75 Witschi 1987, S. 13 ff.
- 76 Witschi 1987, S. 11.
- 77 Witschi 1987, S. 2; zum Handelsabkommen siehe SWA, H XI 2b.
- 78 Osterhammel 2013, S. 1031.
- 79 «Heinrich Flubacher, Sohn» wird im Jahresbericht 1839 der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigigen (heute GGG) im Verzeichnis der Mitglieder, neben Achilles Forcart-Iselin, aufgeführt, Basel 1840, S. 120.
- 80 SWA, HS 255 B 48 3936: Heinrich Flubacher, 1.5.1835.
- 81 SWA, HS 258 U 169 6926: Flubacher & Co., 25.7.1839. SWA, HS 258 U 6352 2: Mehrere Briefe Flubachers an Forcart-Weiss & Söhne aus London, Liverpool und Manchester im Jahr 1837.
- 82 Limbach 2018, S. 162.
- 83 Limbach 2018, S. 162.
- 84 Brötzel 2002, S. 118.
- 85 Brötzel 2002, S. 118.
- 86 Brötzel 2002, S. 144.
- 87 Gossman 2005, S. 16.
- 88 Sarasin 1997, S. 51.
- 89 Brief von Falkeisen an Forcart-Weiss & Söhne, in: SWA, HS 258 U 181 7432: Falkeisen & Co., 18.3.1841.
- 90 Siehe dazu Regenass 1993, S. 18–22.
- 91 Bonvin 2017, S. 120.
- 92 Fridrich 2007. Sarasin 1997, S. 63. Burckhardt-Sarasin 1950, S. 112.
- 93 Sarasin 1997, S. 52.
- 94 Sarasin 1997, S. 52.
- 95 Dejung 2013, S. 18.
- 96 Osterhammel 2013, S. 1036–1037.
- 97 Bernoulli 1822, S. 25.
- 98 Heck 2006, S. 45, Anm. 17.
- 99 Waldschütz 1928, S. 7 ff.
- 100 Walzendruck mit eingravierten Mustern.
- 101 Heck 2006, S. 59.
- 102 Nach Bolliger 2011, Kap. 3.
- 103 Bolliger 2011, Kap. 3, S. 5. Während Bauer 1981 meint, die Unternehmen hätten sich zu dieser Zeit in Basel finanziert.
- 104 Bauer 1981, S. 283.
- 105 Vgl. dazu Stettler; Haenger; Labhardt 2004.
- 106 Bolliger 2011, Kap. 6, S. 3.
- 107 Bolliger 2011, Kap. 4, S. 3–4.
- 108 Bauer 1981, S. 283.
- 109 Janner 2015, S. 290.
- 110 Schorno 1996, S. 209.
- 111 Kantonales Laboratorium Basel-Stadt 2018.
- 112 Nicht zu verwechseln mit der 1853 in Mülhausen erbauten Arbeitersiedlung «Cité Ouvrière».

- 113 Bergier 1990, S. 212–213. Landes 1983.
- 114 Haenger 1997, S. 23.
- 115 Zur Basler Mission an der Goldküste siehe Füllberg-Stollberg 2014 und Schweizer 2002. Generell zur Geschichte der Basler Mission siehe Christ-von Wedel; Kuhn 2015 sowie Schlatter 1916.
- 116 Christ-von Wedel; Kuhn 2015, S. 12.
- 117 Missionsmagazin 1827, hier zitiert nach: Schweizer 2002, S. 26. Siehe auch Schlatter 1916, S. 10.
- 118 Zur pietistischen Bewegung in Basel siehe Hebeisen 2005.
- 119 Haenger 2015, S. 102. Zur Zusammenarbeit mit der Church Missionary Society vgl. auch Schweizer 2002, S. 23 und Brassel-Moser 2004, S. 355–356. Zu historischen Wechselwirkungen zwischen protestantischer Missions- und britischer Abolitionsbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts siehe Tyrell 2004, S. 26.
- 120 Brassel-Moser 2004, S. 355.
- 121 Vgl. dazu auch die missionarische Kritik am Imperialismus, Purtschert 2012, S. 43.
- 122 Stanley 1983, S. 80.
- 123 Tyrell 2004, S. 25–26. Zum Problem des Sklavenbegriffs und der europäischen Beschreibung der afrikanischen Sklaverei beziehungsweise der «Domestic Slavery» im 19. Jahrhundert siehe Haenger 1997, S. 14–25.
- 124 Aus dem Protokollbuch der Basler Mission September 1815, zitiert nach: Staehelin 1974, S. 299.
- 125 Christ-von Wedel; Kuhn 2015, S. 18.
- 126 Schweizer 2002, S. 28.
- 127 Brassel-Moser 2004, S. 383–384.
- 128 Füllberg-Stollberg 2014, S. 35.
- 129 Schweizer 2002, S. 29–30.
- 130 Ein weiterer möglicher Grund für den Abbruch der Missionierung war wohl die politisch angespannte Situation zwischen zwei verfeindeten Lagern in Akuapem, siehe dazu Haenger 1997, S. 36.
- 131 Füllberg-Stollberg 2014, S. 37.
- 132 Füllberg-Stollberg 2014, S. 37.
- 133 Füllberg-Stollberg 2014, S. 44. Zur Ansiedlung der Jamaikaner siehe auch Schweizer 2002, S. 72–75.
- 134 Füllberg-Stollberg 2014, S. 45.
- 135 Füllberg-Stollberg 2014, S. 45.
- 136 Schweizer 2002, S. 27.
- 137 Füllberg-Stollberg 2014, S. 37.
- 138 Haenger 1997, S. 14.
- 139 Haenger 1997, S. 34.
- 140 Haenger 1997, S. 37.
- 141 Haenger 1997, S. 37.
- 142 Heidenbote 1865, S. 45.
- 143 Heidenbote 1865, S. 45.
- 144 Tyrell 2004, S. 26–27.
- 145 Heidenbote 1865, S. 44.
- 146 Christ 2015, S. 12–13.
- 147 Über die Arbeit der Basler Mission in Indien im kolonialen Kontext Jenkins 1998; zu den Anfängen siehe Christ 2015, S. 37–38.
- 148 Christ 2015, S. 42.
- 149 Christ 2015, S. 26.
- 150 Christ-von Wedel; Kuhn 2015, S. 34.
- 151 Heidenbote 1865, S. 17.
- 152 Heidenbote 1856, S. 37, hier zitiert nach: Füllberg-Stollberg 2014, S. 50.
- 153 Füllberg-Stollberg 2014, S. 46.





André Salvisberg

**1840–1859**

In den 1840er-Jahren kehren progressiv-liberale Positionen in den öffentlichen Raum zurück. Basel bewegt sich wieder auf die Schweiz zu, ist aber keine treibende Kraft bei der Gründung des Bundesstaats. Politische Umwälzungen bleiben in der Stadt aus. Die massiven Veränderungen zeigen sich anderswo. Basel industrialisiert sich. Die wachsende Bevölkerung und der zunehmende Ressourcenverbrauch gestalten den Raum und die Lebenswelten um. Die Stadt erhält drei Bahnhöfe, wo die Beschleunigung des Lebens hautnah erfahren werden kann, Hygiene und Wohnungsnot sind Teil der zunehmenden sozialen Probleme, neuartiges Quartierleben entsteht im Gaslampenlicht. Die städtische Bevölkerung nähert sich der Moderne mit einer Vielfalt von Erfahrungen und Vorstellungen. Der Beschluss zur Erweiterung der Stadt mit dem dazu nötigen, lange aufgeschobenen Mauerabbruch fällt im Jahr 1859.

## Am Stadttor

Der Torschreiber kann heimgehen. Seine Arbeit ist getan, das letzte Tageslicht steigt die Stadtseite des Bläsitors hinauf, unten macht sich das Halbdunkel breit. Es ist Mitte des 19. Jahrhunderts, und immer noch gibt es in Basel den abendlichen Torschluss.<sup>1</sup> Doch es herrscht hektischer Betrieb. Jetzt greifen Torschlusspanik und Torschlussärger um sich.<sup>2</sup> Gruppen und Einzelne versuchen am Tor noch ein paar Minuten herauszuschinden. Wortwechsel entspinnen sich, Ressentiments schwingen mit. Die Wachposten – Soldaten oder Polizisten – sind nicht von hier, sie gehören zu den vielen tausend Zugezogenen, die immer sichtbarer, aber bestenfalls geduldet sind. Es sind raue Gestalten, ehemalige Söldner, schnell mit groben Worten.<sup>3</sup> Schon früher waren die Leute, die abends an die Tore kamen, nicht so fügsam wie gewünscht: Die einfachen Leute mit ihrem bescheidenen Leben im Gärtchen vor dem Stadttor oder gar im Stadtgraben, wo sie die Abendstunde bis zum letzten Moment ausnutzen, um Selbstversorgung mit Obst und Gemüse zu betreiben;<sup>4</sup> aufgedrehte Jugendliche, die sich auswärts vergnügt haben und gerne gegen ein paar humorlose Uniformträger zündeln würden. Quengeln am Stadttor und Schimpfen gegen den Torschluss ist nichts Neues. Aber nun sind die Argumente gewichtiger geworden, und es sind auch Leute mit Einfluss, die sie in den Machtzirkeln vorbringen. Der jahreszeitlich wechselnde Zeitplan für den Torschluss ist den Fabrikanten ein Dorn im Auge, er hemmt einheitliche und längere Arbeitszeiten. Und das Sperrgeld, das ihre Angestellten bezahlen müssen, wenn diese die Tore nach den offiziellen Schliessungszeiten passieren, möchten sie in den Lohnausgaben einsparen.<sup>5</sup> Nie zuvor zogen so viele Menschen in die Stadt. An den Ausfallstrassen vor den Toren entstehen die Vorläufer neuer Quartiere, während in der Stadt viel mehr Menschen mit verschiedenen Lebensweisen in gleich vielen Häusern und Wohnungen zunehmend Sorgen bereiten.<sup>6</sup>

Die vielen Basel vor und hinter der Mauer werfen Fragen auf. Es gibt provisorische, aber vielsagende Antworten. Seit den späten 1840ern lässt die Stadt die Sperranlagen nur noch aufs Nötigste unterhalten.<sup>7</sup> Den ersten Bahnhof auf dem Schällemätteli holen 1844 noch eine eigene Erweiterungsmauer und eine repräsentative Toranlage in die Stadt. In den 1850ern müssen für die Wege zum Centralbahnhof und Badischen Bahnhof grob in die Stadtmauer gehauene Löcher mit Holztüre oder Eisengatter genügen.<sup>8</sup> Gewöhnung und Auflösung allenthalben. Manchmal müssen Polizisten an die Tore abgestellt werden, weil dort Wachsoldaten desertiert sind.<sup>9</sup> Der Bau der Arbeitersiedlung in der «Breite», eine Pioniertat



**66 Das Bläseritor während der Entfestigung, anonyme Fotografie, 1860er-Jahre.** — Der dem Tor vorgelagerte Graben wurde bereits 1833 aufgefüllt, das Tor und seine Vorwerke wurden aber erst 1867 abgebrochen. Hinter dem Tor zeigt ein Fabrikamin die Industrialisierung der Stadt an.

vor den Mauern, hat nur Sinn und Vorbildcharakter, wenn die Stadt sich öffnet. Gaslaternen ersetzen Öllampen. Neu daran ist auch, dass das ‹Sperrgeld› für verspäteten Toreinlass nicht mehr in die Stadtbeleuchtung fliesst. Erstmals gilt Strassenlicht nicht als notwendige Last, sondern als normale kommunale Aufgabe.<sup>10</sup> Der Freisinn macht sich wieder bemerkbar, die Demokratisierung verläuft aber eher stockend. Die Verfassungsrevision 1847 kurz vor der Gründung des liberalen Bundesstaats von 1848 hat nichts Grundsätzliches, der gleichzeitige badische Aufstand findet bloss begrenzten Widerhall. Das Ratsherrenregiment mit mangelhafter Gewaltentrennung samt Abschottung und Bevorzugung von Bürgerschaft und Zünften wird sich noch fast drei Jahrzehnte halten. Das muss nicht Erstarrung bedeuten. Das beinahe babylonische Wirrwarr von kommunaler und kantonaler Verwaltung von 1834 wird – allerdings nur zögerlich – zugunsten des Kantons vereinfacht. Der Typus des städtischen Politikers mit Verbindung zur Parteipresse entsteht, zuerst im oppositionellen Freisinn.

Der Mauerabbruch wird – nicht mehr überraschend – 1859 beschlossen. Dazu startet die planvolle Stadterweiterung. Basel ist eine Industriestadt, die ausgreift. Das bisher Selbstverständliche, die klare Abgrenzung vom Umland, entfällt. Die wachsende Bevölkerung und der zunehmende Ressourcenverbrauch verändern schon längere Zeit die nahen und fernen Zuliefergebiete. Der Mauerabbruch steht auch dafür, dass bereits die frühindustrielle Stadt ein jahrhundertlang etabliertes Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt beendet. Die Menschen benötigen mehr Platz, und die agrarische Tier- und Pflanzenwelt der Stadt beginnt zu verschwinden. Gleichzeitig steigert sich das Wissen über Natur und Umwelt in den Bildungs- und Vermittlungseinrichtungen und in der Industrie. Hygiene wird notgedrungen zum Thema; an der Cholera sterben 1855 in der überbevölkerten Innenstadt mehrere Hundert Menschen. 1859 ist auch das Jahr, als die Chemiefarbenproduktion für die Basler Textilindustrie beginnt.

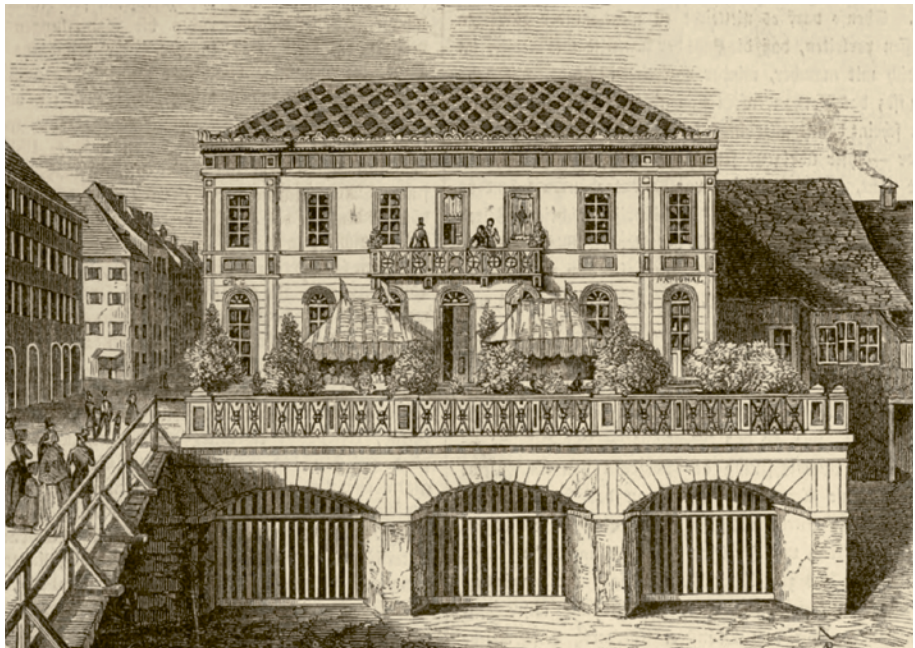
Am Stadttor, von Natur aus ein Nadelöhr, verdichten sich die grundsätzlichen Fragen zur Stadt.<sup>11</sup> Immer weniger geht es um feste Mauern und enge Tore als militärischen Schutz. Polizeiarbeit und Verkehrsmanagement rücken in den Vordergrund. Beides resultiert aus den Zwängen der rasant wachsenden, vielgestaltigen Bevölkerung, aus neuen Erscheinungen und Bewegungen im städtischen Leben. Die verschiedenartigen, die kleingewerblichen, grossbürgerlichen oder proletarischen Erfahrungs- und Vorstellungswelten positionieren sich zur Moderne.

## Im Hier und Anderswo – Die endliche Mauer und die vielen Basel

Als 1841 das neu erbaute Versammlungshaus der drei Kleinbasler Ehrengesellschaften aufging, erhielt es einen Namen, unter dem es heute nicht mehr bekannt ist. Was sich später als «Café Spitz» etablierte, trug den Namen «Café National».<sup>12</sup> Das Café National trat in Konkurrenz mit anderen modernen Gaststätten wie Sommer- und Stadtcasino. Es warb um eine Neubürgerliche Klientel, die in der Stadt immer präsenter wurde und sich mit ihrem Lebensstil vom Althergebrachten des Patriziats und der Zünfte unterscheiden wollte.

**67 «Café National, auch Neues Casino», Druck aus der «Illustrierten Zeitung» (Detail), Leipzig, 1844.** — Die «Illustrierte Zeitung» aus Leipzig stellte in ihrer Ausgabe vom 6. Juli 1844 Basel und seine Geschichte und Sehenswürdigkeiten in einem mehrseitigen Beitrag in Text und Bild vor. Anlass dazu war die Vierhundertjahrfeier der Schlacht von St. Jakob. Der Artikel machte vertiefte Angaben zur wirtschaftlichen

Leistungsfähigkeit Basels und zu seinem sprichwörtlichen Reichtum und liess auch das nicht einfache Verhältnis zur Schweiz durchblicken. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, dass in Zukunft «auch Kunst und Wissenschaft ... das Leben wirksamer durchdringen» würden. Die Bezeichnung «Neues Casino» verwies auf die bereits bestehenden Casinos in Grossbasel (Sommercasino und Stadtcasino).



Der Name des Cafés hatte wie die im selben Jahr gegründete, freisinnige ‹National-Zeitung› einen Stachel, denn seit der Kantonstrennung 1832/33 waren Basel und die Eidgenossenschaft einander entfremdet. Als charakteristisch baslerisch galt es, sich ‹der Stadt, nicht der Nation›<sup>13</sup> verbunden zu fühlen. Dies traf für das konservative Milieu und das breite liberalkonservative ‹Juste Milieu› zu, nicht aber für den Radikalliberalismus des Freisinns, der einen geeinten und starken Nationalstaat wollte. Es überraschte nicht, dass sich in einem Restaurant mit dem klingenden Namen ‹National› eine freisinnige Klientel traf. Ihr erster Anführer Karl Brenner war als ‹Bierdemagoge› bekannt, weil er durch die Lokale zog und zu den Menschen sprach, um für seine Sache zu werben.<sup>14</sup> Die Zeitungen und das Parlament, dessen Verhandlungen 1843 öffentlich wurden, waren die Bühnen der freisinnigen Politik, die Gaststätten ihr Maschinenraum. Eine Generation später formulierte sie ihr sogenanntes Klingentalprogramm. Mit diesem übernahm sie 1875 die Macht in Basel und gab dem Kanton die wesentlichen Staatsstrukturen, die auch noch 150 Jahre später gültig sind.<sup>15</sup>

### **Intensive Auseinandersetzungen: Die Politisierung der Gesellschaft**

Das freisinnige oder radikale Bürgertum hatte sich ein rundes Jahrzehnt still verhalten. Zu sehr waren seine demokratischen Ideale auch die der Baselbieter Revolutionäre gewesen. Ab den 1840er-Jahren änderte sich dies. Der Freisinn wollte Aufmerksamkeit erregen und griff auch Unzufriedenheiten der unterbürgerlichen Schicht auf. Eine solche entlud sich im Januar 1843 in einem Tumult vor dem Stadtcasino.<sup>16</sup> Anlass dazu gab die einseitige Kulturpolitik. Der frühabendliche Vorstellungsbeginn und das seit 1656 bestehende Theaterverbot am Sonntag schlossen die Haus- und Fabrikangestellten vom städtischen Unterhaltungsangebot aus. Die freisinnige Presse und überhaupt die junge Basler Zeitungslandschaft trugen viel zur darauffolgenden Polemik bei (vgl. S. 157–163). Emanuel Scherb, der Redaktor der ‹National-Zeitung›, musste eine Gefängnishaft absitzen und wurde nach seiner Entlassung im Café National gefeiert. Gleichsam eine Wiederholung davon bildeten die Vorgänge um den ‹Käppisturm› von 1845. Hier war es die Unzufriedenheit des städtischen Artilleriekorps über den Tschako, den altmodischen Militärhut, die Karl Brenner als neuer Redaktor der ‹National-Zeitung› aufgriff. Er verglich die schwere Kopfbedeckung statt des modernen, leichteren Käppis mit staatlicher Unterdrückung und wanderte wie Scherb ins Gefängnis, aus dem er gewaltsam befreit wurde.

Eine zumindest latente Gewaltbereitschaft war innerhalb des Basler Bürgertums bezeichnend für die 1840er-Jahre. Sie war nicht auf den Freisinn beschränkt. Der konservative Metzgermeister Samuel Bell konnte eine handgreifliche Hilfstruppe zusammenrufen. Am Tumult vor dem Stadtcasino waren ebenfalls diese ›Bellianer‹ beteiligt, die zusammen mit der Polizei gegen die Demonstranten vorgingen. Nach der Stagnation des Biedermeier mündete die politische Entwicklung von der Regeneration der 1830er-Jahre in einem dynamischen Anpassungs- und Transformationsprozess in den modernen Staat. Die auf nationaler Ebene

**Das Basler Bürgertum  
war in den 1840er-Jahren  
latent gewaltbereit**

noch heftigere Konfrontation zwischen freisinnigem Staatsumbau und konservativem Dagegenhalten fand ihre Echos auch in der Stadt, und einige städtische Politiker, darunter auch Brenner, bezogen militant Stellung, als sie sich Ende 1844 und Anfang 1845 den radikalen, zweimal gescheiterten Freischarenzügen gegen das klerikal-konservative Luzern anschlossen. Im Bund vertrat Basel-Stadt zwar auch konservative und föderalistische Positionen wie die katholischen Kantone. Doch diese entfremdeten sich ihm, als sie ihre Innenpolitik an die Präsenz der Jesuiten banden und so den unaufhaltsamen Sog in Richtung Bürgerkrieg mit den mehrheitlich liberalen und protestantischen Kantonen erzeugten. Am Rand der Schweiz gelegen blieb Basel-Stadt nichts anderes übrig, als ein gehorsamer Teil der Eidgenossenschaft zu bleiben und sich dem Feldzug gegen den separatistischen katholischen Sonderbund von 1847 anzuschliessen. Das Basler Kontingent beschränkte sich allerdings auf eine Artillerieeinheit. Von deren Soldaten konnte man seit dem ›Käppisturm‹ ausgehen, dass sie auf Seiten des Liberalismus standen.

Die gegenläufigen Ereignisse der Jahre 1848/49 – die Gründung des liberalen Schweizer Bundesstaats und das Scheitern der liberalen europäischen Bürgerrevolutionen – prägten die Basler Politik langfristig. Auf nationaler Ebene hatte der Freisinn seine Kernziele erreicht: einen starken Staat, gleiche Rechte für alle Männer, Niederlassungsfreiheit, keine Binnenzölle. Damit ging auch der Basler Freisinn in eine ruhigere Phase über. Seine Interessen waren wirtschafts-, bundes- und rechtspolitischer Natur. Sozialpolitisch nahm er sich zurück. Der Konservatismus war hierbei durch sein patrizisches Selbstverständnis stärker engagiert, wie auch die politisch rechtlosen Frauen. Dass die kantonale Verfassungsrevision von 1847 für wenige politische Neuerungen sowohl das Ratsherrenregiment als auch den lokalen Zunftzwang gesichert hatte, war ärgerlich, aber zu verkraften. Die Tätigkeit des 1845 als Speerspitze des Basler Freisinns konspirativ gegründeten ›Patriotischen Vereins‹ verflachte. Politik wurde zu Geselligkeit mit der Beschränkung auf Blechmusik, Turnen, Leseabende.<sup>17</sup> Auch in den proletarischen Schichten



**68 Basler Freisinnige, anonyme Lithografie, um 1850. —**

Im Gruppenbild sind die zwei herausragenden Leitfiguren des Basler Freisinns zu erkennen: der spätere Regierungsrat, Nationalrat und Ständerat Wilhelm Klein in der Mitte, den Arm erhebend, und Karl Brenner, rechts am Tisch, eine Zigarre rauchend. Die auffälligen Biergläser sind eine politische Zeichensetzung. Sie stehen für die Volksnähe, welche die Radikalen beim Agitieren in den Gastwirtschaften suchten.

trug die gute Konjunktur der 1850er-Jahre zur «politischen Windstille» bei.<sup>18</sup> Zudem entkoppelte sich die Basler Politik von ihren internationalen, insbesondere deutschen Bezügen. Bis 1848 bestand zwischen der organisierten deutschen Arbeiterschaft und den liberalen Politikern in Basel ein starker Austausch. Die Ereignisse in Baden und Frankreich während den europäischen Revolutionsjahren 1848 und 1849 wurden mit Besorgnis aufgenommen. Eine eigene tatkräftige Begeisterung für die liberalen Aufständischen in den Nachbarstaaten stellte sich allerdings nicht ein. Nach dem Scheitern der Revolution gab die Schweiz dem diplomatischen Druck nach und wies 1850 die deutschen Arbeitervereinigungen aus, darunter auch rund sechzig Mitglieder der Basler Sektion.

Die konservativen Kreise Basels blickten auf eine lange Vormachtstellung zurück. Während die Kantonstrennung noch eine allgemein traditionalistische, der

Eidgenossenschaft entfremdete Gesellschaft gefördert hatte, brachte der Aufstieg der freisinnigen Opposition und dann insbesondere der freisinnige «Genfer Putsch» von 1846 den Anstoss dazu, die politischen Beharrungskräfte überlegter zu organisieren. Die Kerngruppe der Altkonservativen um Andreas Heusler wahrte noch lange ihren Einfluss in Regierung und Parlament, sowohl auf kantonaler als auch kommunaler Ebene. Erst Ende der 1850er-Jahre machte sich eine jüngere Gruppierung Konservativer bemerkbar, die sich für Reformen offen zeigte.<sup>19</sup> Die Liberal-Konservativen verstanden es, die Machtübernahme der Freisinnigen bis Mitte der 1870er-Jahre hinauszuzögern.

Die Ängste des Bürgertums nahmen zu, dass die unterbürgerlichen Schichten die Macht übernehmen würden. Dies war einer der Gründe für die sehr zurückhaltende Verfassungsreform von 1847. Kommunistische Überzeugungen und Antriebe waren eher Fremdwahrnehmung als Substanz. Wo es zu Aufbegehren kam, war dies punktuell und nicht nachhaltig organisiert. Der erste Industriearbeiterstreik von 1847 wurde schnell gebrochen. Eine politische Arbeiterbewegung gab es in Basel noch nicht. Proletarische Anliegen wurden durch den Radikalliberalismus vertreten, für den Wilhelm Klein stand, der ab den 1850er-Jahren die führende Rolle im Basler Freisinn übernahm. Da der Freisinn allerdings erst wieder in den 1860er-Jahren prononcierter auftrat, gewannen die eigenen Organisationsformen der Arbeiterschaft an politischer Kraft.<sup>20</sup>

Die politische Geschichte Basels der 1840er-Jahre erscheint davon bestimmt, dass der Freisinn kämpferisch auftrat und die Konservativen erfolgreich verharrten. Dabei gerät das breite «Juste Milieu» ausser Acht, dessen Haltung in den 1850er-Jahren weitere politische Aufregung in der Politik unterband. Radikalliberale, grundsätzliche Unzufriedenheiten lagen ihm fremd. Es gab den Entwicklungen nach, sobald diese unvermeidbar waren. Meist setzte es auf die gefestigten Strukturen, die den Konservativen heilig waren; seine Beweglichkeit erlaubte es ihm aber auch, mit dem Freisinn gemeinsame Sache zu machen.

Der Nationalstaat und nationalstaatliches Denken waren zwar wichtig. Aber auch bestehende, informelle Netzwerke formten die neue Staatlichkeit, in die sie eingepasst wurden. Baselstädtische Politiker nahmen bei Währung, Post und Eisenbahn entscheidende Weichenstellungen vor. Sie bewegten sich dennoch entlang der traditionellen Verbindung von öffentlichen und privaten Interessen. Wenn wie im Fall des ehemaligen Generalpostdirektors Benedikt La Roche der Bundesrat die Annahme zweier ausländischer Orden zum Problem machte, folgte ein Austritt aus der Tätigkeit für den Bund.

## **Mehr Menschen und mehr Stadt: Stadterneuerung und Bevölkerungswachstum**

Der Machtstreit zwischen Konservativen und Freisinnigen brach in den 1850er-Jahren nicht mehr so ereignisreich in das Alltagsleben hinein wie zuvor.<sup>21</sup> Wirkungsmächtiger als Ideologien erscheint im Rückblick das Geschehen, welches das künftige Leben in der Stadt ahnen oder gar spüren liess.<sup>22</sup>

1850 lebten in Basel 27 000 Menschen. Seit Ende des 18. Jahrhunderts, als es 15 000 waren, hatte die Bevölkerungszahl also deutlich zugenommen. Bis 1860 folgte ein noch intensiverer Schub auf 38 000.<sup>23</sup> Möglich geworden war er dank einer geringeren Kinder- und Säuglingssterblichkeit aufgrund verbesserter Ernährung und noch mehr dank der Zuwanderung. Die führenden Kreise blieben zwar protestantisch, aber 1860 war knapp ein Viertel der Baslerinnen und Basler katholisch. In bemerkenswertem Kontrast dazu ging der ohnehin schon sehr geringe jüdische Bevölkerungsanteil von einem halben Prozent leicht zurück. Sich einbürgern zu lassen, gelang den wenigsten. Es wirkte sich kaum aus, dass der Bundesstaat von 1848 beim Christentum alle Schranken beseitigt hatte. Bis 1866, als auch der jüdische Glaube kein Hindernis mehr war, wurden bloss 22 katholische Bewerbungen um das Bürgerrecht akzeptiert. Damit kontrastierten hunderttausend Aufenthaltsbewilligungen, die Basel in den 1860er-Jahren erteilte (vgl. S. 304–309).<sup>24</sup>

Die meisten Zugezogenen stammten infolge der besseren Verkehrsverbindungen aus einem grösseren Umkreis als früher. Dieser ging freilich noch nicht über den der benachbarten Grossregionen hinaus: die Deutschschweiz, Süddeutschland und das Elsass. Die Migration war ländlich und proletarisch geprägt. Die Volkszählung von 1847 ergab 2500 Arbeiterinnen und Arbeiter und 4000 Hausangestellte, von denen die wenigsten das Bürgerrecht hatten.<sup>25</sup> Die Arbeitsverhältnisse blieben bis zum Fabrikgesetz von 1869 ungeregelt. Ein Erwerbsleben in Basel war nicht gleichbedeutend mit der Niederlassung in Basel. Ungleich dem bereits lange ansässigen kleinbürgerlichen Milieu änderte die unterbürgerliche, proletarische Bevölkerung oft den Wohnort. Basel war dann nur eine weitere Station im Lebenslauf einer Fabrikarbeiterin oder eines Diensthöten, die sich an stark schwankenden Verdienstmöglichkeiten orientieren mussten. Schon im Jahr 1841 war die Rede von 6000 Gelegenheitsbeschäftigten in der Stadt.<sup>26</sup> Berufliche Identifikation mit dem Betrieb oder der Familie, die Arbeit gaben, stellte sich unter solchen Umständen selten ein, bisweilen musste kleinkriminelles Verhalten die Existenz sichern (vgl. S. 272–291 und S. 292–303).



**69 Marktfrauen auf dem Marktplatz. Foto: Jakob Höflinger, ca. 1860.** — Die Marktfrauen errichteten ihre Verkaufsbänke auf der Marktplatzseite gegen Freie Strasse und Gerbergasse zu. Noch bis zu den Häusern zwischen diesen zwei Strassen floss der Birsig als offene Kloake durch die Innenstadt. Der Platz war damals

kleiner und endete bereits auf der Höhe des Rathauses. Die Vergrösserung und Umgestaltung des Marktplatzes sowie eine Neubebauung setzten erst in den 1890er-Jahren ein. Als Bausubstanz aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit sind heute nur Teile des Rathauses und die benachbarte Geltenzunft erhalten geblieben.

Neue, eindruckliche Stadthäuser entstanden nur für die kleine Oberschicht, die Gesamtzahl der Häuser (etwas über zweitausend) änderte sich kaum gegenüber dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Die Zahl der Menschen vor allem in der Unterschicht hatte sich Mitte des 19. Jahrhundert beinahe verdoppelt.<sup>27</sup> Diese Unterschicht lebte immer beengter, und der Mietzins für eine Wohnung stieg so sehr an, wie deren Qualität abnahm. Die erschreckenden Lebensumstände, die daraus resultierten, waren kein Geheimnis. Die Arbeiterfamilien wurden zur Beachtung von «Luft, Licht, Reinlichkeit und Ordnung» ermahnt, der Zusammenhang von Bevölkerungsdichte und Hygiene wurde als Problem benannt.<sup>28</sup> Eine rechtzeitige



**70 Vogelschaubild der Stadt Basel, kolorierte Lithografie von Johann Friedrich Mähly, 1847.** — Das Bild zeigt das noch sehr mittelalterlich wirkende Basel an der Schwelle von Industrialisierung und Öffnung. In den Bildvignetten sind unter anderem auch alle Stadttore abgebildet, und Mähly zitiert die Bibel: «Der Herr mache die Riegel deiner Thore feste» (Psalm 147,13). Die Stadt grenzt sich noch immer durch eine Mauer klar vom Umland ab. In der Vogelschau ist rechts der erste Basler Bahnhof von 1847 zu erkennen und unterhalb des Nordpfeils auf dem Rhein ist ein Dampfschiff zu sehen.

Stadterweiterung hätte entlastend gewirkt. Vor der Eröffnung des ersten Bahnhofs von 1844 erwog der Grosse Rat, neben diesem ein neues Stadtquartier zu erbauen. Im Prinzip hielt man es für wünschenswert, in der Realität lehnte man es ab. Entscheidend waren die hohen Ausgaben für die Befestigung. Ein Stadtteil ohne Mauer wurde offenbar nicht erwogen, die freie Ansiedlung als Sicherheitsrisiko betrachtet.<sup>29</sup> Auch Melchior Berris zukunftsweisendes Projekt eines Wohnquartiers am Steinenberg versandete. An den Ausfallstrassen vor den Toren entstanden nur vereinzelte Bauten. Die von 1851 bis 1856 errichtete, nicht ummauerte Arbeitersiedlung in der «Breite» (drei Häuser mit 31 Wohnungen) blieb ein philanthropisches Schaustück, angelehnt an ausländische Beispiele wie die «Cité ouvrière» in Mulhouse. Ihre Lage war wohl nicht zufällig. Im nahen, ausserkantonalen Birsfeld wuchs bereits eine andere Siedlung heran, die als Zwischenstation vor der Arbeits- und Wohnungssuche in Basel diente. Zudem war das «Breite-Areal» weitestmöglich von der Landesgrenze entfernt, woher die grösste soziale und politische Unrast zu drohen schien. Zum Projekt gehörte die Idee einer «Entproletarisierung»; die Arbeiterfamilien sollten langfristig nicht zur Miete wohnen, sondern die Wohnungen kaufen.<sup>30</sup>

Die 1840er-Jahre waren das verlorene Jahrzehnt für die Stadtplanung ausserhalb der Mauer und einen Wohnungsbau, der den breiten Bevölkerungsschichten gedient hätte. Anders sah es bei den baulichen Anstrengungen für Wirtschaft und Verkehr aus. Unter dem Eindruck der Kantonstrennung wurden industrielle Produktionskapazitäten aus der Landschaft abgezogen, und es entstanden erstmals grosse Fabriken in der Stadt. Der Tendenz zur Verengung des Wohnraums stand die Ausweitung des Verkehrsraums gegenüber. Das Rheintor bei der Rheinbrücke war bereits 1839 abgerissen worden, es folgte bis 1842 die Begradigung der anschliessenden Eisengasse. Die Beseitigung des Aeschenschwibbogens am oberen Ende der Freien Strasse schloss 1841 die innerstädtische Hauptachse besser an das Aeschen- und Steinenquartier und damit an die südlichen Überlandstrassen an. Der Verkehr mit der Aussenwelt wurde in vielerlei Hinsicht intensiviert: Zehn öffentliche Briefkästen ergänzten bis 1845 die ersten sechs von 1839. Ab 1852 war Basel der Knoten zwischen schweizerischem und badischem Telegrafennetz. Eine neue innerstädtische Verbindung war die Fähre, die ab 1854 die Rheinbrücke entlastete. Rheinabwärts bestand schon 1840 bis 1843 der Dampfschiff-Eildienst Basel – Strassburg – Mainz, die Eisenbahn schloss Basel ebenfalls an Strassburg an, als 1844 die Strecke St-Louis – Basel eröffnet wurde. Basel betrat das Eisenbahnzeitalter allerdings mit zwei Schritten vor und einem zurück. Der Bahnhof wurde ummauert, blieb nachts und während des sonntäglichen Gottesdiensts aber abgeschlossen,

## Zwei ungleiche Jubiläen

1760 und 1860 feierte die Universität Basel ihr 300- respektive 400-Jahr-Jubiläum mit einem Fest- akt. Der Vergleich der Programme, der mitwir- kenden und teilnehmenden Personen sowie der Veranstaltungsorte zeigt deutlich, wie sich das Verhältnis der Stadt zur Universität gewan- delt hatte. Waren 1760 kaum Gäste aus dem Ausland eingeladen, wurden hundert Jahre spä- ter Einladungsschreiben an alle Universitäten der Schweiz, Deutschlands, Hollands, Belgiens, Englands und Strassburgs sowie an die Rekto- ren der schweizerischen Gymnasien und Akade- mien verschickt.<sup>31</sup> Im Jahr 1760 spielte sich das Jubiläum hauptsächlich im Grossbasel zwischen Münster und dem alten Kollegium am Rhein-

sprung ab. Mit einem grossen Truppenaufgebot und der Verstärkung der Torwachen schottete sich die Stadt 1760 gegenüber einer Teilnahme der Landbevölkerung ab. 1860 stand hingegen im Zeichen einer Inszenierung von Offenheit und Fortschrittlichkeit. Mit dem Besuch der antiken Ruinen in Augst ging der Festzug gar über die Kantongrenzen hinaus. Während im Jahr 1760 noch unter Verweis auf die einstige Grösse der Universität Basel ihre Bedeutung herauf- beschworen werden sollte, wurde sie 1860 zum Sinnbild einer neuen städtischen Kultur, die den gesellschaftlichen Wohlstand mit wissen- schaftlichem und technischem Fortschritt erreichen wollte. **Sabine Braunschweig, Flavio Häner**

und die Strecken in eine nächste Schweizer Stadt sowie ins Grossherzogtum Baden liessen bis 1854/55 auf sich warten. Die Dampfschiffahrt, die Eisenbahn und der weiterhin unverzichtbare Postkutschendienst brachten nicht bloss Güter, Arbeits- kräfte und Geschäftsleute in die Stadt. Der repräsentative Neubau des Hotels «Drei Könige» nahe dem Grossbasler Brückenkopf entsprach ganz den Erwartun- gen und Bedürfnissen des Tourismus, der eine wirtschaftliche Grösse wurde. Re- präsentativität war aus mehrerlei Gründen ein wichtiges Thema der Architektur. Die 1857 begonnene und 1864 fertiggestellte Elisabethenkirche ahmte den Bau- stil des Spätmittelalters nach. Sie und viele weitere historisierende Bauten waren der steingewordene Ausdruck für die Selbstverankerung der protestantischen Führungsschicht in der geschichtlichen Tiefe Basels – und daraus abgeleitet für ihren Führungsanspruch. Repräsentativität strebte auch das 1844 bis 1849 erstell- te Museum an der Augustinergasse an. Als Subskriptionsbau des Basler Bürger- tums hatte es darüber hinaus höchste Bedeutung für dessen kulturelles, geistiges und gemeinschaftliches Selbstwertgefühl. Im Raumprogramm mit den Naturali- ensammlungen, dem physikalischen und anatomischen Kabinett sowie einem Chemielaboratorium kamen die Ergebnisse einer längeren Bildungsreform dank Wissenschaftlichkeit, aber ohne Preisgabe der eigenen Bibelfestigkeit zum Aus- druck: hin zu mehr Wissen über die Natur und über die Bewältigung und Verdrän- gung von Natur – einem Hauptmerkmal der Industrialisierung.



**71 Birsig bei Niedrigwasser. Foto: Adam Varady, um 1870.** — Das Foto zeigt die Rückseite der Häuser an Gerbergasse und Weisser Gasse. Dieser Bereich wurde erst 1899 überdeckt und dadurch zur heutigen Falknerstrasse. Der offene Birsig diente als Kloake und schwemmte Abfall und Fäkalien aus den Abtritten in den Rhein. Er war auch Teil der städtischen Nutztierhaltung. Zahlreiche Hühnerleitern führten aus den Ställen ins Bachbett.

### **Promenaden im Gaslicht: Abnabelung von der Natur**

Die Stadt verlor mehr und mehr von der Stadtnatur und dem Naturgeschehen, die sie während Jahrhunderten bestimmt hatten. Noch war der Bestand an Gross- und Kleinvieh sowie an Geflügel eindrucklich. In Basel fehlte es weder an Ställen noch an Misthaufen. Viehhaltung war überall möglich, der verwahrloste Spitalfriedhof bei der alten Elisabethenkirche war auch eine Viehweide.<sup>32</sup> Im Vorfeld der 1854 drohenden Cholera, die 1855 ausbrach und besonders um den Birsig zahlreiche Todesopfer forderte, wurde der Nutztierbestand erhoben. 165 Stück Geflügel zählte man allein am Birsig, in der ganzen Stadt nebst etlichen Rindern, Ziegen und Schafen über 600 Pferde und 330 Schweine. Einzelne Strassen sahen «oft

selbst wie Ställe» aus.<sup>33</sup> Die Verdrängung der Nutztviehhaltung sollte Jahrzehnte dauern. Sie setzte mit dem Beschluss von 1855 ein, keine neuen Schweineställe in der Stadt mehr zu erlauben,<sup>34</sup> und endete erst mit den letzten, unrentabel gewordenen Pferdefuhrwerken im 20. Jahrhundert. 1853 zählten die Behörden 1163 Hunde, neun Jahre später waren es 1419, und die Gesetzesvorlage zur Erhöhung der Hundesteuer meinte, dass damit «Basel wohl alle Städte des Occidents von ähnlicher Grösse übertreffen dürfte».<sup>35</sup> Auch die Anzahl Pferde nahm zu, bevor der motorisierte innerstädtische Verkehr um 1900 einsetzte. Der Widerspruch zwischen der Welt ausserhalb der Stadt, wo der Verkehr mittels Dampfkraft bereits revolutioniert wurde, und der Welt innerhalb, wo das allgegenwärtige Pferd ‹das Mittelalter› fortsetzte, war nur scheinbar. Eine derartige Menge an Pferden für ein Verbundsystem von Eisenbahn und Fuhrwerk/Postkutsche zur Feinverteilung des «zehnfach gesteigerten Verkehr[s]»<sup>36</sup> hatte es nie zuvor gegeben.

Der Hunger der Stadt befeuerte die Produktion von Landwirtschaftsgütern. Die Erstkultivierung der Brüglinger Schwemmebene, die der vorausschauende Kaufmannssohn Christoph Merian im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in Angriff nahm, lohnte sich nun. Basel bot einen Absatzmarkt für die zusätzlichen Produkte von dort. Doch die Stadt griff noch viel weiter aus, da regionale Produktion und lokale Nachfrage je länger je weniger im Einklang standen. Die Transportleistungen der Fuhrwerke hatten bereits zugenommen, und dank Dampfschiffahrt und Eisenbahn waren Lieferungen aus grosser Entfernung keine Seltenheit mehr. Der weite Horizont der Nahrungsmittelbeschaffung eröffnete die Möglichkeit, sich von den lokalen und regionalen Witterungsverhältnissen unabhängig zu machen. Die schlechte Ernte des Jahres 1846 brachte eine krisenhafte Teuerung der Grundnahrungsmittel mit sich, aber nicht mehr einen existenziellen Mangel. Auch 1854 blieb es bei einer Teuerung, die zudem weniger stark ausgefallen wäre, hätte nicht der Krimkrieg Getreidelieferungen aus dem Russischen Reich verhindert.<sup>37</sup>

**Eine derartige Menge an Pferden hatte es nie zuvor gegeben**

Natur wurde für die Stadt neu geschaffen, geordnet und nutzbar gemacht. Der zoologische Garten für die ‹exotische› Tierwelt und der Tierpark in den Langen Erlen für einheimisches Wild wurden erst ab den 1860er-Jahren realisiert, aber bereits Jahre zuvor angedacht. Basel hatte zwar viele Grünanlagen, doch waren diese meist im Privatbesitz des Grossbürgertums. Sie verbargen sich hinter dessen Palais in Basel und erschienen um dessen Landsitze vor Basel: als barocke Gärten und ab der nachnapoleonischen Zeit auch als weitläufige englische Parks (Gellertgut); dazu koloniale und weltläufige Einsprengsel wie Orangerien mit exotischen

Pflanzen (Brüglingergut) oder chinesische Pavillons (Württembergshof). Angesichts der Enge, in der die übrigen Menschen in der Stadt hausten, wurden ab den 1850er-Jahren öffentliche Grünanlagen eine Dringlichkeit. Petersplatz und Pfalz genügten nicht mehr, auch nicht die Spazierwege vor und auf der Stadtmauer. 1860 lag eine Expertise vor, welche die Erstellung von Promenaden auf den Flächen plante, die durch den Abbruch der Stadtmauer frei wurden.<sup>38</sup> Den Promenaden wohnte ein erzieherischer Wille inne. Sie boten sich bestens zum Erlernen des bürgerlichen Spaziergangs an, durch den die Lebensgestaltung der Unterschicht gehoben und angepasst werden sollte. Ein Ort egalitärer Gesellschaftsvorstellungen waren sie dennoch nicht. Sie waren gedacht für die Menschen, die nicht mit Kutschen auf ihre Landsitze fahren konnten, um dort ‹Luft und Licht› zu geniessen.<sup>39</sup>

Dem künstlichen Licht kam in der Gestaltung von Urbanität eine besondere Rolle zu. Ab 1829 schienen zweihundert Öllampen bis drei Uhr nachts in der Stadt. Der Plan dazu hatte 65 Jahre lang in der Schublade gelegen, er ging auf einen misslungenen Vorstoss im Grossen Rat von 1764 zurück.<sup>40</sup> Der industrielle Sprung kam mit der Gasfabrik am Steinentor, die ab Ende 1852 über 17 Kilometer Leitungsnetze mehrere Hundert Gaslaternen und Gaslampen in den Strassen, Fabriken, in Stadttheater und Stadtcasino versorgte.<sup>41</sup> Das Gaslicht machte von der Sonne unabhängig, auch von den Jahreszeiten, die bisher die Arbeitstage länger und kürzer sein liessen. Schon vor der Gasbeleuchtung beklagte die Polizei, dass sie es nachts vor allem mit Arbeitern und Handwerksgesellen zu tun habe.<sup>42</sup> Die lange Fabrikarbeit unter Kunstlicht und die späten Feierabende verschoben privates Leben in die Nacht, die dank demselben Kunstlicht nutzbar wurde. Die Abnabelung der Stadt von der Natur war nicht nur eine Sache der Verdrängung und Neugestaltung von Stadtnatur. Der einzelne Mensch und ganze Gesellschaftsgruppen lösten ihren Lebenswandel und Lebensrhythmus aus den natürlichen Gegebenheiten und banden sich stattdessen an Uhr und rationale Zeiteinteilung.

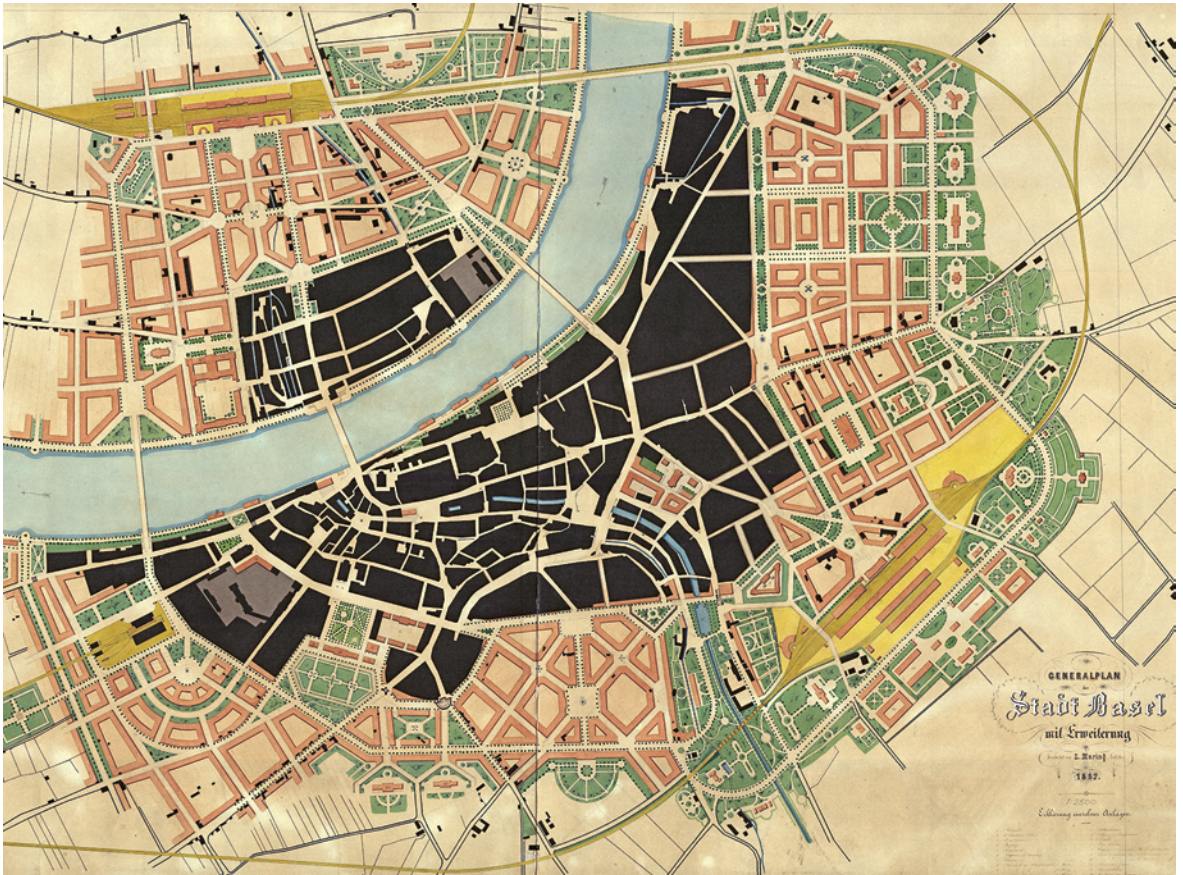
### **Umbruch in den Gewissheiten: Basel ohne Mauer**

Das Ereignis, das für die städtische Entwicklung Basels so entscheidend war, weil es so spät kam, geschah 1859. Jahrhundertlang waren Befestigungen für Städte etwas Selbstverständliches gewesen.<sup>43</sup> Europäische Stadtallegorien trugen in der Regel eine Mauerkrone auf ihren Köpfen, und die ‹Basilea› machte keine Ausnahme dabei.<sup>44</sup> Basel war nach Mitte des 19. Jahrhunderts als letzte grosse Schweizer Stadt ringsum befestigt.

Militärisch gesehen war die Basler Stadtmauer weitgehend bedeutungslos. 1856, während des drohenden Kriegs mit Preussen im ‹Neuenburgerhandel›, verschanzten sich die Schweizer Truppen bei Basel nicht in der Stadt, sondern hinter Feldbefestigungen. Der Publizist Theodor Streuber hatte zwei Jahre zuvor die Unterscheidung gemacht, Basel sei ‹eine befestigte Stadt›, aber ‹nicht eine Festung im eigentlichen Sinne›.<sup>45</sup> Immer noch versprach die Mauer, das städtische Leben auch im zivilen Alltag zu schützen und die städtischen Eigenheiten nach aussen abzugrenzen – letztlich also Sicherheit. Der Glaube daran verfestigte sich nach der Kantonstrennung ein letztes Mal in konservativem Patriziat und Kleinbürgertum. Beiden war das Jahr 1833 nebst der Kriegsgewalt als Höhepunkt einer geistigen Auseinandersetzung und Selbstbehauptung erschienen. Für sie stand die gegen aussen befestigte Stadt für die im Innern gefestigte Stadt. Während und nach der Mauererweiterung für den Bahnhof von 1844 gewann diese Vorstellung sogar an Bedeutung. Ab Mitte der 1840er-Jahre flutete die Basilea mit Mauerkrone geradezu den öffentlichen Raum: Sie erschien 1845 auf den 100-Franken-Scheinen der Bank in Basel, ab 1846 als Titelvignette des ‹Tagblatts› der Stadt Basel oder 1849 im Fries des Museums an der Augustinergasse. In den Diskussionen zur Verfassungskrise von 1846/47 stand die Stadtmauer wie selbstverständlich für Basel und seine bürgerliche Ordnung.<sup>46</sup>

Anderorts, wo sich Staat und Gesellschaft ländlichen Kreisen geöffnet hatten, waren Stadtmauern als Inbegriff früherer Abgrenzung und undemokratischer Vorherrschaft der Stadt politisch untragbar. In Zürich, Bern und Genf wurden sie bereits ab den 1830er-Jahren abgebrochen. In Basel aber verlängerte die Abgrenzung von Landschaft und ländlicher Bevölkerungsmehrheit – die Reduktion auf den Stadtstaat – die Existenz der Mauer. Die Debatte über Sinn und Zweck der Mauer begann um 1850, als sich die Bautätigkeit entlang der verkehrsreichen Ausfallstrassen verstärkte. Sie zog sich fast ein Jahrzehnt lang hin. Die Sicherheitsdiskussion vermengte sich mit einer Mobilitätsdiskussion, bei der Risiken und Chancen des Ein und Aus von Menschen und Waren eine Neubewertung erfuhren.<sup>47</sup> Im Jahr 1859 machte der Grosse Rat mit seinem Stadterweiterungsgesetz<sup>48</sup> der Stadtbefestigung ein Ende. Mit der Stadterweiterung beschloss er gleichzeitig den Mauerabbruch, der sich bis 1889 hinzog. Ganz abgetragen wurde die Stadtmauer nicht, zu viel Bürgerstolz hing mit ihr zusammen. Drei Stadttore wurden beibehalten, durch neue Strassenführungen umfahren und nicht zuletzt historisch umgestaltet.<sup>49</sup>

Die politische Mehrheit für den Mauerabbruch hatte sich seit Mitte der 1850er-Jahre gebildet. Die Cholera-epidemie von 1854/55 vermochte zwar noch nicht,



**72** «Generalplan der Stadt Basel mit Erweiterung», kolorierte Zeichnung von Rudolf Ludwig Maring, 1857. — Marings Plan war eher Studie als konkrete Vorlage und wurde auch nicht als solcher ausgeführt. Die Aussenquartiere hätten sich durch grosszügige Park- und Platzanlagen ausgezeichnet. Die Innenstadt wäre dagegen vorerst im alten

Zustand geblieben. Nur der Steinenberg mit den obsoleten Kasernengebäuden wurde von Maring für eine moderne Überbauung vorgesehen. Die «Kulturmeile» mit Stadtcasino, Musiksaal, Theater, Kunsthalle und Skulpturenhalle, die dort nach der Entfestigung ab 1859 entstand, realisierte dieses Vorhaben zum Teil.

dem Mauerabbruch den entscheidenden Anstoss zu geben.<sup>50</sup> Doch sobald es um kleinere Schritte ging, verflogen die Bedenken. Als in denselben zwei Jahren vor der Stadt das Provisorium der Centralbahn und der Badische Bahnhof gebaut wurden, schlug man Breschen in die Mauer, um den Weg aus und in die Stadt zu erleichtern. Weitere Beschleunigung kam in die Debatte kurz danach. 1853 hatten geopolitische Spannungen den Krimkrieg ausbrechen lassen. Grossbritannien und

Frankreich kämpften für das Osmanische Reich, das von Russland angegriffen worden war und die Kontrolle über den Bosphorus zu verlieren drohte. Um ihre Verluste auszugleichen, warben diese zwei Mächte ab 1855 ausländische Soldaten an, so auch für eine französische und eine englische «Schweizerlegion».<sup>51</sup> Die Basler Kantone stellten bald fest, dass auf ihrem Gebiet mit jungen Männern gefüllte Omnibusse über die Grenze fahren.<sup>52</sup> Rasch verdichteten sich globale und lokale Phänomene: Smyrna, das bereits der Seidenhandel mit Basel verbunden hatte, war Standort der englischen Schweizerlegion vor dem Einsatz. In ihr dienten auch ehemalige Soldaten der Basler Standestruppe, die vor allem Mauern und Tore bewachte. Diese «Stänzler» waren innert Kürze in solcher Zahl zu den nahen Werbebüros in Huningue und St-Louis desertiert, dass die Truppe bald nicht mehr einsatzfähig gewesen wäre. Der Kanton kam dem zuvor und löste sie 1856 auf. Auch die Torsperre wurde aufgehoben.

Ludwig Rudolf Maring, Direktionsarchitekt der Schweizerischen Centralbahn, verband beispielhaft den Wandel in Stadtplanung, Gesellschaftskonzepten und Sicherheitsdenken. Er präsentierte 1857 mit dem einflussreichen «Generalplan zur Erweiterung der Stadt» sein Bild eines zukünftigen Basel, das den Zustrom von Menschen und Waren verkraften sollte [72]. Marings Interesse lag jenseits der abbruchreifen Stadtmauern. In seinem «Generalplan» bleibt die Altstadt das verwirrende, verdichtete Knäuel aus Strassen und Gebäuden. Die neuen Aussenquartiere hingegen zeigen Ordnung. Zwischen ihren regelmässigen Strassenverläufen erheben sich Blockrandbebauungen, in deren weiten Innenhöfen Platz für Licht und Luft ist. Der Halt, den die Mauer gab und an dem sich die bürgerliche Ordnung orientierte, erhält eine andere Form. Die Häuser sind nahtlos zu Karrees aneinandergesetzt, sodass auf dem Plan der Eindruck einer Stadt aus vielen, aufeinander bezogenen Burgen entsteht, in denen sich neues Bürgertum bildet.

Die Realität sah anders aus und brachte nicht die erhoffte Verbürgerlichung der neu Zugezogenen. Die Innenstadt füllte sich vorerst nur noch mehr; und in den Aussenquartieren, besonders im nördlichen Gross- und Kleinbasel, standen Wohnblocks oft wie Solitäre an noch wenig erschlossenen Strassen. Die bisherige Stadt zerfaserte in ihre Aussenquartiere und fand in den Neubauten nicht den erhofften Halt wie früher an und hinter der Mauer. Die Politik musste sich damit auseinandersetzen, dass das vertraute «Hier» verloren ging und sich vor allem die bisher bodenständige Bevölkerung in einem «Anderswo» wiederfand, wie es Theodor Meyer-Merians Kleinbürgerepos «Die Nachbarn» schon fünf Jahre nach Beginn der Erweiterung beschrieb: Der Handwerker sieht «fremdes Gefolge, Menschen mit anderer Meinung und anderes neues Bedürfnis» mit der Eisenbahn



**73 Abbruch des St. Johanns-Schwibbogens.**

**Foto: Jakob Höflinger, 1878.** — Neben der äusseren Stadtmauer, welche die Stadt umschloss, standen im 19. Jahrhundert immer noch grosse Teile der innerstädtischen Stadtmauer des Hochmittelalters. Diese wurden nach dem Entfestigungsbeschluss von 1859

ebenfalls abgetragen. Der Abbruch des St. Alban-Schwibbogens, der zur inneren Stadtmauer gehörte, war eine der letzten Entfestigungsmassnahmen. In den 1880er-Jahren folgten Umgestaltungen der Schanze beim St. Johanns-Tor und der Elisabethenschanze zu Grünanlagen.

eindringen und als Zugspassagier selbst weit ausserhalb der Stadt die neuen Landsitze der Oberschicht, die den Wandel auf ihre Art nutzt.<sup>53</sup>

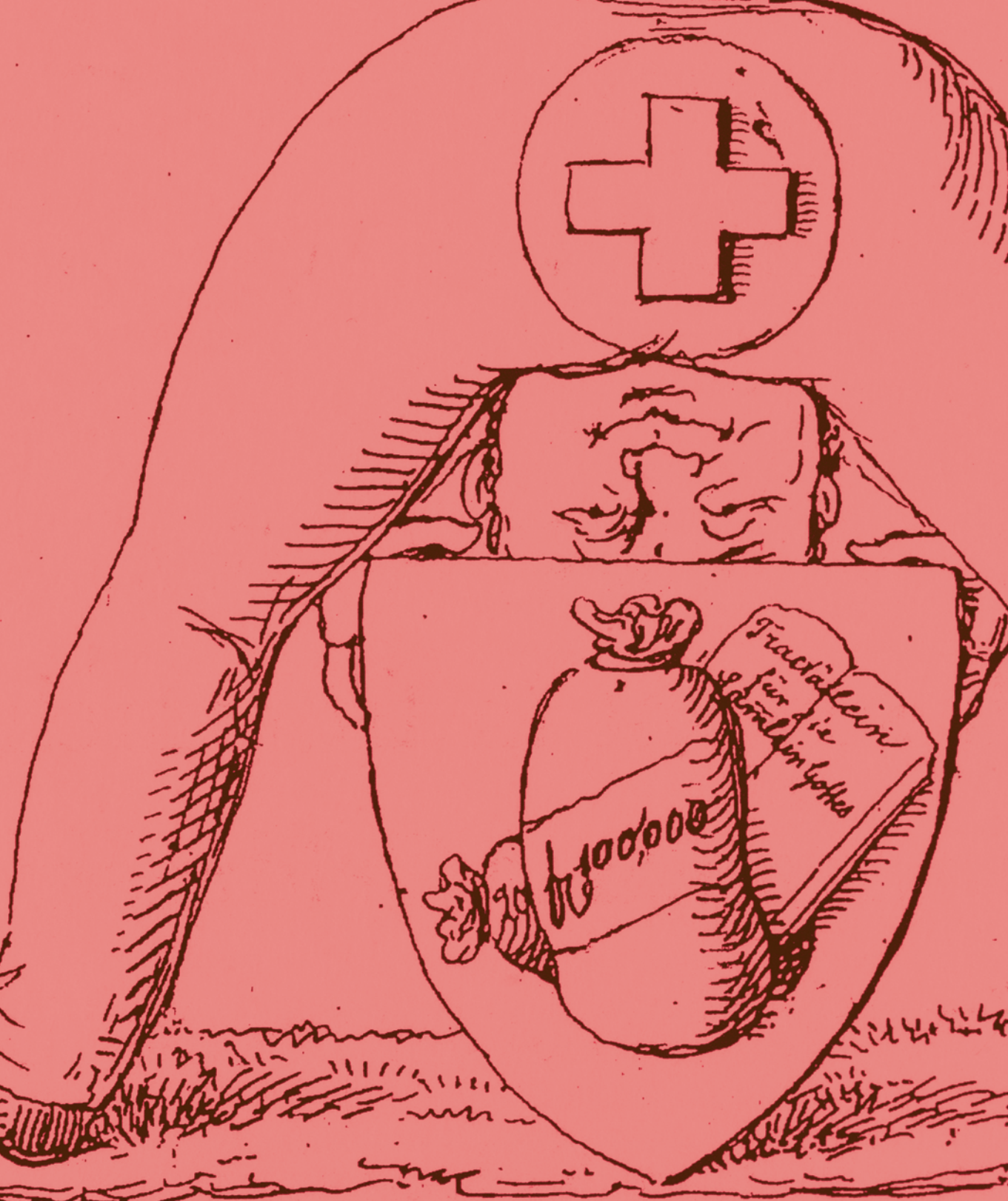
1859 ist das Jahr vor der «Basler Moderne». Viele ihrer Merkmale sind vorhanden oder absehbar: Die Mauer wird Vergangenheit werden, Mobilität und Lebensbeschleunigung verbreiten sich; die Ländlichkeit in und um Basel wird zugunsten von Fabrikarealen, Neubauquartieren und Grünanlagen weniger, die Stadtbevölkerung vor allem durch das Industrieproletariat mehr; nicht zuletzt hat

die chemische Industrie, die Basel in der Zukunft prägen wird, ihren Anfang 1859, als Alexander Clavel an der Rebgasse erstmals synthetische Farbe aus Teer herstellt. Vieles ist da, aber nicht alles: Später Selbstverständliches wie Kanalisation und Strom fehlt; für eine Grossstadt, wie sie die Statistik definiert, müssen die gegen 40 000 Menschen in Basel noch um weitere 60 000 anwachsen; und Basel verspätet sich bei der Politik als einem Geschäft der unruhigen Menge und der direkt-demokratischen Beteiligung.<sup>54</sup> Von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ist Etabliertes – Netzwerke und Strukturen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft – nicht abgelöst, sondern dynamisch in Anderes übersetzt und angepasst worden.<sup>55</sup> Die Moderne, die künftige Grossstadt Basel, ist ein Geschehen. Ein neues Verständnis von Stadt wird in den Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg entlang neuer urbaner Bedingungen und Bewegungen ausformuliert werden.

## Anmerkungen

- 1 Habicht; Matt 2008, S. 65–66.
- 2 Müller 1963, S. 15–25.
- 3 Salvisberg 1991, S. 35–97.
- 4 Jenny 1949, S. 26–27.
- 5 Müller 1963, S. 24.
- 6 Burckhardt 1912, S. 102.
- 7 Fischer 2007, S. 79.
- 8 Müller 1963, Abb. 3 und 6, S. 30–33.
- 9 Salvisberg 1991, S. 29.
- 10 Grieder 1952, S. 129.
- 11 Jütte 2015.
- 12 Bühler 1972, S. 211.
- 13 Habicht 2008, S. 137.
- 14 Pfister 2019, S. 19.
- 15 Schneider 1983, S. 48. Siegrist 2019, S. 123.
- 16 Ausführlich dazu: Meier-Kern 2002.
- 17 Lüthi 1983, S. 15.
- 18 Roth 1968, S. 195.
- 19 Vgl. Roth 1968, S. 196–203.
- 20 Haeberli 1968, S. 17.
- 21 Burckhardt 1942, S. 277–279.
- 22 Allgemeine Ausführungen zu den sozialen und demografischen Entwicklungen: Kreis; von Wartburg 2000, S. 198–202. Zu den baulichen Entwicklungen: Burckhardt 1942, S. 268–275. Kreis; von Wartburg 2000, S. 206–210. Birkner; Rebsamen 1986, S. 28–31, 58–90. Huber 2014, S. 99–127.
- 23 Streuber 1854, S. 253. Kreis; von Wartburg 2000, S. 198.
- 24 Kreis; von Wartburg 2000, S. 199.
- 25 Burckhardt 1942, S. 206. Sarasin 1984, S. 65.
- 26 Burckhardt 1942, S. 209.
- 27 Habicht 2008, S. 129.
- 28 Meyer-Merian; Ballmer-Rinck 1859, S. 18.
- 29 StABS, Protokolle: Grosser Rat 23, 14.1.1841.
- 30 Huber 2014, S. 159.
- 31 Bonjour 1960, S. 473.
- 32 Baslerische Mittheilungen 1831, Nr. 13, S. 277.
- 33 General-Bericht 1856, S. 115–116.
- 34 Meyer 1908, S. 196.
- 35 Rathschlag 1864, S. 4.
- 36 Rathschlag 1859, S. 5.
- 37 Labhardt 2011, S. 194–196.
- 38 Effner 1860.
- 39 Ausführungen gemäss Labhardt 2019, S. 24–26.
- 40 Ochs 1821, S. 640–641.
- 41 Tréfús; Manasse 2006, S. 20–30.
- 42 StABS, Protokolle: Grosser Rat 23, 2.8.1841.
- 43 Allgemeine Ausführungen zu Stadtmauer und Stadttor gemäss Sarasin 1997, S. 247–249. Fischer 2007, S. 74–87. Osterhammel 2011, S. 432–437. Huber 2014, S. 132–135. Jütte 2015.
- 44 Zahlreiche Abbildungen in Hess; Lochman 2001, insbesondere S. 18–22.
- 45 Streuber 1854, S. 266.
- 46 Zitate bei Sarasin 1984, S. 114 und 118.
- 47 Salvisberg 1991, S. 14–26.
- 48 Rathschlag 1859.
- 49 Fischer 2007, S. 86–87.
- 50 General-Bericht 1856.
- 51 Zur Schweizerlegion: Hoffmann 1942.
- 52 Botschaft 1855.
- 53 Meyer-Merian 1864, Kapitel I: Die neue Zeit.
- 54 Gschwind 2022.
- 55 Zum langfristigen Transformationsgeschehen in Basel: Burghartz; Herren 2021, S. 18–22 und 164–165.





Basel.

Thomas K. Kuhn, Susanne Bennewitz

# Glauben und Debattieren

Basel wird nach der Reformation zum zweiten Mal ein Zentrum der reformierten Gläubigkeit. Das «fromme Basel» – ein sowohl anerkennender als auch spöttischer Begriff – ist europaweit vernetzt. Seine Religiosität setzt sich mit der Aufklärung und dem Pietismus auseinander. Auch Endzeit-erwartungen greifen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um sich. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzieht der reformierte Glaube einen Wandel. Dieser führt zum Einzug des theologischen Liberalismus in Basel und zur Bekenntnisfreiheit. Währenddessen kehrt die Stadt durch die katholisch-jüdische Immigration zur religiösen Vielfalt zurück. Die jüdische Gemeinde entwickelt sich aus dem Zusammenschluss weniger Familien ab 1800. Sie ist in den ersten sieben Jahrzehnten nur ein Provisorium. Rechtsunsicherheit und Intoleranz schränken jüdische Immigration sowie Kultur und Frömmigkeit stark ein.

## Religion in der Stadt: Modernisierung des Modernitätskritischen

Thomas K. Kuhn

Für viele Menschen verlor das traditionelle kirchliche Christentum in dem Zeitraum von 1750 bis 1860 zusehends an Glaubhaftigkeit und Bedeutung. Vertraute religiöse Gewissheiten zerbröselten, Unsicherheiten im religiösen Denken und Erleben machten sich breit, ungewohnte Perspektiven eröffneten sich. Es galt in dieser Epoche vielschichtiger Veränderungen neue, überzeugende Formen von Frömmigkeit, Theologie und Kirchlichkeit zu finden. Das Hin und Her von Fragen, Antworten und wieder neuen Fragen, das sich wie ein roter Faden durch diese Jahrzehnte zieht, lässt sowohl Krisenbewusstsein und Zukunftshoffnungen als auch Traditionalismus und Innovation erkennen. Neben Pietisten waren es vor allem Aufklärer, die überkommene Inhalte und Formen christlicher Religion infrage stellten und ein erneuertes Christentum propagierten. Von den sogenannten ‹Frommen› und ‹Konservativen› wurden sie deshalb häufig als ‹Feinde› der staatstragenden Religion verunglimpft.

Auch das reformierte Basel erlebte entsprechende Auseinandersetzungen und produzierte solche Feindbilder. Fromme Baslerinnen und Basler warnten mit Blick auf Freigeister und Aufklärer bildhaft vor «gefährlichen Menschen», die den Unglauben propagierten und somit einen «Strom» auslösten, der «alles zu überschwemmen, zu verwüsten und mit fortzureißen» drohte.<sup>1</sup> Gegenüber diesen apokalyptisch klingenden Bedrohungsszenarien fragte ein Basler Pfarrer 1850 wesentlich nüchterner nach der Entwicklung der religiösen Zustände in Basel in der ersten Hälfte des Jahrhunderts.<sup>2</sup> Er zeichnete ein ambivalentes Bild dieser Epoche. Für ihn war sie einerseits von wachsender Freiheit und Selbstbestimmung sowie von religiösem Pluralismus und gesellschaftlicher Ausdifferenzierung geprägt. Andererseits beklagte er, in einer für einen Kirchenmann typischen Weise, die angeblichen negativen Folgen religiöser Liberalität, den Relevanzverlust von Religion und Kirche in Gesellschaft und Kultur sowie den Rückzug von Handwerkern und Fabrikarbeitern aus dem kirchlichen Leben. Als positive Entwicklung verbuchte er immerhin die Vielzahl religiös motivierter Initiativen und Vereinsgründungen sowie deren weitgehende Verkirchlichung.

Die in dieser pastoralen Zeitdiagnose angesprochenen Entwicklungen sind als Frage nach dem Verhältnis von Religion und Moderne Gegenstand der neueren

historischen und religionssoziologischen Forschung. Die dort lange Zeit erzählten Geschichten vom unüberbrückbaren Widerspruch von Religion und Moderne sowie vom unaufhaltsamen Bedeutungsverlust des Religiösen im öffentlichen Leben sind fragwürdig geworden. Diese als ›Säkularisierungstheorie‹ bezeichnete historische Erzählung<sup>3</sup> verlor in jüngerer Zeit zu Recht ihr Deutungsmonopol. Die neuere Forschung betont mittlerweile die Vielschichtigkeit der Entwicklungen und fragt nach dem Beitrag christlicher Gemeinschaften zur Genese moderner Gesellschaften.

In Basel und an anderen Orten zeigen sich in der hier zu behandelnden Epoche einerseits mannigfaltige Formen von Entkirchlichung und Dechristianisierung. Andererseits entstanden in Reaktion auf die häufig als ›Krisen‹ gedeuteten tiefgreifenden gesellschaftlichen Transformationen religiöse Erneuerungsbewegungen, die spezifische Formen von Frömmigkeit und religiöser Vergesellschaftung sowie leistungsfähige kommunikative und publizistische Infrastrukturen schufen. In Zeiten, in denen die christliche Religion immer weniger eine gesamtgesellschaftliche Integration zu leisten vermochte, vollzog der traditionell eher konservative und modernitätskritische Basler Protestantismus in Basel vielfältige Transformationen und modernisierte sich zusehends. Diese Entwicklungen zeigten sich zunächst innerhalb der sogenannten Erweckungsbewegungen, welche die Jahrzehnte um 1800 in Basel religiös prägten. Mit dem Begriff ›Erweckungsbewegung‹ werden unterschiedliche Formen religiöser Aktivierung und Intensivierung bezeichnet, die häufig durch Vereine und Gesellschaften erfolgten.<sup>4</sup> Charakteristisch sind ferner zugespitzte theologische Argumentationen, ein ausgeprägtes Endzeitbewusstsein und apokalyptische Spekulationen. Ihre eigentümlichen Deutungskulturen erweisen sich einerseits als vornehmlich antimodernistisch und zivilisationskritisch. Im Zuge einer Verweltlichung des Jenseits rückten aber andererseits die innerweltlichen Entwicklungen und Geschehnisse in den Blick.

Die international und transkonfessionell agierenden Erweckungsbewegungen können als Beleg dafür gelten, dass in der Moderne durchaus neue Formen von religiöser Praxis entstanden. Diese Bewegungen sind keinesfalls blosse Fortentwicklungen des älteren Pietismus, sondern vielmehr neue Erscheinungen. Sie knüpften nämlich kritisch an den älteren Pietismus an und übernahmen trotz ihrer antiaufklärerischen Absichten durchaus Aspekte der Aufklärung. Um ihre überaus starke Präsenz in Basel und darüber hinaus zu verstehen, ist ein Blick auf ihre Vorgeschichte und die Geschichte der Entstehung der Deutschen Christentums-gesellschaft erforderlich.

## Religiöse Pluralisierung: Pietisten, Täufer und Katholiken

Der Prozess religiöser Pluralisierung setzte in Basel in den 1720er-Jahren mit ersten, von der Obrigkeit geduldeten pietistischen Konventikeln ein. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts fand der Pietismus schliesslich Eingang in die von der sogenannten ‹vernünftigen Orthodoxie› geprägte Basler Kirche.<sup>5</sup> In der frühesten Phase des Basler Pietismus spielten einige Frauen aus gehobeneren Kreisen – wie beispielsweise Marie-Sophie von Planta, geborene Comtesse von Rosen – eine wichtige Rolle, indem sie geheime Konventikel einrichteten und sich sozial engagierten.<sup>6</sup> Für die weiteren Entwicklungen des Basler Pietismus<sup>7</sup> wurde die Niederlassung der Herrnhuter Brüdergemeine wichtig, deren Anfänge Ende 1738 der Perückenmacher Friedrich Wilhelm Bieffer und seine Frau legten.<sup>8</sup> Die Herrnhuter, benannt nach ihrem sächsischen Gründungsort, sind eine bis heute aktive vom Pietismus beeinflusste und von Nikolaus Graf von Zinzendorf gegründete Kirche mit einer eigentümlichen Frömmigkeit. Sie verrichteten zudem europäische und aussereuropäische Missionsarbeit und initiierten die bis heute gebräuchlichen Herrnhuter Losungen. Obwohl die beiden von der Obrigkeit rasch als unerwünschte fremde Lehrer aus der Stadt verwiesen worden waren, fanden sich alsbald vierhundert bis fünfhundert Anhänger zusammen, und in der Folgezeit wurde die Brüdersozietät eine durchaus einflussreiche religiöse Institution in Basel, der sich zahlreiche Pfarrer anschlossen. Die für die 1780er-Jahre vorliegenden Zahlen lassen eine deutliche Dominanz von Frauen erkennen. Im Gegensatz zur der in dieser Zeit entstehenden Deutschen Christentumsgesellschaft, die etwa achtzig Prozent männliche Mitglieder zählte, waren in der Brüdersozietät umgekehrt knapp achtzig Prozent der Mitglieder Frauen.<sup>9</sup>

Neben den bisher genannten Gruppen sind die sogenannten separatistischen Pietisten zu erwähnen. Zu ihnen zählte etwa Susanna Ochs-Brenner, die sich als junge Frau einer radikalpietistischen Gruppe angeschlossen hatte und deswegen ins Gefängnis kam. Später zählte sie zur Brüdersozietät.<sup>10</sup> Nach relativ ruhigen Zeiten gerieten die Radikalpietisten in den 1750er-Jahren in den Blick der Obrigkeit und der Theologen.<sup>11</sup> So veröffentlichte der Basler Theologieprofessor Jakob Christoph Beck eine populär gehaltene Schrift ‹Ungrund des Separatismus›,<sup>12</sup> die in der Stadt verteilt wurde und in welcher der Verfasser vor dem Separatismus als Angriff auf die von Gott eingesetzte Ordnung warnte. Diese Warnung besass insofern Brisanz, als einige Anhänger der Separatisten zur städtischen Elite zählten und zum Teil aus ratsfähigen Familien stammten wie Wilhelm Brenner. Ihm wurde mit weiteren zwischen 20 und 30 Jahre alten Frauen und Männern über vier Jahre lang

**74 Martinskirche mit Stadthausgasse im Vordergrund, anonyme Fotografie, 1860.** — Gut erkennbar sind die einheitlich wirkende Dächerlandschaft und die übliche Höhe der Stadthäuser, die vor der Einführung von Fahrstühlen meist bei vier bis fünf Geschossen endete. Rechts neben der Martinskirche erheben sich die barocken Repräsentationsbauten der Gebrüder Sarasin am Rheinsprung (‘Weisses Haus’ und ‘Blaues Haus’), deren Grösse den gewohnten Massstab überstieg.



der Prozess gemacht, an dessen Ende 1754 die zeitweilige Verbannung aus dem Kanton stand. Brenner ist ein anschauliches Beispiel für eine pietistische Entradikalisierung, denn er schloss sich unter dem Einfluss von Pfarrer Hieronymus Annoni der wahrscheinlich 1768 gegründeten ‘Versammlung der ledigen Brüder’ an, die einen dezidiert kirchlichen Pietismus vertrat. Sie gilt neben der 1756 ins Leben gerufenen erbaulichen ‘Gesellschaft guter Freunde’ als wichtige Vorläuferin der Deutschen Christentumsgesellschaft, deren erster Kassierer Brenner wurde.

Eine weitere Ausdifferenzierung der religiösen Gemeinschaften brachte die Ansiedlung von Täufern seit den 1770er-Jahren. Den sieben bis acht täuferischen Familien, die etwa fünfzig Personen umfassten, stellte der Basler Antistes 1778 ein positives Zeugnis aus. Eine wohlwollend tolerante Haltung gegenüber dieser nonkonformistischen Gruppe zeigten auch andere Pfarrer. Ihre keineswegs selbstverständliche Offenheit erklärt sich möglicherweise aus der Zugehörigkeit zur Brüdersozietät.<sup>13</sup> Eine grössere Zuwanderung von Täufern erfolgte nach der Jahrhundertwende, doch blieb ihr Anteil nur bei sechs Promille der Gesamtbevölkerung.<sup>14</sup>



**75 Clarakirche mit Claraplatz, Clarastrasse und neuem Brunnen, anonyme Fotografie, nach 1865. —**

Eine handschriftliche Notiz unter dem Bild hält fest, dass hier am 17. April 1798 der erste katholische Gottesdienst Basels seit der Reformation stattfand. Die durchgängige katholische Nutzung begann 1817, wobei auch dann noch immer reformierte Gottesdienste abgehalten wurden.

Als weitere geduldete religiöse Minderheit lebten seit Mitte des 18. Jahrhunderts einige Anhänger der katholischen Kirche trotz des formal aufrechterhaltenen Niederlassungsverbots in Basel.<sup>15</sup> Zunächst nutzten sie die Martinskirche, dann seit 1798 auf obrigkeitliche Anordnung die Clarakirche im Kleinbasel.<sup>16</sup> Gegen deren simultane Nutzung erwuchs schon bald Widerstand. Der der Aufklärung nahestehende Pfarrer Johann Jakob Faesch beispielsweise sprach sich zwar für die freie Religionsausübung der Katholiken aus, verlangte aber ergebnislos die Zuweisung einer anderen Kirche, da es für die reformierten Geistlichen keineswegs erbaulich sei, «im Angesicht eines mit Bildern geschmückten Altars die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu verkündigen».<sup>17</sup> Über die Frage nach einer passenden gottesdienstlichen Lokalität hinaus sind neben Ansätzen konfessioneller Toleranz im Umfeld des Reformationsgedenkens 1819<sup>18</sup> weitere Spannungen zwischen Refor-

mierten und Katholiken greifbar, wie die Angst vor katholischen Einflüssen, vor denen vonseiten der reformierten Kirche – gelegentlich im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Separatismus – gewarnt wurde.<sup>19</sup> Dabei gingen Pfarrer sogar so weit, eine Publikation anzuregen, mit der vor der Heirat katholischer Frauen gewarnt werden sollte. Diesen Vorschlag lehnte die Regierung aber mit der Begründung ab, dass es reichen würde, wenn der Eherichter auf die Konsequenzen einer solchen Heirat hinweise: Bei einer nicht erfolgten Konversion der Frau drohte der Verlust des Heimatrechts.<sup>20</sup>

In den folgenden Jahrzehnten übernahm die Obrigkeit aber zusehends die Kontrolle über die Gemeinde, und vonseiten der Reformierten erfolgten immer wieder ‹missionarische› Initiativen, wie sich am Beispiel der Gefängnisseelsorge zeigen lässt.<sup>21</sup> Denn seit 1820 wurde das Zuchthaus einerseits ‹zum Schauplatz von Aushandlungsprozessen zwischen staatlichen und geistlichen Organen›<sup>22</sup> und andererseits zu einem Ort, an dem die katholischen Häftlinge deutlich benachteiligt wurden. Diesen Gefangenen wurde beispielsweise eine regelmässige Messe gewährt, aber sie blieben genötigt, am reformierten Gottesdienst und Religionsunterricht teilzunehmen. Benachteiligungen erfuhren zudem die im Gefängnis tätigen katholischen Priester. Anders als die Aufwertung der reformierten Anstaltspfarrstelle fristete die katholische in den folgenden Jahrzehnten nur ein bescheidenes Dasein. Und noch in den 1840er-Jahren war der katholische Pfarrer im Zuchthaus verpflichtet, die für die Gefangenen vorgesehene Literatur von zwei evangelischen Theologen überprüfen zu lassen, wogegen der als ‹Bettelpfarrer› bekannte Priester Sebastian von Büren energisch, aber erfolglos Widerspruch erhob.

### **Deutsche Christentumsgesellschaft**

Die schon mehrfach erwähnte Deutsche Christentumsgesellschaft, die 1780 zunächst unter dem Namen ‹Deutsche Gesellschaft edler thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit› gegründet wurde, geht in ihren Anfängen auf den Augsburger Pfarrer Johann August Urlsperger zurück. Dieser liess sich durch vergleichbare Gesellschaften in England und Schweden inspirieren und warb auf zahlreichen Reisen für sein Projekt. Nach einem Besuch in Basel, wo er vor allem unter Mitgliedern der ‹Versammlung der ledigen Brüder› Gehör fand, gelang es ihm Ende 1779, in London eine ‹Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit› zu gründen. Auf dem Kontinent erfolgte die erste Gründung in Basel, wo sich am 30. August 1780 ein ‹Engerer Ausschuss› unter dem Vorsitz



**76 Ansicht der Schiffflände mit St. Peter in der Ferne. Foto: Foto Wolf, um 1872.** — Im Vordergrund ist links die alte Rheinbrücke zu sehen, die auf der Grossbasler Seite auf Holzpfeiler abgestützt war. Oberhalb der Schiffflände befinden sich der Gasthof zum Goldenen

Kopf und der Gasthof zur Krone. Links öffnet sich die Eisengasse, rechts die Kronengasse. Der frühneuzeitliche Baubestand samt alten Strassenverläufen blieb noch bis zur Quartiersanierung der Jahrhundertwende erhalten.

von Theologieprofessor Johann Wernhard Herzog konstituierte. Zu den weiteren Mitgliedern zählten der einflussreiche Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt sowie Jakob Friedrich Meyenrock, beides Anhänger Annonis, sowie die Kaufleute Wilhelm Brenner, der aus Frankfurt stammende Georg David Schild und der Württemberger Jakob Friedrich Liesching, Letztere Mitglieder der «Versammlung lediger Brüder».

Die Gründung des «Engeren Ausschusses» gehört in den Kontext der zahlreichen Sozietätsgründungen im 18. Jahrhundert.<sup>23</sup> In Basel entstanden ab 1742 bis zum Ende des Jahrhunderts dreizehn Sozietäten unterschiedlicher Art, von denen fünf das 18. Jahrhundert überlebten.<sup>24</sup> Diese Gesellschaften, die auf der Idee der Gestaltbarkeit und Verbesserung der Welt gründeten, verbanden das Prinzip der Freiwilligkeit, die Vereinigung aller Stände sowie der Unterhalt einer Zeitschrift, weitmaschige Korrespondenz und in vielen Fällen die Gründung von Lokalgesell-

schaften. Doppelmitgliedschaften in den Sozietäten waren durchaus möglich, wie das Beispiel der Christentumsgesellschaft zeigt. Sie verortete sich explizit im Netzwerk der internationalen Sozietäten und vertrat den Anspruch, mehr als eine bloss lokale religiöse Gesellschaft zu sein.<sup>25</sup>

Bald nach der Basler Gründung konstituierten sich vor allem an jenen Orten im Deutschen Reich zahlreiche Tochtergesellschaften, an denen solche Pietisten lebten, die in der Tradition des einflussreichen Hallenser Pietisten August Hermann Franckes standen. Die Christentumsgesellschaft verfolgte zunächst zwei Ziele: Erstens zielte sie auf Widerlegung der aufklärerischen Theologie und somit auf die Bewahrung der von ihr deklarierten <reinen> Lehre. Zweitens galt ihre Aufmerksamkeit in praktischer Hinsicht der Förderung der Frömmigkeit, die als <Gottseligkeit> bezeichnet wurde. Gegen diese dezidiert antiaufklärerische Ausrichtung erwuchs bald schon Widerstand, und die Gesellschaft konzentrierte sich auf erbauliche und karitative Aufgaben. Diese Neuausrichtung schlug sich auch in Namenswechseln nieder, bis sich endlich die Bezeichnung <Deutsche Christentumsgesellschaft> durchsetzte.

**Der Anteil  
der Frauen stieg  
auf sechzig Prozent**

Mit den Debatten über die Ausrichtung einher gingen organisatorische Überlegungen, an deren Ende Basel zum organisatorischen und kommunikativen Zentrum der Gesellschaft bestimmt wurde. Für diese Entscheidung, die vor allem von auswärtigen Mitgliedern der Gesellschaft propagiert worden war, sprachen die für die Arbeit günstigen Rahmenbedingungen.<sup>26</sup>

Mit Blick auf die Anfänge der Gesellschaft und die Zusammensetzung ihrer Mitglieder fällt dreierlei auf:<sup>27</sup> Die Gründung der Gesellschaft ging erstens auf männliche, zum Teil ortsfremde Laien zurück. Leitungsfunktionen übernahmen zweitens Basler Theologen. Drittens kann von einer Feminisierung der Gesellschaft gesprochen werden, denn der Anteil der Frauen stieg von anfangs zwanzig Prozent auf sechzig Prozent. Die Gesellschaft zählte 1784 insgesamt 63 Mitglieder, 1811 waren es 106. Die Vorstandsarbeit blieb zwar ausschliesslich den männlichen Mitgliedern vorbehalten, Frauen durften aber durchaus eigene Versammlungen leiten.

Dank ihrer auswärtigen Tochtergesellschaften erreichte die Christentumsgesellschaft zwar rasch einen hohen Grad an Bekanntheit, wurde dadurch aber Gegenstand scharfer Kritik und vonseiten der Aufklärung als eine völlig unnötige Gesellschaft diskreditiert, die «Fanatismus, christlichen Stolz, Herrnhuterey und Andächteley», keineswegs aber «ein ächtes Christenthum» fördern werde.<sup>28</sup> Wegen ihrer Offenheit für Katholiken verdächtigte man sie zudem, eine «eine protestantische Jesuitengesellschaft» zu sein.<sup>29</sup>

## Aufklärung in Basel

Die Aufklärung trat in Basel weithin in einer überaus gemässigten Form auf und fand vor allem unter Mitgliedern der Basler Kaufmannselite Verbreitung.<sup>30</sup> Als Feindbild für fromme Baslerinnen und Basler eignete sie sich nur bedingt, zumal Aufklärer und Pietisten durchaus vergleichbare Ziele verfolgten und dabei ähnliche Wege beschritten. Beiden ging es um die Verbesserung des Einzelnen und der Gesellschaft; beide setzten auf pädagogische Reformen und nutzten neue Sozialformen und Kommunikationsmittel wie Gesellschaften und Zeitschriften. Neben der bekanntesten Figur der Basler Aufklärung, Isaak Iselin, der als Vertreter eines christlichen Humanismus und religiöser Toleranz durchaus Sympathien für eine vornehmlich auf der Vernunft basierende ‹Natürliche Religion› hegte und an der überkommenen Offenbarungsreligion zweifelte,<sup>31</sup> gab es auch vereinzelt aufgeklärte Theologen wie den schon erwähnten Johann Jakob Faesch oder Johann Friedrich Miville. Besonderes Aufsehen erregte aber der Pfarramtskandidat und Lehrer Johannes Frey,<sup>32</sup> der zunächst 1764 eine Bekehrung erlebte und sich 1770 erfolglos um die Nachfolge von Pfarrer Annoni beworben hatte. Unter dem Einfluss von Iselin wandelte er sich Mitte der 1770er-Jahre zum Aufklärer und zählte zu den ersten Mitgliedern der 1777 gegründeten ‹Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen› (GGG) und der ‹Allgemeinen Lese-gesellschaft›. Frey wirkte als Volksaufklärer, erteilte Kindern aus armen Familien unentgeltlich Unterricht und befasste sich mit sozialen Fragen. Zudem forderte er schulische Reformen wie beispielsweise die Abschaffung des Religionsunterrichtes. Wie andere Aufklärer definierte auch er die menschliche Vernunft als eine göttliche Fähigkeit. Sowohl seine im Schulunterricht geäusserten Religionsmeinungen als auch seine Predigten irritierten die kirchliche Obrigkeit allerdings zusehends und führten schliesslich zu einem Predigtverbot, nachdem er Jesus in einer unerlaubt gedruckten Predigt als vollkommenen Aufklärer präsentiert hatte. Immer wieder attackierte er in seinen Schriften Orthodoxe wie Pietisten und provozierte Widerspruch aus den Reihen der Christentumsgesellschaft. Deren Mitglieder deuteten Freys 1790 erschienenes Buch ‹Auswahl der Lehren und Thaten Jesu› vor dem Hintergrund der Französischen Revolution als weiteres Zeichen der anbrechenden Herrschaft des Antichristen.<sup>33</sup> Als Frey Anfang 1800 erneut im Unterricht die Bibel grundlegend kritisierte, wurde ihm der Prozess gemacht: Man warf ihm vor, nicht nur durch die Leugnung der göttlichen Inspiration der Heiligen Schrift (Verbalinspiration) die biblische Autorität relativiert, sondern auch die Jugendlichen gegen die Pfarrer aufgehetzt zu haben, und entzog ihm deshalb die

**77 Das Münster vom Barfüsserplatz aus gesehen, anonyme Fotografie, um 1870.** — Die Basler Hauptkirche dominierte das Stadtbild mit den anderen, ebenfalls jahrhundertealten Kirchen. Nach der Reformation stoppte der Kirchenbau in Basel. Mit der neuen Elisabethenkirche, die eine viel kleinere Vorgängerkirche ersetzte und das Münster an Höhe übertraf, kam es ab 1857 zum ersten Kirchenneubau Basels seit dem 16. Jahrhundert.



Lehrerlaubnis. Nach seinem bald danach erfolgten Tod annullierte der Vollziehungsrat der Helvetischen Republik posthum die Entlassung Freys und rügte die Basler Behörden wegen Unregelmässigkeiten im Verfahren. Insgesamt zeigt der ›Fall Frey‹, dass in Basel Aufklärung möglich war, solange nicht die Autorität von Bibel und Bekenntnis infrage gestellt wurde.

Debatten über das Verhältnis von Religion und Vernunft spielten sich freilich nicht nur im öffentlichen städtischen Raum ab, sondern auch in Familien des ›frommen Basel‹, also in der fest in pietistisch-erwecktem Glauben und Glaubens-

tätigkeit verankerten Gesellschaftsgruppe. So hatte sich Pfarrer Johannes Rudolf Burckhardt,<sup>34</sup> ein wichtiger Vertreter dieser Frömmigkeit, mit seinem Medizin studierenden, gleichnamigen Sohn über das Verhältnis zwischen Religion und Aufklärung auseinanderzusetzen. Der Sohn, der zu Beginn seines Studiums aus der Brüdersozietät ausgetreten war und sich unverkennbar von der väterlichen Frömmigkeit distanzierte, forderte nämlich im Sinne der Aufklärung eine vernünftige Religion. Trotz ihrer erheblichen Meinungsdivergenzen blieben Vater und Sohn in regem Austausch.

Dass sich aufklärerische und pietistische Gesinnungen durchaus ergänzen konnten, zeigen die Beispiele von Johann Friedrich Miville und Johann Jakob Wick.<sup>35</sup> Beide Theologen gehörten aufklärerisch-patriotischen wie auch pietistisch-erweckten Gruppen an, beide waren Mitglieder der GGG und der Christentumsgesellschaft. Wick wirkte zudem als erster Präsident des Basler Armenschullehrervereins, der die Einrichtung des ›Rettungshauses‹ in Schloss Beuggen initiierte und unterstützte.

### **Erweckte Kommunikation und fromme Netzwerke**

Seit 1783 war Basel organisatorisches und kommunikatives Zentrum eines weit gespannten Netzwerkes, das sich bis an Nord- und Ostsee erstreckte.<sup>36</sup> Hier flossen die Informationen aus den auswärtigen Tochtergesellschaften – auch Partikulargesellschaften genannt – der Christentumsgesellschaft zusammen. Man informierte sich gegenseitig durch Besuche sowie durch den Austausch von Briefen und Protokollauszügen über den Fortgang der einzelnen Initiativen und verfasste Extrakte aus eingegangenen Briefen, die in Gesellschaftsberichten verbreitet wurden.<sup>37</sup> Um die Kommunikation zu intensivieren, nahmen die Mitglieder neue publizistische Medien in den Blick. Die Idee, ein ›Journal‹ zu publizieren, das als Pendant zur einflussreichen Berliner ›Allgemeinen Deutschen Bibliothek‹, einem aufklärerischen Rezensionsorgan, in Stellung gebracht werden sollte, verwarf man allerdings. Stattdessen fiel die Entscheidung für eine Zeitschrift, die von 1783 an für drei Jahre unter dem Titel ›Auszüge aus dem Briefwechsel der Deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit‹ erschien und seit 1786 unter dem Titel ›Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit‹ ihre Fortsetzung fand. Inhaltlich boten beide Zeitschriften, die der Zensur durch die Theologische Fakultät unterlagen, keine theologischen Auseinandersetzungen, sondern Erbauliches für die Entwicklung eines Erfahrungs-Christentums, berichteten über Mission und druckten Briefauszüge ab. Ihre Artikel

lassen eine Synthese von biblizistischer Theologie und individualistisch-moralischer Frömmigkeit erkennen. Zudem wollten sie das ‹Eingreifen› Gottes in die Geschichte bezeugen. Sie wurden privat, aber auch kollektiv in Erbauungsversammlungen gelesen. Die bis 1912 erschienenen ‹Auszüge› beziehungsweise ‹Sammlungen› sind das am längsten erscheinende Periodikum der deutschsprachigen Volkspresse und dokumentieren religiöse Transformationen über einen überaus ausgedehnten Zeitraum.

### **Institutionen, Vereine, Gesellschaften**

Anders als die weiblichen Mitglieder der Christentumsgesellschaft, die nach 1800 weiterhin Versammlungen und Erbauungsstunden besuchten, verlagerten die männlichen Mitglieder ihre Tätigkeit. Sie gründeten Vereine und Gesellschaften, wie es für das ganze 19. Jahrhundert charakteristisch war. In diesen Institutionen übernahmen neben Männern aus der Basler Oberschicht zahlreiche Württemberger leitende Positionen.<sup>38</sup> Die Sekretäre der Christentumsgesellschaft waren bis auf einen alles württembergische Pfarramtskandidaten. Der für die Geschichte der Christentumsgesellschaft und ihrer Vereine wichtigste Ideengeber stammte zwar auch aus Württemberg, war aber ein ehemaliger Hofbeamter: Christian Friedrich Spittler wirkte seit 1801 in Basel, wurde 1808 vollamtlicher Sekretär der Christentumsgesellschaft und zählt zu den führenden Persönlichkeiten der Erweckungsbewegungen. Etwa dreissig der nach der Jahrhundertwende in Basel gegründeten religiösen Vereine und Institutionen gehen zurück auf seinen Einfallsreichtum und sein rastloses Wirken sowie auf die Fähigkeit, Mitstreiterinnen und Mitstreiter zu gewinnen. Diese sogenannten ‹Reich-Gottes-Werke› verfolgten missionarische, publizistische, diakonische und pädagogische Ziele. Sie bezweckten häufig die ‹Umkehr› der Menschen und ihre Bekehrung und waren von dem Gedanken getragen, dass durch eine sittliche wie religiöse Erneuerung die vielfältigen sozialen Fragen gelöst werden könnten. Alles in allem sollten sie das Kommen des Reiches Gottes beschleunigen, daher ihr Name. Zu ihnen zählten beispielsweise folgende Einrichtungen: Bibelgesellschaft (1804), Missionsgesellschaft (1815) [78], Rettungshaus und Armenschullehreranstalt im badischen Schloss Beuggen (1820), Verein der Freunde Israels (1831), Taubstummenanstalt (1838), Pilgermission St. Chrischona (1840), Diakonissenhaus (1858), Herberge für Mägde auf den Schoren (1858). Eine unabdingbare Grundlage für die nicht immer widerspruchsfreie Realisierung all dieser Werke war die personelle und ökonomische Unterstützung in Basel und darüber hinaus.

Als soziales wie kommunikatives Zentrum der Erweckten fungierte das sogenannte «Fälkli». In dem zentral am Stapfelberg gelegenen Haus, der ehemaligen Herberge des Augustinerklosters, lebte Spittler nicht nur mit seiner Frau Susanna Spittler-Götz, einer umtriebigen Hausmutter und Gastgeberin, sondern empfing auch zahlreiche einheimische wie auswärtige Gäste und errichtete eine Verlags- und Sortimentsbuchhandlung.

### **Frömmigkeit: Endzeit und Tausendjähriges Reich**

Die Jahrzehnte um die Jahrhundertwende erlebte ein Grossteil der Basler Bevölkerung als eine Zeit verdichteter Krisen. Politische Ereignisse wie Aufklärung, Französische Revolution, Napoleon und Wiener Kongress, aber auch die durch den Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien verursachte Klimaveränderung, die 1816 zu einem «Jahr ohne Sommer» und im Folgejahr zu Hungersnöten führte, galten unter den Pietisten und Erweckten in Basel als endzeitliche Vorzeichen wie auch später die Kantonstrennung. Anhand der neutestamentlichen Johannesoffenbarung interpretierten sie diese Krisenverdichtung eschatologisch als Vorboten des nahenden Reiches Gottes. Diese Deutungen konnten durchaus unterschiedliche Folgen zeitigen. Die 1816 in Basel und Umgebung auftretende, in Wirtshäusern verkündigende baltische Baronin Juliane von Krüdener,<sup>39</sup> die zu den ungewöhnlichsten Frauengestalten ihrer Zeit zählt, engagierte sich nicht nur sozial, sondern predigte vor manchmal eintausend Menschen aus allen sozialen Schichten eine Erneuerung des Christentums und propagierte Russland als endzeitlichen Zufluchtsort.<sup>40</sup> In Basel stiess Juliane von Krüdener aber bei Vertretern der Christentumsgesellschaft wegen «ungeordneter Schwärmerey» und «ansteckender Auswanderungslust» auf Widerstand und wurde bald ausgewiesen [79].<sup>41</sup>

Für die religiösen Entwicklungen in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine endzeitlich geprägte, öffentlichkeitswirksame Frömmigkeit charakteristisch. «Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote», ein aufgeklärt-liberales Wochenblatt, griff sie auf und meldete am 7. Januar 1830: «In Basel erwarten, dem öffentlichen Vernehmen nach, im Jahr 1830 viele der überfrommen Leute die Ankunft des tausendjährigen Reichs.»<sup>42</sup> Die hier beschriebene Haltung, die im Detail keineswegs einheitlich ausfiel, orientierte sich an den Berechnungen des württembergischen Pietisten Johann Albrecht Bengel, der den Anfang des Tausendjährigen Reiches für das Jahr 1836 terminiert hatte.

Dieser sogenannte «Chiliasmus» (von griechisch *chilioi* = tausend) oder «Millenarismus» (von lateinisch *millenium* = Jahrtausend), der von einer tausend-



**78** **«Das Missions-Haus zu Basel», anonymer kolorierter Stich, undatiert.** — Das Bild zeigt die Gartenanlage des ab 1820 genutzten ersten Hauses der Basler Mission in der Nähe der Kirche St. Leonhard. 1860 wurde das Gebäude durch einen Neubau an der Missionsstrasse ersetzt. Die intensive geistliche Lektüre der Missionare wird in der Darstellung dadurch herausgestrichen, dass die meisten Personen in der Gartenanlage eine Schrift in der Hand halten, die sie lesen oder memorieren.

jährigen irdischen Heilszeit unter der Herrschaft des wiedergekommenen Christus ausgeht, entfachte eine hohe Religionsproduktivität. Diese zeigte sich exemplarisch an den zahlreichen, neu entstehenden religiösen Vergemeinschaftungen in Basel. Da viele fromme Basler und Baslerinnen glaubten, man könne das Kommen des Reiches Gottes beispielsweise durch pädagogische, publizistische oder missionarische Massnahmen beschleunigen, schufen sie die erwähnten «Reich-Gottes-Werke». Dabei waren sie von dem «Postmillenarismus» getragen, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im «frommen Basel» vorherrschte. Diese ebenfalls endzeitliche Vorstellung geht erstens davon aus, dass der Beginn des Tausendjährigen Reiches vor der Wiederkunft Christi erfolge. Zweitens ist mit diesem Konzept die



**79 Baronin von Krüdener und eine Menschenmenge in Grenzach, Karikatur von Hieronymus Hess, 1817.** — Die Karikatur des Menschenauf-  
 laufs zeigt die ganze Bandbreite von Verehrung,  
 Interesse und Neugier für die pietistische Baro-  
 nin Juliane von Krüdener. In den Hungerjahren  
 1816 und 1817 fielen die Errettungsbotschaften der

Mystikerin auf besonders fruchtbaren Boden  
 und lösten bei den Behörden Besorgnis aus.  
 Auch die obrigkeitliche Beobachtung des Ge-  
 schehens wird hier gezeigt. In den Basler  
 Stadtansichten der Zeit kommt absolute Armut  
 wie hier in Gestalt zweier abgerissener Bett-  
 ler (links und rechts im Vordergrund) nicht vor.

Vorstellung verbunden, dass das Millennium nicht durch eine alles erschütternde Katastrophe, sondern schrittweise komme und der Mensch in ihm wirken könne.

Der Postmillenarismus ist Ausdruck eines innovativen Zeit- und Zukunftsverständnisses: Zukunft wird zusehend als gesellschaftlicher Erwartungszeitraum verstanden. Für religiös motiviertes menschliches Handeln wie Mission, Evangelisation, Bibelverbreitung und Erziehung eröffneten sich Freiräume, die das Beengende nationaler und konfessioneller Grenzen überschritten.<sup>43</sup> Mit Blick auf das kommende Reich Gottes spielte die Mission eine wesentliche Rolle, da es darum ging, die Menschheit zum «wahren Christentum» zu bekehren. Sie nahm unterschiedliche Zielgruppen in den Blick: Neben der sogenannten «Heidenmission»

engagierten sich die Basler Erweckten für die Mission an den Juden und gründeten dafür den Verein der Freunde Israels.<sup>44</sup> Schliesslich errichtete man 1859 im Sinne einer inneren Mission die Basler Stadtmission.<sup>45</sup> Als ein erfolgreiches und weithin anerkanntes Beispiel für eine pädagogische Einrichtung ist das ‹Rettungshaus› im badischen Schloss Beuggen zu nennen. Hier wirkten seit 1820 Christian Heinrich Zeller, ein aus der Aufklärung kommender erweckt-chiliasmischer Pädagoge, und seine Frau Sophie. Sie erzogen nicht nur zwischen 1820 und 1860 über 400 Kinder aus prekären familiären Verhältnissen, sondern bildeten zudem 251 Armenschullehrer aus.<sup>46</sup>

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wandelten sich die endzeitlichen Vorstellungen in Basel: Nach der Mitte des Jahrhunderts wird eine Entdramatisierung endzeitlicher Vorstellungen greifbar, die sich in einem gemässigten Fortschrittsoptimismus auflösten.

### **Bibeln und Traktate: Basel als Druckort frommer Schriften**

Basel war nicht nur der organisatorische Mittelpunkt der Erweckungsbewegung, sondern zugleich auch ein hochproduktiver Publikationsort.<sup>47</sup> Für die Mitglieder der Christentumsgesellschaft zählte die Produktion und Verbreitung christlicher Schriften zu den unerlässlichen Aufgaben. Die Verbreitung der Schriften sollte erstens den ‹zügellosten Einfluss des Unglaubens› hemmen.<sup>48</sup> Zweitens galt die Bibelverbreitung als wesentliche Aufgabe beim Bau des Reiches Gottes.<sup>49</sup> Drittens ging es um die Vermittlung spezifischer Normen und Frömmigkeitspraktiken und somit um eine Rechristianisierung des öffentlichen Lebens.

Neben der schon erwähnten Zeitschrift der Christentumsgesellschaft erschienen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich erbauliche Traktate, Bibeln und deren Teilausgaben, die in hohen Zahlen gedruckt und vertrieben wurden. Dazu drei Beispiele: In der Zeit von 1816 bis 1817 wurden 8320 Bibeln

sowie 4797 Neue Testamente teils verkauft, teils verschenkt.<sup>50</sup> In den Jahren 1813 bis 1817 verliessen 50 000 Traktate die Druckerei, von denen 20 000 Exemplare unentgeltlich an Arme verteilt und 16 000 zu geringen Preisen verkauft wurden. Die sogenannte ‹Basler Bibel› erschien in eindrucklichen 60 Auflagen bis 1896. Die Publikationen wurden in alle Welt verschickt wie beispielsweise nach Österreich, an die Wolga, Südfrankreich, New York, Südamerika. Hervorragende Produktionsbedingungen ermöglichten die Herstellung hochwertiger Druckerzeugnisse: Neben dem international angesehenen Schriftgiesser Wilhelm Haas stand mit dem Herrnhuter Felix Schneider ein erweckter und überaus leistungsfähiger Drucker zur Verfügung, der bei der Eröffnung seiner Offizin das Gelübde abgelegt hatte, ‹keine Schriften zu drucken und zu verlegen, die auch nur im geringsten gegen Religion und gute Sitten verstiessen›.<sup>51</sup>

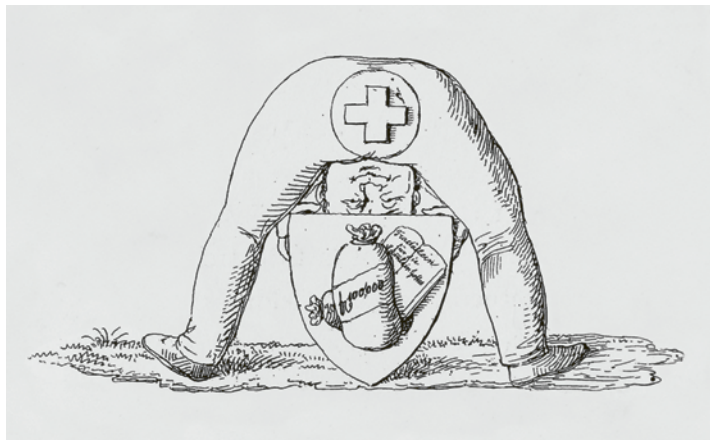
## Das «fromme Basel» zwischen Anerkennung und Ironie

Als einer der ersten Zeitzeugen und Historiker verwendete Karl Rudolf Hagenbach in seiner Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts die Phrase vom «frommen Basel» 1872 und verwies auf dessen zwiespältige Verwendung als Ausdruck von Anerkennung oder Ironie.<sup>52</sup> Diese Ambivalenz zeigte sich in der Selbst- und Fremdwahrnehmung.<sup>53</sup> Schon früh bildete sich in Basel einerseits das Bewusstsein aus, ein besonderer religiöser Ort zu sein,<sup>54</sup> der sich durch einzigartige Verkündigung des Wortes Gottes<sup>55</sup> sowie durch Glauben und Wohltätigkeit auszeichne und somit eine «hochbegnadigte Stadt» sei.<sup>56</sup> Auch die Bewahrung in kriegerischen Zeiten sowie Reichtum und wirtschaftliche Prosperität wurden als Zeichen göttlicher Vorsehung gedeutet. Diese positiven Einschätzungen übertrafen auswärtige Autoren, wenn es beispielsweise 1809 bei dem in Niederschlesien tätigen Pfarrer Johann David Heinrich,<sup>57</sup> einem ehemaligen Zögling des weithin berühmten Hallenser Waisenhauses und Freundes der Herrnhuter Brüdergemeine hiess: «Was fließen nicht desfalls in Basel, diesem Lieblinge Gottes, für Zeugnisse zusammen, die sich als dann wie liebliche Bächlein in allerley Weltreiche und Gegenden ergießen.»<sup>58</sup> In diesem Votum wird das seit dem 18. Jahrhundert populäre Bild der auserwählten Schweiz, in der die Quellen der europäischen Flüsse am Gotthard liegen, auf Basel übertragen.<sup>59</sup>

Andererseits wurde die Basler «Frömmigkeit zum Sprüchwort des Hohns».<sup>60</sup> In- und ausländische Zeitungen setzten sich kritisch mit ihr auseinander, beispielsweise die «Schweizer Nationalzeitung», die auf die Verflechtung von Reichtum und Frömmigkeit und auf ein Wort Jesu (Markusevangelium 10,25) anspielend polemisierte: «Basel ist die Wunderstadt, drinnen die Reichen leichter in den Himmel

### 80 «Projecte zur Verbesserung einiger Kantonswappen», anonyme Zeichnung (Detail), 1840. —

Der Ausschnitt aus einem Berner Spottbild illustriert, wie «Basel» – genau genommen Basel-Stadt – sich von der Schweiz abwendet und ihr bloss den Hosenboden sowie ein Wappen mit einem Geldsack und einem aufgeschlagenen Buch namens «Traktätlein für die Lämmlein Gottes» zeigt.



kommen, als Kamele durchs Nadelöhr.»<sup>61</sup> Eine kritische Sicht auf Basel aus dem Ausland veröffentlichte das ›Schwäbische Morgenblatt‹: «Die Frömmigkeit der Basler möchte ich nicht Frömmerei oder Heuchelei nennen, wohl aber den herrschenden religiösen Geist einen trübsinnigen, lebensscheuen und egoistischen. Und daß sich bei aller äußern Demuth auch eine gute Dosis geistlichen Stolzes mit einmischt, möchte ebenfalls nicht zu bezweifeln sein.»<sup>62</sup> Mit feiner Ironie fragte der ›Schweizerische Bilderkalender‹ des Karikaturisten Martin Disteli, der sich dem Kampf gegen die aristokratisch-klerikale Richtung verschrieben hatte, mit Blick auf das ›fromme Basel‹: «Wer hätte nicht schon Gelegenheit gehabt, die Trefflichkeit ihrer Industrie in irgendeinem ihrer Fabrikate zu erproben, bestände dasselbe nun in Seidenband, Missionären, Traktätchen oder Leckerli?»<sup>63</sup>

### **Kontroversen und Debatten**

Basel erlebte im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert nach einer Zeit des Stillstandes einen unübersehbaren Aufbruch in Politik, Bildung und Religion, in dessen Folge sich die religiösen Verhältnisse unübersehbar veränderten. Die neuen Formen religiöser Vergemeinschaftung sorgten für Unruhe und zeitigten eine weitreichende regulative Massnahme: Seit 1813 mussten sich die Pfarrer per ›Revers‹ schriftlich verpflichten, nicht nur die reine Lehre der Kirche zu vertreten, sondern sich von jeglichen separatistischen Bewegungen fernzuhalten und keinen von der Amtskirche abgesonderten Kreisen anzugehören. Trotz dieser Intervention engagierten sich zahlreiche Pfarrer in Gesellschaften wie Vereinen und debattierten über die Zukunft der Kirche, über Formen und Reformen des kirchlichen Lebens. In den Kreisen, in denen eine endzeitlich orientierte Frömmigkeit vorherrschte, standen nicht nur der Fortgang sowie die Weiterentwicklung religiöser Initiativen zur Diskussion, sondern auch die Interpretation der Johannesoffenbarung sowie die Frage nach Inhalten und Zeiträumen des kommenden Reiches Gottes.<sup>64</sup>

Weitere Auseinandersetzungen löste unter den Erweckten ein 1843 in Basel anonym erschienener Eheratgeber aus.<sup>65</sup> Sein Autor war der in Basel sehr aktive erweckte Arzt Ernst Joseph Gustav de Valenti, der unter anderem Andachtsstunden in St. Martin abhielt und zu den Mitbegründern der Pilgermission zählt. Sein Buch ›Das Ehebett, christlich und ärztlich beleuchtet; ein Noth- und Hilfsbüchlein für Eheleute und Verlobte‹ sollte aufgrund seiner Brisanz nur einem ausgewählten Publikum zugänglich gemacht und vornehmlich im Netzwerk der Erweckten vertrieben werden. Anders als andere Spät pietisten und Erweckte vertrat de Valenti nämlich eine positive und freiere Sicht auf Ehe und Sexualität.



**81 Panoramablick auf Kleinbasel. Foto: Varady & Cie., 1870.** — Zu sehen sind die Kirche St. Clara (ganz links), die Kirche des Waisenhauses (halbrechts) und St. Theodor (rechts). Nicht abgebildet ist die Kirche des ehemaligen

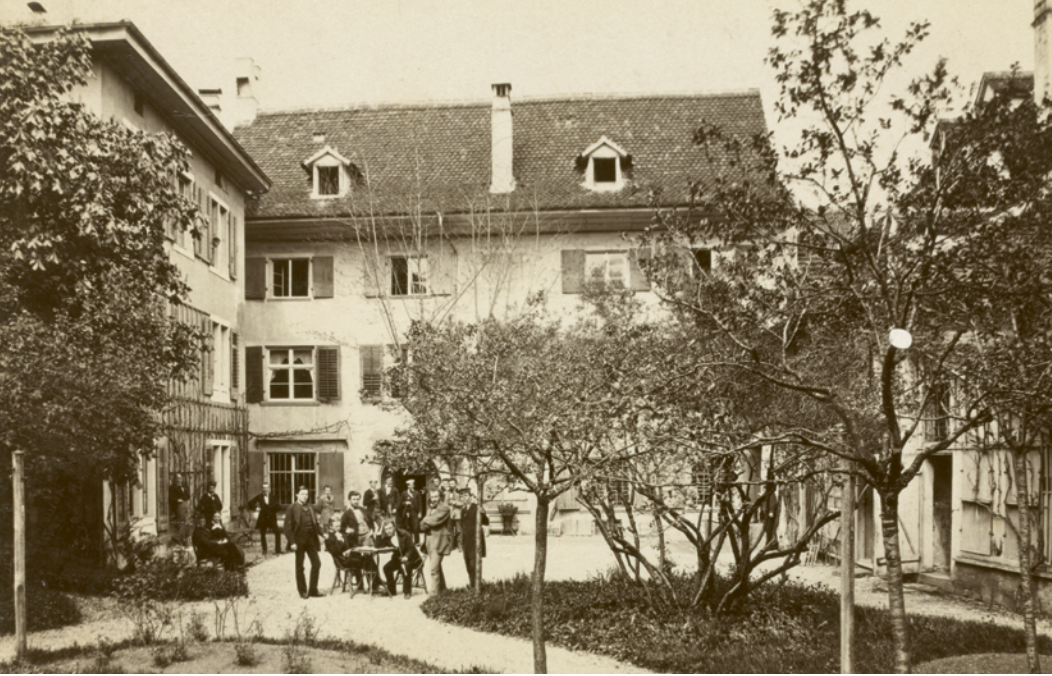
Klingentalklosters weiter rheinabwärts, wo 1779 letztmals Gottesdienste stattfanden. Die Aufstockungsarbeiten am «Grossen Haus» des Waisenhauses (halbrechts) datieren die Aufnahme auf 1870.

Zudem beschäftigte die breitere städtische Öffentlichkeit immer noch die bereits 1822 erfolgte Berufung des in Berlin entlassenen Theologieprofessors Wilhelm Martin Leberecht de Wette.<sup>66</sup> Dieser galt als liberaler Theologe, der die biblischen Schriften einer weitgehenden historischen Kritik unterzog. Die Befürchtungen, dass er eine entschieden antipietistische Richtung verfolgen würde, sollten sich zwar nicht bewahrheiten, aber es blieben dennoch auf Seiten der frommen Basler erhebliche Bedenken gegenüber diesem Theologen.<sup>67</sup> Getrieben von der Sorge, zukünftig nur noch «ungläubige» Pfarrer zu bekommen, gründeten fromme Basler 1836 einen «Verein zur Beförderung christlich-theologischer Wissenschaft und christlichen Lebens»<sup>68</sup> mit dem Ziel, an der Theologischen Fakultät eine Stiftungsprofessur zu etablieren. Diese Professur sollte gemäss den Vereinsstatuten zur «Förderung gründlicher, theologischer Studien und eines lebhaft christlichen Sinnes und Lebens» beitragen. Deshalb sollten nur solche Professoren berufen werden, die «wahre Wissenschaftlichkeit mit der Begeisterung des Glaubens und mit entschiedener Christusliebe» verbanden.<sup>69</sup> Als Erster versah der Württemberger Johann Tobias Beck diese Professur und erhielt ein höheres Gehalt als seine Kollegen an der Theologischen Fakultät.<sup>70</sup> Doch konnten weder Beck und seine Nachfolger noch der ihn finanzierende Verein, der 1872 eine zweite Professur stiftete, verhindern, dass sich die Basler Kirche grundlegend verändern und öffnen sollte.

## Auf dem Weg zur Bekenntnisfreiheit

Mitte Februar 1842 rumorte es gewaltig unter den Basler Theologen.<sup>71</sup> Anlass waren die obligatorisch zum Examen eingereichten Lebensläufe zweier Studenten. Beide liessen unmissverständlich erkennen, wie sehr sie der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel und der Theologe David Friedrich Strauß in ihrer theologischen Entwicklung geprägt hatten. Da Hegel und Strauß für die Basler Theologen so etwas wie Schreckgespenster waren, gab es heftige Diskussionen. Zudem standen ihnen die Unruhen und Proteste in Zürich noch vor Augen, welche die Berufung von Strauß wenige Jahre zuvor ausgelöst hatte, als Bauern mit Mistgabeln bewaffnet in Zürich einmarschiert waren, um erfolgreich die Anstellung des liberalen Theologen zu verhindern. Was die kirchenleitenden Basler Theologen zudem arg irritierte, war der von den beiden Studenten geäußerte Zweifel, sich bei der Ordination auf die Bibel und auf das seit der Reformation geltende Basler Bekenntnis verpflichten zu können. Mit dieser Aussage rüttelten Alois Emanuel Biedermann und sein Freund Johannes Riggenbach an den Fundamenten der traditionellen Basler Theologie. Theologisch gingen die beiden schon wenige Jahre später völlig unterschiedliche Wege: Biedermann wurde der Führer des theologischen Liberalismus. Riggenbach hingegen vollzog einen grundsätzlichen theologischen Richtungswechsel, indem er sich radikal vom theologischen Liberalismus abwandte. Er avancierte zum Haupt der sogenannten positiven Theologie, die sich eng an Bibel und Bekenntnis orientierte. Auch wenn sich die Wogen glätten liessen und die beiden Unruhestifter nach glänzend bestandenem Examen ihre erfolgreichen theologischen Karrieren starten konnten, sollte sich in den kommenden Jahrzehnten die Frage nach dem Stellenwert und der Autorität kirchlicher Bekenntnisse zusehends radikaler stellen – und zwar in der gesamten reformierten Schweiz.<sup>72</sup>

In diesen theologischen und kirchenpolitischen Debatten ging es um die Frage, welche Relevanz und Autorität diese mit normativen Ansprüchen versehenen historischen Texte wie das apostolische Glaubensbekenntnis oder das Basler Bekenntnis noch besitzen konnten. Sie beanspruchten normative Autorität, standen nun aber in völlig anderen geschichtlichen Kontexten. Daraus folgend stellte sich die zusätzliche Frage, in welcher Weise sie weiterhin zu gebrauchen seien, etwa bei Taufe und Ordination. In Basel änderte sich zunächst nicht viel. Hier gelobte man weiterhin bei der Ordination, «die Lehre des Heils nach Anleitung des Wortes und der aus demselben gezogenen Basler Confession rein und lauter zu verkündigen».<sup>73</sup> In Baselland hingegen hatte man die historische Kritik aufgenom-



**82 Gartenseite des Theologischen Alumneums, anonyme Fotografie, nach 1853.** — Im 1843 gegründeten und seit 1853 an der Hebelstrasse eingerichteten Alumneum wohnten Theologiestudenten der Universität Basel unter der Leitung eines

Hausvaters. Sie sollten, wie Heinrich Frei in seiner Institutsgeschichte von 1944 festhielt, «durch das Leben in einer christlichen Familie vor den Gefahren eines allzu individualistischen oder einseitig intellektuellen Studiums behütet werden».

men. Als Biedermann 1843 Pfarrer in Münchenstein wurde, gelobte er nämlich, «das Evangelium Jesu Christi, wie dasselbe in der heil. Schrift enthalten ist, allein nach den Grundsätzen einer, nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung zu verkündigen».<sup>74</sup>

In Basel stiessen in den späten 1850er-Jahren die Theologen Franz Hörler und Johann Wilhelm Rumpf, die beide auch Mitglieder des Grossen Rates waren, diese auch andernorts geführten Debatten wieder an. Dabei rückten zwei Fragen in den Vordergrund: Zum einen ging es um ein Ordinationsgelübde, das auch freisinnige Theologen leisten konnten. Zum anderen stellte sich die Frage, ob der Kanton Basel-Stadt sich dem 1862 von zunächst fünf reformierten Kantonen beschlossenen Konkordat zur gemeinsamen Ausbildung und Zulassung von Pfarrern anschliessen solle. Hier formierte sich auch deswegen Widerstand, weil sich in der Basler Kirche über vier Jahrzehnte hinweg die Geistlichen aus den eigenen Reihen rekrutiert hatten: In den Jahren 1833 bis 1874 waren von den 25 neu gewählten Pfarrern nur zwei keine Basler Bürger.<sup>75</sup> Positive, also orthodoxe Theologen wie Johannes Riggenbach<sup>76</sup> warnten nachdrücklich, aber vergeblich vor einem Beitritt



**83 Vogelschauansicht von Basel, kolorierte Lithografie von J. Arnout, um 1863.** — Die von Christoph Merian kurz vor seinem Tod gestiftete Elisabethenkirche wird in der Ansicht als Bau der Stadterneuerung hervorgehoben. Sie liegt

exakt in der Mitte des Bildes. Gut sichtbar sind auch die Promenaden auf den bereits abgerissenen Mauerstücken des Aeschengrabens zum Bahnhof hin und die angrenzende Bautätigkeit in neuen Stadtquartieren (rechts unten).

und der damit verbundenen Öffnung der Basler Kirche für freisinnige Pfarrer. Denn am 21. Juni 1871 beschloss die Regierung den Beitritt Basels zum Konkordat. Daraufhin wurde das Ordinationsgelübde geändert, und es entfiel der lange verteidigte Bezug auf das Basler Bekenntnis. Stattdessen versprachen die Pfarrer fortan, das Evangelium zu lehren «gemäß den geschichtlich bezeugten Grundsätzen der evangelisch-reformierten Kirchen».<sup>77</sup> Nachdem 1874 ein neues Pfarrwahlgesetz verabschiedet worden war, konnte mit Alfred Altherr aus Rorschach der erste liberale Pfarrer an die Leonhardskirche gewählt werden. Sein hohes Engagement trug entscheidend dazu bei, dass die Basler Synode im Juni 1875 eine uneingeschränkte und vollständige Bekenntnisfreiheit beschloss. Im Vergleich zu anderen Kantonen fiel dieser Beschluss ziemlich radikal aus: Jeder Pfarrer hatte nun die alleinige Verantwortung für Lehre und Verkündigung. In den folgenden Jahren veränderte sich das kirchliche Leben in Basel zusehends: An die Stelle der traditionellen Pfarrgemeinden traten klar erkennbare Gesinnungs- und Personalgemeinden. So waren am Basler Münster jeweils ein positiver und ein freisinniger Pfarrer tätig.

# Jüdisches Gemeindeleben: Noch ohne Zulassung

Susanne Bennewitz

Die heutige Israelitische Gemeinde Basel mit zahlreichen Angeboten und Räumen für Kultus, Bildung und Soziales hat sich aus dem Zusammenschluss weniger jüdischer Familien ab 1800 entwickelt. Anfänglich trafen sich die zugezogenen Franzosen nur für private Gottesdienste, allmählich organisierten sie sich für gemeinsame Anliegen religiöser Praxis und Erziehung. Diese Einrichtungen standen aber bis zur verfassungsmässigen Religionsfreiheit in der Schweiz 1874 auf unsicheren Füßen, denn die Basler Regierung hatte den Einwohnern israelitischer Konfession die Bildung einer Glaubenskongregation wiederholt verboten. Heute betonen wir gerne im Rückblick die lange Kontinuität der Basler jüdischen Einheitsgemeinde seit der Helvetik, doch wir unterschlagen dabei, dass es sich in den ersten siebenzig Jahren um ein Provisorium handelte. Stadt und Kanton Basel wehrten sich nicht nur gegen die Gründung einer nicht-christlichen Religionsgemeinde, sondern verhinderten sogar die Ansiedlung jüdischer Privatpersonen. Transmigration und unfreiwillige Abwanderung waren daher für jüdische Menschen in Basel bis 1866 die Regel. Wo kaum ein Mann, erst recht keine Frau jüdischer Herkunft auf eine Zukunft vor Ort rechnen konnte, waren die Rahmenbedingungen für religiöse Identitätsbildung oder gar innerjüdische Debatten denkbar schlecht. Die gesellschaftliche Akzeptanz in der Stadt konnte gelegentlich über diese Sonderstellung hinwegtäuschen, aber die Rechtsunsicherheit beziehungsweise Intoleranz schränkten die Entfaltung jüdischer Kultur und Frömmigkeit sowie den theologischen Diskurs stark ein. Was das konkret noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutete, werde ich zum Abschluss am Beispiel der Einweihung des Gebetsraums im Jahr 1850 im Vergleich mit Synagogeneinweihungen in Frankreich zeigen.

## **Entzug der bürgerlichen Rechte für jüdische Menschen in der Restauration**

Stadt und Kanton Basel hatten seit dem Mittelalter keine Einwohner jüdischer Religion geduldet, sodass noch 1799 ‹Juden› in jeder Hinsicht als Fremdbezeichnung benutzt wurde. Manchmal war ein Hebräisch-Lektor im Verlag gemeint, manchmal ein Kaufmann auf der Messe, manchmal Menschen mosaischen Glau-

bens im Ausland. Der Theologieprofessor de Wette verstand unter ›Juden‹ keine religiöse Gemeinschaft, sondern «eine volksthümliche Sekte»<sup>78</sup> und somit gefährlich für den Staatskörper, wie er in der Basler Verfassungsdebatte 1827 mitteilte. Auch die Liberalisierung und Niederlassungsfreiheit nach helvetischem Bürgerrecht hatte daran nichts geändert, da vorher wie nachher (fast) nirgendwo ein Schweizer Heimatort für Juden existierte. Erst die kantonalen und eidgenössischen Verfassungsänderungen der 1860er-Jahre öffneten das Land grundsätzlich für Menschen jüdischer Abstammung.<sup>79</sup>

Jedoch konnten schon seit 1799 einzelne – eher vermögende – Kaufleute und Wechselhändler aus Frankreich in die Grenzstadt Basel umziehen, weil die französische Verfassung ihnen neuerdings den französischen Bürgerstatus garantierte. In der anschliessenden Restaurationszeit und nochmals in den 1850er-Jahren fielen die Basler Halbkantone dann vor allem mit Ausweiskampagnen auf. Bereits während der ›Befreiungskriege‹ 1813 hatten Anwohner der Spalenvorstadt eine jüdische Familie davongejagt, als sie eine Mietwohnung beziehen wollte.<sup>80</sup> Neue Niederlassungen von ›Juden‹ wurden seit 1816 von der Stadt- und Kantonsregierung explizit ausgeschlossen. Daher halbierte sich die jüdische Bevölkerung bis zum Jahr 1850 auf rund hundert Personen. Es lebten nur noch zwölf Familien in der Stadt. Im französischen Ort Hégenheim zählten zu diesem Zeitpunkt mehr als 700 Menschen zur jüdischen Gemeinde.

Die in Basel geborenen Kinder hatten kein Bleiberecht und mussten spätestens zur Eheschliessung wegziehen. Ausnahmegenehmigungen erhielten nur wirtschaftlich relevante Handelshäuser für einen Sohn. So verloren insbesondere Intellektuelle und freischaffende Künstler, Hauslehrer und Vorsänger eine Hoffnung auf unbegrenzte Zulassung. Der Pädagoge Carl Rehfuss zog nach Heidelberg, der Verleger und Gelehrte Salomon Koschelsberg verliess Basel Richtung Frankreich, und der «Tonkünstler»<sup>81</sup> Elias Levy liess sich in Wien nieder [84].

### **Betreuung der Basler Gemeinde durch einen französischen Rabbiner**

Die israelitischen Einrichtungen in Basel mussten aufgrund dieser demografischen Entwicklung auf kleiner Flamme arbeiten. Hinzu kam das strikte Regiment des reformierten Staatskirchentums. Keine jüdische Trauerzeremonie, keine jüdische Beerdigung und kein amtlicher Eintrag der jüdischen Neugeborenen war möglich. Jüdische Menschen sollten keine Korporation bilden, also keine Vereinsbeiträge einziehen und kein gemeinschaftliches Eigentum verwalten. Trotzdem blieb der

## Basel als Episode in der Karriere des Musikers Levy

Der Instrumentalist Elias Levy war nach dem Hornstudium am Pariser Konservatorium und einer Anstellung im französischen Musikcorps nach Kriegsende 1815 in Basel gelandet. Hier hatte er seine Frau kennengelernt und hier arbeitete er als privater Musiklehrer und Solist. In der städtischen Musikszene zählte er zu den wenigen Professionellen im Musikkollegium. Auch seine Brüder führte er in dem städtischen Orchester als professionelle Musiker ein. Ganz flexibel sprangen sie als Solisten im Streicher- oder Bläsesatz ein. In den zeitgenössischen Schriften des Musikvereins wurden die Geschwister Levy oder die Musiker Meyerhofer und Ulmann übrigens nie durch das Beiwort «Jud» diffamiert, während die Stadtbehörden im Schriftverkehr selten auf eine solche Stigmatisierung verzichteten. Der Profimusiker Levy bat 1819 die Basler Aufenthaltskommission folgerichtig darum, seine Wohnurlaubnis nicht mit Blick «auf das Glaubens-Bekenntnis, sondern auf die Kunst» zu entscheiden.<sup>82</sup> Drei Jahre später zog er nach Wien weiter. Schon kurz nach seiner Abreise aus Basel überzeugte er die Wiener Musikszene in der Uraufführung der 9. Sinfonie von Beethoven mit dem grossen Hornsolo im dritten Satz. Später erhielt er die Professur für Waldhorn am Wiener Konservatorium. Wie in Basel nahm

die Familie am jüdischen Leben teil, jedenfalls bis zur Konversion in den 1830er-Jahren. Eduard Constantin Lewy – so sein späterer Künstlername – und sein Bruder Josef Rudolf, der von Basel nach Stuttgart weitergezogen war, wurden als herausragende Virtuosen ihrer Generation im «Jüdischen Athenäum» (1851) vorgestellt, dem ersten Lexikon «berühmter Männer jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens».

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

**84 Eduard (Elias) Constantin Lewy, anonyme Zeichnung, undatiert.**

Zusammenhalt recht gut, die Minimalversorgung mit Kantor und Religionslehrer vor Ort funktionierte, und auf die solidarische Armenfürsorge war Verlass. In rechtlichen und theologischen Fragen schlossen sich die Familien in der ganzen Westschweiz dem staatlich anerkannten Konsistorialrabbiner von Hégenheim an, Rabbiner Nordmann [85]. Er konnte nur selten persönlich zu Gottesdiensten in die Schweizer Gemeinden reisen, aber mit Sendschreiben, politischer Korrespondenz und Zeitungsbeiträgen machte er sich diesseits der Grenze bemerkbar, mehr als bei Politikern und Theologen gewünscht.<sup>83</sup> Über Jahrzehnte setzte sich Moses

Nordmann informiert und eloquent für die Bürger- wie Religionsrechte der Juden in der Schweiz ein. Er stammte selbst aus dem Dorf Hégenheim und hatte sich während seiner Studienzeit in Nancy, Würzburg und Heidelberg akademisch wie rabbinisch exzellent ausgebildet und vernetzt.

### **Die Einweihung eines Gottesdienstraumes am Unteren Heuberg**

Im September 1850 kam Rabbiner Nordmann zu einem freudigen Anlass nach Basel, denn er hielt die Festrede zur Einweihung des neuen Gebetsraumes. Die Basler Familien hatten ein Warenmagazin am Unteren Heuberg zum Gottesdienstort für dreissig Personen umgebaut. Städtische Prominenz war geladen und erschienen, der Synagogenchor aus Hégenheim gestaltete den musikalischen Teil, und sowohl die ›Basler Nachrichten‹ wie die ›Schweizerische National-Zeitung‹ berichteten wohlwollend bis empathisch. Im Vorfeld hatte die Stadt wieder darauf bestanden, dass weder die Liegenschaft noch das Interieur einem jüdischen Verein gehören dürfe. Ein christlicher Bauherr stand im Grundbuch, dem die jüdische Gemeinde, verteilt auf persönliche Anteilsscheine, alle Kosten ausglich. Auch die Tora und der Toraschmuck konnten nicht an die Synagoge gespendet werden, sondern blieben Leihgaben der örtlichen Familien, bis dass der Tempel aufgegeben werden müsste. Aus der neuen Lokalität sollten keine Vereins- oder Religionsrechte abgeleitet werden. Noch im Mai war das der ›Allgemeine[n] Zeitung des Judenthums‹ in Leipzig einen Eintrag unter den Auslandsnachrichten wert gewesen, dass in der Rheinstadt «die dortige Regierung den Synagogenbau nur insofern gestattet, wenn ein Privatmann den Bau auf seinen Namen nimmt, aber nicht als einer Korporation gehörend. Mit anderen Worten: Sie gestattet einen Privatbau, aber keine Synagoge».<sup>84</sup> Diese meinungsführende Zeitschrift der deutschen Reformbewegung erinnerte dann folgerichtig aus Anlass der Basler Einweihung daran, dass der Rabbiner nur als französischer Gastredner auftrat: «Schade, dass dieser Mann [...] nicht als Zentralrabbi der zerstreuten Juden in der Schweiz angestellt wird, um aus deren zersplitterten Kräften ein organisches Ganzes zu bilden. Eine solche Maßregel würde ohne Zweifel der moralischen und bürgerlichen Entwicklung der israelitischen Jugend in der Schweiz eine Wohlthat sein».<sup>85</sup>

Die lokale Presse hingegen freute sich eher über den kulturellen Einklang und lobte den vertrauten Habitus der jüdischen Veranstaltung. Die ›Baseler Zeitung‹ las die Symbolsprache der Veranstaltung sogar als Beweis einer amtlichen «Erlaubnis» zur Synagoge, ein Trugschluss. Besonders auffällig unterscheidet sich



**85 Moses Nordmann, Zeichnung von Elie Wolf, undatiert.** — Nordmann war von 1834 bis 1880 Rabbiner an der Konsistorialsynagoge im französischen Nachbarort Hégenheim. Er betreute über mehrere Jahrzehnte Gemeinden in der Westschweiz, als Geistlicher wie als politischer Fürsprecher. Der Urheber der Zeichnung, Elie Wolf, war ein Basler Porträt- und Landschaftsmaler, der selbst zur jüdischen Gemeinde gehörte.

die städtische Berichterstattung von der jüdischen Presse in der theologischen Bewertung des Anlasses. Die Berichte im Ausland deuteten die Ansprache Nordmanns vor allem als selbstbewussten Auftritt gegen die evangelischen «Bekehrer» und «Proselytenmacher».<sup>86</sup> Damit meinten die jüdischen Redakteure die christliche Missionsgesellschaft in Basel, die weltweit tätig war, unter anderem in der Judenmission. Am Hauptsitz in Basel unterhielt die Gesellschaft sogar ein Überbrückungsheim für jüdische Konvertiten aus aller Welt. Tatsächlich musste sich der Theologe und Sozialreformer Nordmann in Basel immer wieder gegen die Selbstherrlichkeit seiner pietistischen Kollegen wehren, die seine innerjüdischen Reformforderungen in ein Argument gegen das Judentum verdrehten. Gerade erst zu Jahresbeginn hatte Pfarrer Johannes Linder, Obersthelfer am Basler Münster, in diese Kerbe gehauen und Rabbiner Nordmann öffentlich zur Konversion zum Christentum aufgefordert.<sup>87</sup>

### **Die Einweihung der Synagoge in Metz**

Die Feierstunde in Basel verlief vergleichsweise harmonisch und stand unter dem Zeichen der Dankbarkeit für das Erreichte und der Hoffnung auf schrittweise Partizipation. Wer jedoch sieben Tage zuvor die Einweihung des neuen israelitischen

Tempels in Metz miterlebt hatte, dem stach der Unterschied zu einer staatlich anerkannten Gruppe ins Auge. Natürlich verlangte schon der repräsentative Neubau einer Konsistorialsynagoge in Lothringen nach mehr Programm und mehr Würdenträgern bei der Einweihung. Stadt und Land hatten sich an der Finanzierung des neoromanischen Baus beteiligt. Jetzt öffnete sich die Synagoge mit einer fünftürigen Hauptfassade zum Vorplatz am Moselufer. Die Feierlichkeiten dauerten zwei Tage. Der Pariser Grossrabbiner, der Metzger Grossrabbiner und Rabbiner Charville aus Dijon waren zugegen. Der Chor interpretierte von einem Blasorchester begleitet Kompositionen von Rossini, Sulzer und Naumbourg. Am Freitagabend lud der Präsident des jüdischen Konsistoriums den Präfekten, den Bürgermeister, architektonische Berater aus der Nationalakademie und jüdische Honoratioren zu einem feierlichen Diner. Für die allgemeine Stadtbevölkerung blieb sicherlich der öffentliche Festumzug im Gedächtnis: An der Präfektur versammelte sich der «Cortège» aus politischen und militärischen Vertretern, Pastoren und Richtern. Der Departementsrat hatte eine Sitzungspause eingelegt, damit die Mitglieder am Festakt teilnehmen konnten. Eine Kompanie der Nationalgarde begleitete die christlichen und jüdischen Würdenträger vom Regierungssitz gegenüber der Kathedrale bis zur Synagoge, weshalb sich die Strassen mit Militärmusik füllten und «toutes les têtes se découvraient et toutes les fenêtres étaient remplies de monde».<sup>88</sup> Vor Ort wurden die jüdischen Geistlichen an der Pforte des Rabbinerseminars in den Zug aufgenommen und unter dem Trommeln der Tambours feierlich in die Synagoge geleitet. Sie trugen die Torarollen ins Haus.

### **Verbot der Prozession im Stadtraum**

Die Heimführung der Tora ist rituell gesehen der zentrale Akt der Synagogeneröffnung, und im aschkenasischen Brauch verband man dies auch in der voremanzipatorischen Zeit mit einem öffentlichen Umzug zum neuen Gottesdienstort. Ein Ehrengelicht wie in Metz zeigte den neuen Rang als staatlich gleichgestellte Glaubenskongregation an. Auch im elsässischen Hégenheim bei Basel führte 1858 eine Prozession mit Torarollen durch den Ort, als die Synagoge nach einer grösseren Renovierung wiedereröffnet wurde.<sup>89</sup> Die jüdischen Bruderschaften, die christlichen Dorfhonoratioren sowie Besucher aus Basel hatten dabei ihren Platz im Umzug. Rabbiner Klein aus Colmar und Ortsrabbiner Nordmann mit Torarollen im Arm führten die Prozession. Ihnen voraus trugen weissgekleidete Mädchen den Schlüssel zur Synagoge.

In der Basler Variante der Synagogeneinweihung 1850 fehlt diese Heimführung der Torarollen durch die Gassen der Stadt. Die Prozession fand nur innerhalb des Saales statt, und nicht etwa, weil das Wetter eine spontane Programmänderung gefordert hätte. Die einheimischen Jüdinnen und Juden hatten sich von vornherein auf die eigenen vier Wände beschränkt, weil sie bereits vor vierzig Jahren bei der gleichen Zeremonie eingeschüchtert worden waren. Im Jahr 1808 hatten ihre Väter erstmals einen Gebetsraum eingeweiht, damals noch mit dem traditionellen Eintragen der Tora über die öffentliche Strasse. Das hatte die Stadtpolizei mit einer Anzeige wegen verbotener öffentlicher Religionsausübung quittiert. Die Abmahnung der jüdischen Einwohner blieb in den Akten und wurde zum Beispiel 1830 in den «Baslerischen Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls» aus nicht-jüdischer Perspektive in einem Überblicksartikel «Zur Geschichte der Juden in Basel» wiederholt, also für das Langzeitgedächtnis der bürgerlichen Mehrheit aufgefrischt.

### **Schmuck und Bild im Synagogenraum**

So bescheiden die Einweihung des Gebetshauses 1850 abgehalten wurde, so unauffällig fügte sich der Baukörper ins Strassenbild. Der kleine Saal war aus einem Warenlager hergerichtet worden. Die Gemeindeältesten hatten lokale Architekten und Handwerker mit der Renovation und wenig Schmuckelementen beauftragt. Die Toranische wurde mit Lisenen und Kapitellen modelliert und die Fenster mit Buntfenstern gestaltet. Ein Glasfenster zeigte eine Szene mit dem Propheten Moses. Hiermit ging die Gemeinde einen neuen Weg für den Gebetsraum, denn sowohl in den Kirchen vor Ort war das Bildprogramm noch reformatorisch zurückhaltend als auch in den Synagogen des Elsass. Bereits vor der Einweihung hatte dieses Prophetenbildnis für Gesprächsstoff gesorgt. Der Oberrabbiner in Colmar, ein Konservativer, hatte Bedenken angemeldet, gar die Entfernung gefordert, während Moses Nordmann beim Rabbiner von Nancy noch Zustimmung für eine religionsgesetzliche Duldung suchte. Mit der Glasmalerei im Synagogenraum verursachten die Basler in der jüdischen Welt einiges Aufsehen, französische wie deutsche Zeitungen berichteten, empört oder entspannt, je nach Ausrichtung zwischen Modernisierern und Traditionalisten.<sup>90</sup> Hier öffnet sich ein Fenster auf die Dynamik und Vielfalt, die jüdische Religiosität in Europa zu diesem Zeitpunkt ausmachte. In den städtischen wie ländlichen Gemeinden, in den Schulen, Laienvertretungen und Rabbinerversammlungen standen viele Punkte der Alltags- und Gottesdienstpraxis zur Diskussion. Bürgerliche wie gesellschaftliche Teilhabe

ermöglichten eine Debatte, erzwangen sie teilweise sogar. Die berühmten Rabbinerkonferenzen der 1840er-Jahre lesen wir heute als ein Forum für die Ausdifferenzierung innerhalb der jüdischen Glaubensgemeinschaft bis hin zur Gegenbewegung der Neorthodoxie. Für eine vergleichbare Debatte um religiöse Grundlagen und Werte fehlten in der Schweizer Diaspora die Akteure und der diskursive Freiraum.

### Anmerkungen

- 1 Riggenbach 1880, S. 5.
- 2 Der religiöse Zustand von Basel 1850, S. 53–55. Der Verfasser dürfte Eduard Bernoulli sein.
- 3 Aus der inzwischen uferlosen Literatur siehe: Riesebrodt 2001. Graf 2004. Borutta 2010. Willems u. a. 2013.
- 4 Gäbler 1991, S. 161–186. Kuhn 2005. Kuhn 2006b.
- 5 Hierzu umfassend immer noch Wernle 1923–1925.
- 6 Gantner-Schlee 2001, S. 23.
- 7 Kuhn 2021.
- 8 Reichel 1991.
- 9 Hebeisen 2005, S. 207.
- 10 Hebeisen 2005, S. 155–160.
- 11 Hebeisen 2005, S. 71–172.
- 12 Beck 1753.
- 13 Jecker 2004, S. 32–36.
- 14 Jecker 2004, S. 78–79.
- 15 Janner 2012, S. 179–185.
- 16 Gantner 1970, S. 46.
- 17 Gantner 1970, S. 60–61.
- 18 Gantner 1970, S. 72–73.
- 19 Burckhardt-Seebass 1975, S. 52.
- 20 Simon 1981, 77.
- 21 Siehe dazu Keller 2019.
- 22 Keller 2019, S. 60.
- 23 Siehe dazu Im Hof 1981.
- 24 Im Hof 1981, S. 9 nennt die Basler Sozietäten in chronologischer Reihenfolge. Siehe ferner Erne 1988, S. 249–274.
- 25 Staehelin 1970, S. 194.
- 26 Staehelin 1970, S. 174.
- 27 Siehe hierzu Hebeisen 2004, S. 200.
- 28 Staehelin 1970, S. 292–293.
- 29 Staehelin 1970, S. 290.
- 30 Gossman 2005, S. 77–78.
- 31 Im Hof 1967, S. 179–189.
- 32 Kobelt 1998.
- 33 Staehelin 1970, S. 350. Kobelt 1998, S. 186.
- 34 Burckhardt 1944, S. 85.
- 35 Siehe dazu Kuhn 2003, S. 338.
- 36 Staehelin 1970, S. 504–510. Staehelin 1974, S. 3–4.
- 37 Zum Folgenden siehe Kuhn 2016.
- 38 Hebeisen 2004, S. 202–203.
- 39 Sommer 2013. Staehelin 1974, S. 10. Geiger 1963.
- 40 Siehe dazu Haumann 1992.
- 41 Staehelin 1974, S. 339.
- 42 Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote 1830, S. 4.
- 43 Kuhn 2009b, S. 889–890.
- 44 Zu diesem Verein siehe Janner 2012 und Janner 2004.
- 45 Schaffner 1972, S. 103–104.
- 46 Kuhn 2001, S. 206. Zu Zeller und Beuggen siehe Kuhn 2003, S. 225–338.
- 47 Siehe dazu Kuhn 2023 (in Vorbereitung).
- 48 Kurze Nachricht von dem Anfang und Fortgang der deutschen Bibelgesellschaft in Basel; StABS, PA 0773 01.01.01: Basler Bibelgesellschaft. Protokoll über die Verhandlungen der Bibelgesellschaft in Basel 1804–1834, S. 1.
- 49 Hauzenberger 1996.
- 50 StABS, PA 773.01.02: Bibelgesellschaft, Jahresberichte 1815–1832, Jahresbericht der Bibelgesellschaft 27.5.1817, S. 12.
- 51 Meyer 2004, S. 163–164.
- 52 Hagenbach 1872, S. 477–478.
- 53 Hebeisen 2005, S. 65.
- 54 Kuhn 2000.
- 55 Linder 1834, S. 30.
- 56 Ostertag 1838.
- 57 Staehelin 1974, S. 73–74.
- 58 Staehelin 1974, S. 194–195.
- 59 Gäbler 2022.
- 60 Linder 1832, S. 7. Ferner Bernoulli 1832, S. 15–16.
- 61 Schweizerische National-Zeitung vom 2.1.1844, zitiert bei Kaegi 1950, S. 396.
- 62 Schwäbisches Morgenblatt, zitiert bei Burckhardt 1841, S. 126.
- 63 Disteli o. J., S. 31.
- 64 Kuhn 2017, S. 181.
- 65 Kuhn 2009b.
- 66 Kuhn 1997, S. 113–119.
- 67 Lindt 1969.
- 68 Hauzenberger 1993.
- 69 Zitiert bei Kuhn 2017, S. 164.
- 70 Kuhn 2006a.
- 71 Kuhn 1997, S. 321–323.
- 72 Gebhard 2003. Kuhn 2020.
- 73 Kuhn 1997, S. 351.
- 74 Zitate und Nachweise bei Kuhn 2020, S. 114.
- 75 Mattmüller 1980, S. 82.
- 76 Riggenbach 1864, S. 22.
- 77 StABS, Kirchenarchiv D 1, 9: Acta ecclesiastica, Sitzung vom 1.12.1870.
- 78 De Wette 1827, S. 10.
- 79 Krauthammer 2004.
- 80 Bennewitz 2008, S. 279–290.
- 81 Basler Adressbuch 1823.
- 82 Bennewitz 2008, S. 392.
- 83 Haumann 2005, S. 253–256.
- 84 Allgemeine Zeitung des Judenthums, 20.5.1850.
- 85 Allgemeine Zeitung des Judenthums, 10.2.1851.
- 86 Allgemeine Zeitung des Judenthums, 28.10.1850. Archives israélites, 15.11.1850.
- 87 Bennewitz 2008, S. 245.
- 88 Cahen 1850, S. 510–512.
- 89 L'univers israélite, 7.9.1858.
- 90 L'univers israélite 1850, S. 314. Allgemeine Zeitung des Judenthums, 10.2.1851.





Silvio Raciti, Lena Heizmann, Regula Argast

# Anpassen und Widerstehen

Die Industrialisierung verändert die städtische Bevölkerung. Es ist die Zeit, in der die ständische Gesellschaft verschwindet und die Arbeiterklasse als neue Unterschicht erscheint. Es sind nicht nur die Arbeitsbedingungen, die den Wandel bringen. Das Wachstum der Stadt resultiert zu einem grossen Teil aus der Migration von arbeitssuchender Landbevölkerung. Für diese bedeutet die Arbeit in der Stadt, das eigene Leben einem ungewohnten Umfeld anzupassen. Die Zugezogenen finden Mittel und Wege der Geselligkeit, des Widerstands und der Selbsthilfe, die es erlauben, prekäre Lebenswelten und Lebensumstände zu festigen und zu sichern. Dem alteingesessenen Bürgertum bleiben diese Menschen fremd. In der sehr selektiven Einbürgerung zeigt sich eine Form des Wechsels von Ausschluss und Offenheit, die ohne Mauer auskommt.

# Die Stadt Basel vor Gericht: Kriminalität und vergangene Lebenswelten

Silvio Raciti

Menschen am Rand der Stadtgesellschaft haben ihre vergangenen Lebenswelten unabsichtlich in Gerichtsakten sicht- und lesbar gemacht. Gesetzesverstöße von Unterschichten und Randgruppen wurden schon lange mit einer gewissen Regelmässigkeit und Einheitlichkeit erfasst. Die Gerichtsakten enthalten Daten zu Personen – im vorstatistischen Zeitalter besonders wertvoll – und Verhörprotokolle mit Aussagen über mehr oder weniger alltägliche Ereignisse. Sie erfolgten in einem Zwangskontext, aber sie mussten den Beteiligten plausibel erscheinen. Wenn die Verhöre vorsichtig interpretiert und die Bedingungen des Justizwesens berücksichtigt werden, gewähren sie Einblicke in die Alltagswelten. Hier werden Fragen aufgeworfen, wie sich die Frühindustrialisierung auf die Mittel- und Unterschichten auswirkte: Wie gingen diese Teile der Stadtgesellschaft mit den Veränderungen individuell und kollektiv um? Welche Gestaltungsmöglichkeiten boten sich ihnen? Antworten darauf erlauben es, sich den städtischen Lebenswelten und den Lebensumständen – Migration, Wohnen, Arbeiten, Freizeit – dieser Gesellschaftsschichten anzunähern.

Um Antworten auf die genannten Fragen zu erhalten, sind alltägliche Normverstöße, wie kleine Diebstähle und Betrügereien sowie Körper- und Ehrverletzungen, aussagekräftiger als schwere oder spektakuläre Straftaten. Gewaltdelikte und Diebstahl werden in der Forschung hauptsächlich mit Unterschichten in Verbindung gebracht. Betrug, der eine gewisse Kapitalausstattung voraussetzt, und Klagen wegen Ehrverletzungen, also verbale Gewalt, rücken auch mittlere gesellschaftliche Schichten in den Blick.<sup>1</sup> Schwere Verbrechen waren selten, allerdings nahmen die Fälle von Eigentums- wie auch Gewaltdelinquenz im Verhältnis zum Bevölkerungswachstum überdurchschnittlich zu.

## Die Stadt greift über die Mauer hinaus

Der Stadtbann, das Stadtgebiet ausserhalb der Stadtmauern, war bis weit in das 19. Jahrhundert vor allem Ort landwirtschaftlicher Produktion und diente zudem als Freizeit- und Erholungsraum. Spaziergänge und Rebhäuschen lockten die Leute vor die Mauern. Der Bann war auch Ziel der Sommerfrische. Wohlhabende

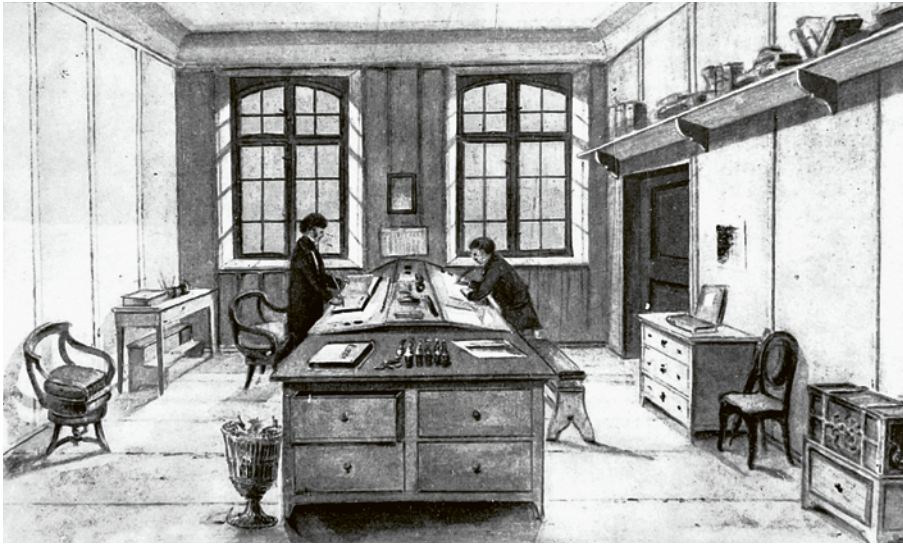
Bürgerfamilien besaßen ein Landgut vor den Mauern. Feste Wohnsitze sowie Gewerbe (zum Beispiel Bleichen und Indiennemanufakturen) waren nur vereinzelt zu finden. Nach 1800 wurde der Bann zunehmend als Siedlungsraum genutzt.

Zwischen den 1750er- und 1850er-Jahren verdoppelte sich der Anteil von Delikten ausserhalb der Mauern von 7 Prozent (29 von 420) auf 15 Prozent (102 von 719). Waren im Ancien Régime vor allem Entwendungen und Einbrüche in Rebhäuschen und auf landwirtschaftlichen Betrieben ein Problem, fanden in den 1840er-Jahren Delikte aller Art in Wohnhäusern, Gewerbeeinrichtungen und Schenken statt.<sup>2</sup> Die räumliche Verteilung der Delikte zeigt die Ausdehnung der bewohnten Stadt über die Mauern hinaus, die sich auch in den Adressbüchern niederschlug. Die Aliothsche Florettspinnerei (eine Seidengarnfabrik) vor dem Riehentor veranschaulicht diesen Wandel des unmittelbaren Umlands der Stadt und der Entwicklung der Stadtmauer zu einem Hindernis für die ausgreifende Stadt. Diese Ausdehnung des sozialen Lebens spiegelt sich in der steigenden Zahl von Konflikten an den Toren, in die selbst ältere, etablierte Stadtbürger, etwa Handwerksmeister und Grossräte, verwickelt wurden.<sup>3</sup>

Auch für neue Verkehrsmittel wie Postkutschen, Dampfschiffahrt und Eisenbahn im Fernverkehr sowie Pferde-Omnibusse, die die Stadt im Nahverkehr mit ihrem Umland verflochten, stellte die Mauer ein Hindernis dar. Für die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts entstehende Presse war die Mauer belanglos, und für Beleidigungen eröffnete sich eine neue Dimension über personelle Anwesenheit und die Stadt hinaus.<sup>4</sup> Im Ancien Régime waren Schmä- und Spottschriften in Form von Anschlägen an öffentlichen Orten – sogenannte «Pasquillen» – gebräuchlich. Sie waren einfach zu bekämpfen und entfalteten keine Wirkung über die Stadtgrenze hinaus. In den 1840er-Jahren klagten Personen und Regierungen von nah und fern vor dem Basler Gericht gegen Artikel in Basler Zeitungen.<sup>5</sup>

### **Migration: Auf dem Weg in die Stadt**

In den hundert Jahren ab Mitte des 18. Jahrhunderts verdoppelte sich die Einwohnerschaft Basels, aber nur zum Teil aufgrund des Geburtenüberschusses in der Stadt selbst. Die Abnahme des Anteils der Bevölkerung mit Basler Stadtbürgerrecht deutet auf die Rolle der Zuwanderung hin, die für zwei Drittel des Bevölkerungswachstums verantwortlich war.<sup>6</sup> Der hauptsächliche Grund für die Zuwanderung war die Bevölkerungszunahme auf dem Land. Die konjunkturellen Schwankungen liessen Einkommen aus der Heimarbeit auf der Landschaft stark schwanken, sodass in Krisenzeiten das Migrationsaufkommen stieg und vor allem



**86 Kontor um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Zeichnung von Samuel Baur, 1880.** — Das Bild zeigt eine Innenansicht des «Ritterhofs» an der Rittergasse. Das grossbürgerliche Gebäude

wurde wie oft sowohl für das Wohnen als auch für die Geschäftstätigkeit der Eigentümerfamilie genutzt. Ein Flügel des Gebäudes wurde 1834 für die Bandfabrikation umgebaut.

junge, ledige Personen mobil werden liess.<sup>7</sup> Die Migration wurde von den Verdienstmöglichkeiten gesteuert.<sup>8</sup> Aus den umliegenden Dörfern kamen täglich Männer und Frauen, um sich nach Arbeit umzusehen, ihre Dienste anzubieten oder um die Arbeit in einer bestehenden Anstellung auszuüben. Wer aus dem nahen Umland stammte und dort das Bürgerrecht genoss oder ein Haus oder ein Stück Land besass, sah von einem definitiven Umzug in die Stadt ab.<sup>9</sup>

Insgesamt lässt sich ein Zusammenspiel unterschiedlicher Mobilitäts- und Subsistenzstrategien feststellen, die je nach Lebensphase angepasst wurden. Im Juni 1830 wurden in Basel Barbara Weiss von Grenzach wegen Marktdiebstahls der Polizei verzeigt und im August gleichen Jahres ihre Nichte, Verena Weiss, verhaftet. Barbara Weiss und ihre Schwester sowie ihrer beiden Kinder wohnten im Haus ihres Bruders in Grenzach. Das Verhör mit der 46-jährigen Barbara Weiss ist bezüglich Migration aufschlussreich. Sie blieb bis zur Zeit des Pockenfiebers – möglicherweise ist die Pockenepidemie in Basel von 1814/15 gemeint<sup>10</sup> – bei ihren Eltern in Grenzach, wo sie zwei uneheliche Kinder gebar. Ob dies ein Hinweis auf gescheiterte Eheanbahnung oder ein selbst gewählter alternativer Lebensentwurf war, lässt sich nicht entscheiden.<sup>11</sup> Danach trat sie als Magd in Haushalte in der

ganzen Region ein. Zuerst war sie ein Jahr lang beim Schulmeister in Lörrach in Diensten, danach ein halbes Jahr in Basel, worauf sie sich wieder in Grenzach aufhielt und anschliessend weiter nach Müllheim und später zurück nach Basel zog. Dann konnte sie noch einige kürzere Anstellungen in Hüningen im Elsass und in Baden ergattern. Seit zwei Jahren war sie nun wieder in Grenzach, wo sie im Taglohn arbeitete. Das Haus in Grenzach war jeweils der Ort des Rückzugs, wo sie auf familiäre Solidarität zählen konnte und alle zum Überleben beitrugen. Die kränkliche und «krätzig» 14-jährige Verena steuerte mit Felddiebstahl und kleinen Diebereien zum Familienunterhalt bei. Sie hatte aber auch schon als Magd in Riehen gedient.<sup>12</sup>

### **Ankommen in der Stadt**

Für die Einwanderung über eine grössere Distanz in die Stadt waren Bekannte oder Personen aus dem gleichen Dorf, die bereits vor Ort waren, eine Erleichterung. Sie halfen mit Unterkunft, Vermittlung von Arbeit oder Empfehlungen.<sup>13</sup> Jedoch konnte auch der Versuch ohne Beziehungsnetz gemacht werden. Das Birsfeld ausserhalb der Stadtmauern war ein wichtiger Anlaufpunkt. Dort informierten sich die Neuankömmlinge nochmals und aktivierten allenfalls Kontakte, bevor sie an den Stadttoren den Eintritt in die Stadt versuchten. Das Wirtshaus von Salomon Pommer bei der Birsbrücke wurde mehrfach als temporäre Bleibe genannt.<sup>14</sup> Aber auch die Wirtshäuser innerhalb des Mauerrings wurden als erste Unterkunft in der Stadt genutzt – am häufigsten erwähnt wurden der «Rote Ochsen» im Kleinbasel und das «Schiff» am Barfüsserplatz.<sup>15</sup>

Die Herkunft der Zugewanderten setzte sich immer ähnlich zusammen: Neben dem grössten Anteil, der aus den angrenzenden Gebieten (Baselland, Baden, Elsass) zuwanderte, kam ein weiterer grosser Teil aus der restlichen Schweiz, den deutschen Staaten und der Habsburgmonarchie, also vor allem aus anderen deutschsprachigen Ländern – französisch- und italienischsprachige Schweizer sind bereits erheblich seltener registriert.<sup>16</sup> Die Reisedistanzen der Gesellenwanderung vergrösserten sich bis 1860 laufend.<sup>17</sup> In den 1840er-Jahren kamen vermehrt Gesellen aus Norddeutschland, etwa aus Jever, Bremen und Hamburg. Weitere weitgereiste Gesellen stammten aus Budapest und Pécs in Ungarn, aus Danzig im heutigen Polen sowie aus Kopenhagen in Dänemark. Am weitesten gereist war der norwegische Zimmergeselle Magnus Nielsen aus Christiania, dem heutigen Oslo. Die traditionelle Walz der Gesellen war für Wanderungen mit der grössten Reichweite verantwortlich.<sup>18</sup>

## Auf und davon

Wer sich in der Stadt nicht etablieren konnte, zog weiter – vielleicht zurück in die Heimat, in eine andere Stadt, in das Umland Basels – oder kehrte der Schweiz den Rücken. Basel wurde dabei zunehmend ein Sprungbrett für die Auswanderung. Wählten in den 1750er-Jahren noch viele Männer den Solddienst in Schweizer Regimentern, ergab sich im 19. Jahrhundert die zusätzliche Option, Europa hinter sich zu lassen – und das für Männer wie auch für Frauen. Als Ziel wurden dabei immer die Vereinigten Staaten von Amerika genannt [9].<sup>19</sup> Nach 1830 boten Auswanderungsagenturen ihre Dienste an, was den Aufbau einer neuen Existenz in Übersee berechenbarer machte.<sup>20</sup> Von der Auswanderung aus Not unterschied sich die Wegfahrt zur Missionierung. Hier waren sowohl der soziale Status als auch religiöse und zivilisatorische Überzeugungen eine wesentliche Motivation.

Hinter der Auswanderung standen oft gescheiterte Lebenspläne, die mit mangelnden wirtschaftlichen Aussichten zusammenfielen. So gab eine Magd an, ihre geplatzte Hochzeit habe sie in ihrem Auswanderungsplan bestärkt.<sup>21</sup> Johannes Kurz, 20-jähriger Wachstuchmacher aus Straubenzell bei St. Gallen, versuchte, die Auswanderung, die 105 Gulden (156 alte Franken) kosten sollte, mit einem falschen Wechsel zu finanzieren. Der Betrug an der 1834 gegründeten Auswanderungsagentur von Andreas Zwilchenbart, Vize-Konsul der Vereinigten Staaten in Basel, flog aber auf, und Kurz musste ins Gefängnis. Er hatte wenige Wochen zuvor sein Geschäft in St. Gallen aufgegeben und Schulden hinterlassen.<sup>22</sup>

## In der Stadt: Arbeiten

Die Dominanz des Stadtbürgertums in der Seidenbandherstellung hatte das Entstehen einer kapitalkräftigen Mittelschicht auf dem Land verhindert. Nach der Kantonstrennung fehlte ein Umland, sodass viele Bandfabriken im Stadtbann und auch innerhalb des Mauerrings angesiedelt wurden. Hier fanden Neuankömmlinge Anstellungen, die ihnen die streng regulierten Zunftgewerbe mit einer begrenzten Anzahl Arbeitsplätze nicht bieten konnten.<sup>23</sup> Der innovative Jacquard-Webstuhl ermöglichte die verstärkte Berücksichtigung modischer Strömungen bei der Produktion der Seidenbänder. Die damit verbundene Geheimhaltung von Mustern hatte die Zentralisierung der Produktion in Fabriken angestoßen.<sup>24</sup> Dort boten sich weitere Verdienstmöglichkeiten: Kunstvolle Muster mussten von «Dessinateuren» entworfen werden. Die Bänder wurden nach dem Weben von



**87 Bandfabrik Thurneisen am Aeschengraben, anonymes Aquarell, undatiert.** — Gewerbetreibende, Angehörige des Bürgertums und ihre Dienstboten waren als «Alteingesessene» – wenn auch genrehaft typisiert – fester Bestandteil Basler Stadtansichten der Vormoderne. Die traditionelle Stadtarmut und das wachsende Proletariat bleiben, auch auf Bildern von Fabriken, unsichtbar. Erst die Fotografie ab den 1860er-Jahren lässt eine vielfältigere Bevölkerung erkennen.

«Appreteuren» behandelt, um die gewünschten Eigenschaften zu erlangen. Stuhlschreiner hielten die Webstühle in Schuss.<sup>25</sup>

Die Arbeitsteilung nach Geschlecht blieb ähnlich wie in der Heimarbeit im Ancien Régime. Die Bedienung der Webstühle sowie Aufsichtsaufgaben und übergeordnete, organisatorische und logistische Funktionen in den Bandfabriken wurden von Männern ausgeübt. Frauen und Kinder spannen und doppelten Seide und erledigten weitere vorbereitende Aufgaben als Zettlerinnen. In den Fabriken der Stadt fanden mehrheitlich Frauen eine Anstellung. Auch wurden Webstühle in Heimarbeit betrieben. Spinnerinnen und Dopplerinnen sowie Seidenwinderinnen und Bandwäscherinnen leisteten zuhause Vor- und Nacharbeiten für die industrielle Produktion von Seidenbändern.<sup>26</sup> Der Zusatzverdienst aus Heimarbeit war für das tägliche Auskommen wichtig. Frauen fanden – trotz der langen Arbeitszeiten in den Fabriken – zusätzliches Einkommen mit abendlichen Schneider- und Näharbeiten.<sup>27</sup>



**88 Angestellte der Dienstmänner-Anstalt «Express».** Foto: Varady & Cie., um 1874. — Im ehemaligen Zunfthaus zu Gerbern richteten sich Dienstleistungsbetriebe ein: die «Lithographie- und Steindruckerei von Witwe Bruder-Bürgin» und die «Express Dienstmänner-Anstalt Commission & Camionage Rud. Gnöpff», ein Transportgeschäft, deren Angestellte sich vor dem Tor für den Fotografen versammelten. Auch dieses Unternehmen wurde nach dem Tod des Mannes von der Witwe weitergeführt. Es erscheint im Adressbuch von 1877 in der Sporen-gasse im Besitz von «Wwe. Carol. Gnöpf geb. Schard».

Weitere Arbeit fand sich in der Seifen- und Kerzenproduktion und der Tabakverarbeitung. Der wachsende Handels- und Verkaufssektor verlangte ebenfalls nach Arbeitskräften. Auch im Bereich der Spedition und des Fuhrwesens gab es eine steigende Nachfrage. War eine Schulbildung vorhanden, konnten Stellen als Kommiss oder Kontoristen in den Handelshäusern und Seidenbandfabriken angenommen werden. Die wachsende Bevölkerung erlaubte es auch, vermehrt Dienstleistungen anzubieten. Hier waren Frauen federführend und standen Kosthäusern und Wäschereien vor. Elisabeth Bader und Elisabeth Langenberger, beide Nieder-gelassene ohne Bürgerrecht, führten eine Wäscherei vor dem Riehentor, die es ihnen erlaubte, eine Magd anzustellen. Die Magd, Anna Maria Klaile aus Waldkirch in Baden, wechselte zum Fabrikarbeiter und Wäscher Weber an der Rebgasse und wurde von Elisabeth Bader der Untreue beschuldigt.<sup>28</sup>

Es lässt sich eine Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse feststellen. Mägde wurden häufiger nur für eine gewisse Zeit angestellt, was ihre Arbeitssituation jener von Tagelöhnerinnen änglich. Auch die Arbeitsbedingungen von Gesellen begannen sich zu wandeln. Sie blieben über längere Perioden in der Stadt und standen beim gleichen Arbeitgeber in Dienst. Während dies im Baugewerbe schon länger der Fall gewesen war, wurde es auch in den Gewerben üblich, die mit der

Seidenbandweberei im Zusammenhang standen. An der Feier zur Geburt von Achilles Lotz waren 35 Gesellen, 2 Lehrlinge und 2 Tagelöhner anwesend, die in Diensten der Färberei der Gebrüder Lotz standen. Nach einer Massenschlägerei im Kleinbasel 1846 wurden 28 Schreiner Gesellen, die alle bei Meister Hubel in Arbeit standen, befragt. Die Gesellenzahl der Betriebe deutet auf den strukturellen Wandel in diesen Gewerben hin.<sup>29</sup> Auch waren Gesellen kaum mehr von Arbeitern oder Tagelöhnern zu unterscheiden, da nur selten Aussicht auf den Übertritt in den Meisterstand bestand. Manche verzichteten auf die Gesellenwanderung und arbeiteten in der Heimatstadt oder bei dem Meister, bei dem sie die Lehre absolviert hatten.<sup>30</sup> Hier verdichten sich Hinweise, dass Gesellen die Möglichkeit in Betracht zogen, als unselbstständig Erwerbende sesshaft zu werden. Die Gerichtsakten des 19. Jahrhunderts enthalten allerdings auch viele Hinweise auf Eheanbahnung von Gesellen. In manchen Fällen waren sie verheiratet.<sup>31</sup>

### **Sesshaftigkeit und Integration**

Sesshaftigkeit stellt sich meist mit einer Familiengründung ein. Insgesamt häufen sich in den Gerichtsakten des 19. Jahrhunderts die Belege, dass diejenigen Zugezogenen sich in die Stadtgesellschaft integrierten, die ein sicheres Arbeitsverhältnis erlangten und über ein zweites Einkommen in der Familie verfügten.<sup>32</sup>

Die Unterschicht trat im 19. Jahrhundert zunehmend selbst als Kläger vor Gericht auf. Dass Niedergelassene, Aufenthalter und gar Gesellen Konflikte mit Bürgerinnen und Bürgern, vor allem Ehrverletzungen, vor Gericht brachten, war ein neues Phänomen. Sie nutzten die Justiz einer Gesellschaftsordnung, für die sie bisher mehrheitlich ein Objekt der Disziplinierung gewesen waren. Mit der Entstehung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft verlor die ständische Ehre allmählich an Bedeutung. Hingegen entschied mehr und mehr ein guter Ruf über Arbeitschancen, der auch von individueller, persönlicher Leistung abhängig war und im Alltag hergestellt, verteidigt und inszeniert werden musste. Die üblichen, milden Strafen bei Klagen auf Privatgenugtuung bei Ehrverletzungen wie Ehrenerklärung und kleine Bussen waren hierfür ideal, da sie keine weitreichenden Folgen hatten. Die Justizreformen des 19. Jahrhunderts machten das Konfliktlösungsangebot allen zugänglich und die soziale Interaktion in den unteren sesshaften Schichten sichtbar. Repression konnte aber auch Stadtbürger treffen. Die Gerichte wirkten damit den Abschliessungstendenzen des Stadtbürgertums entgegen.<sup>33</sup>

## Auskommen und Überleben

Familien stellten ihre Lebensgrundlage gemeinschaftlich her. Beide Ehepartner und auch die Kinder trugen zum Einkommen bei. In Handwerkerhaushalten arbeitete die Ehefrau zumindest im Gewerbe des Mannes mit – wenn sie nicht gar eine zusätzliche Beschäftigung ausser Haus annahm. Das bürgerliche Familienmodell (Vater im Beruf, Mutter im Haus, Kinder in der Schule/Ausbildung) war den Oberschichten vorbehalten. Wer als Tagelöhner, Knecht oder Magd arbeitete, konnte nicht mit einer gesicherten dauerhaften Anstellung rechnen. Eine Reservenbildung war aber auch für Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter kaum möglich – die Konjunktur konnte ihre Zukunftsplanung jederzeit durchkreuzen.

War Bargeld dringend nötig, wurden Haushaltsgegenstände oder Kleidungsstücke in ‚Versatz‘ gegeben oder an einen Krämer oder eine Trödlerin verkauft. Auch Tausch- und Pfandhandel zwischen Bekannten wurde gepflegt. In diesem Rahmen konnten persönliche Bindungen durch kleine Geschenke, Gefälligkeiten und gemeinsames Trinken etabliert oder gefestigt werden. War die Not zu gross, wurde auch zu unlauteren Mitteln gegriffen. Neben Arbeitsgelegenheit bot die Stadt, als Markt- und Messeort sowie mit dem grossen Angebot an Läden und Gewerben, auch viele Möglichkeiten für die Aneignung fremden Eigentums. Die meisten Entwendungen betrafen kleinere Geldbeträge oder wenig wertvolle Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs sowie Kleider und Schuhe. Gerade Textilien eigneten sich gut zur vorübergehenden Aufbewahrung und anschliessenden Umsetzung in Bargeld oder als Tauschartikel. Die Häuser waren wohl selten abgesperrt, was den Diebstahl erleichterte. Kleider fanden sich auf Stangen vor oder hinter dem Haus. Auch Wertsachen und Geld wurden nicht weggeschlossen oder wenn doch, dann waren die Kästen und Kisten einfach aufzubrechen.

Aufgrund der Nachforschungen der Gerichte eröffnen sich Einblicke in persönliche Netzwerke. Verwandte sprangen im Notfall ein. Bekannte in der Nachbarschaft oder von früheren Arbeitsstellen, auch Personen aus dem gleichen Dorf oder Region, die ebenfalls in der Stadt ansässig waren, wurden zur Unterstützung angesprochen. Wer schon länger in der Stadt war, konnte Patenschaften aktivieren, um Not abzuwenden. Bekannte, die eigene Geschäfte führten, konnten Nahrungsmittel oder dringend benötigte Gegenstände gegen Kredit überlassen. Die Unterschicht lebte im Mangel. Ihre vielfältigen Versatz-, Tausch- und Erwerbspraktiken machten die knappen Ressourcen und Bedürftigkeit erträglicher. Sie bedingten in jedem Fall die Pflege eines Beziehungsnetzes und einen guten Ruf. In die Tausch-, Verkaufs- und Pfandgeschäfte konnte auch Diebesgut einfliessen.

Da die meisten Zugewanderten keinen Anspruch auf Unterstützung hatten, mussten sie zur Selbsthilfe greifen. Auch das Streben nach Konsum und Luxus, nach Teilhabe an einer immer reicheren Gesellschaft und deren Lebenschancen, stellt eine Erklärung für Diebstahl dar.

### **Städtische Armenfürsorge**

Die Kontrolle der Zuwanderung war die wichtigste sozialpolitische Massnahme der Basler Regierung. Priorität der Sicherheitskräfte war die Abwehr von mobilen Unterschichten. Bis ins 19. Jahrhundert wurden arme Ortsfremde zusammengetrieben und an die Grenze geführt. Teilweise wurden solche ‹Betteljagden› und ‹Bettelfuhren› mit den Behörden der angrenzenden Territorien koordiniert.<sup>34</sup> Eine Beherbergung Fremder ohne Anmeldung bei der Polizei war nicht erlaubt. Die ‹Armenherberge›<sup>35</sup> war die einzige auf Fremde ausgerichtete Institution. Bettelvögte – ab 1844 die Landjäger – sollten die Armen überwachen und unerlaubtes Betteln unterbinden. Das harte Vorgehen gegen fremde Bettler stiess teilweise auch auf Unverständnis in der Stadtbevölkerung. Obwohl es verboten war, erhielten auswärtige Bettler Almosen von Stadtbürgern. Sicherheitskräfte, die gegen Bettelnde vorgingen, wurden von Einheimischen behindert, beschimpft und manchmal gar verprügelt.<sup>36</sup> Für die Armenfürsorge galt in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert das Heimatprinzip. Zugewanderte waren de jure von Hilfsleistungen ausgeschlossen – einzig Kinder konnten in das Waisenhaus aufgenommen werden. Zudem wurde zwischen sogenannten würdigen und unwürdigen Armen unterschieden. Armut wurde vor allem als moralisches Problem gesehen. Entsprechend war die Armenfürsorge ausgerichtet. Als unterstützungswürdig wurden insbesondere Alte, Gebrechliche, Kranke, Waisen und Witwen betrachtet, und kirchliche Institutionen entschieden über die Zulassung zu Hilfsleistungen durch das Gemeinwesen.<sup>37</sup> Neue Ansätze in der Armutsbekämpfung wurden weitgehend philanthropischer Initiative überlassen. Die Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützigke (GGG) stand in Basel hinter den meisten Projekten. Ab 1802 versorgte eine Suppenanstalt Bedürftige mit einer preiswerten Mahlzeit. In der 1804 eingerichteten Allgemeinen Armenanstalt wurden neue Methoden der Arbeitsbeschaffung und -erziehung erprobt. Die GGG konnte in einigen Sektoren der Wirtschaft mit Vereinsgründungen neue Ansätze für Kranken- und Sozialversicherungen anstossen. Die Bemühungen der GGG zielten ansonsten auf eine moralische Besserung der Armen.<sup>38</sup>

### **Kontrolle der Zuwanderung als wichtigste sozialpolitische Massnahme**

Im Zuge der europäischen Gefängnisreformbewegung engagierten sich Private, die Situation der Eingesperrten zu verbessern und ihre Resozialisierung zu ermöglichen. Für Gefängnisinsassinnen konstituierte sich der ‹Frauenverein für weibliche Sträflinge›. Die allgemeine Strafgefangenenhilfe konnte in den 1850er- und 1860er-Jahren einige Erfolge verzeichnen.<sup>39</sup> Die pietistische Evangelische Gesellschaft baute ab 1859 mit der Stadtmission ein Predigerwesen für die Arbeiterschaft und eine christliche Gesellenherberge im Ringelhof am Petersgraben auf. Letztere funktionierte als Arbeiterkosthaus mit einer christlich fundierten Hausordnung. Der Glaube sollte der Arbeiterschaft im Strom der Modernisierung Halt geben und die sozialen Probleme entschärfen.<sup>40</sup> Erwähnungen philanthropischer Einrichtungen finden sich in den Gerichtsakten keine – bis auf die Suppenanstalt: Sie wurde zum Ort einer gewaltsamen Auseinandersetzung, was auf eine rege Nutzung des Angebots deutet. Die Stadt fand keine Lösung für die sozialen Probleme.

## **Wohnen**

Das Haus eines Handwerksmeisters war im Ancien Régime in Basel oft noch ein ‹ganzes Haus› – es war Ort der Produktion, und das Dienstpersonal wohnte unter demselben Dach. Im 19. Jahrhundert wurden Mägde, Knechte und Gesellen wohl häufiger auswärts einquartiert. Es entstand eine Nachfrage nach neuen Unterkunftsmöglichkeiten, die durch Kosthäuser, aber auch durch private Vermieter befriedigt wurde. Durch die externe Unterbringung gewannen die Gesellen mehr Unabhängigkeit vom Meister und standen nicht mehr unter dessen sozialer Kontrolle, verloren aber auch soziales Kapital. Die Unterbringung in einem Kosthaus war mit einer Gesellenkammer vergleichbar: Wer im Kostgang wohnte, hatte in der Regel ein eigenes Bett, teilte sich aber das Zimmer mit anderen.

Aus den Angaben in den Akten zu den Kosthäusern lässt sich nicht auf deren Grösse schliessen – auch Erhebungen des Kleinen Rates ermitteln nur Durchschnittszahlen.<sup>41</sup> Es fehlen aber ebenfalls Hinweise auf prekäre hygienische Verhältnisse. Bis 1861 entwickelten sich in diesem Bereich, der nicht von der Regierung reglementiert wurde, relativ grosse Betriebe.<sup>42</sup> Daneben gab es viele Privathaushalte, die entbehrlichen Wohnraum vermieteten, untervermieteten und im Kostgang anboten. Das Mitwohnen wurde zu einer versachlichten Beziehung. Es war für viele Arbeiterinnen und Arbeiter ein Dauerzustand und nicht mehr eine vorübergehende Lebensphase.<sup>43</sup> Die Gründung eines eigenen Haushalts lag hier näher



**89 Stadtbevölkerung und Wohnhäuser am Rondenweg beim Spalentor. Foto: Foto Wolf, um 1865.** — Auf der Innenseite der Stadtmauer musste der «Rondenweg» freigehalten werden, um dem Militär einen ungehinderten Zugang zum Befestigungswerk zu ermöglichen und die Instandhaltung des Bauwerks zu gewährleisten. Gleichwohl wurden Wohnhäuser recht nahe an die Mauer gebaut. Die Wohn-

lage war schlecht, da die hohe Mauer beengend wirkte und ihr Schatten die Wohnungen verdunkelte. Der Rondenweg wurde zudem von Transportfuhrwerken benutzt, welche die verwinkelten Strassen der Innenstadt umfuhren. Es siedelte sich hier eine eher ärmliche Bevölkerungsschicht an. 1852 verlangte eine Petition die Abtragung der Stadtmauer beim Spalentor, um Licht, Luft und freie Aussicht zu erhalten.

als bei einer Unterbringung beim Arbeitgeber. Weder die gerichtsunkundlich registrierten Wohnadressen noch die Tatorte deuten auf eine Segregation der Unterschichten oder eine Ausbildung von *no-go-areas* hin. Sie blieben gleichmässig über die Stadt verteilt.<sup>44</sup> Aufgrund der ausbleibenden Bautätigkeit bahnte sich hier aber das vielzitierte Wohnungselend an.<sup>45</sup>

## Vergnügen

Die Wohnsituation war für die Unterschichten wenig komfortabel. Gesellige Aktivitäten mussten ausser Haus stattfinden. Alle Schichten nutzten die Strassen und Plätze der Stadt. Beliebte Orte für einen Spaziergang waren die Rheinbrücke, der Münster- und der Petersplatz.<sup>46</sup> Das Wirtshaus kann als Wohnzimmer der Menschen ohne eigenen Haushalt angesehen werden. Geselligkeits- und Gewaltrituale blieben konstant, nur die Mittelschicht zog sich zunehmend aus den Strassenhändeln zurück.<sup>47</sup> Es wurde gemeinsam getrunken und gegessen, gesungen und gespielt, getanzt – und auch handgreiflich gestritten. Gerichtlich registriert wurde vor allem die Anwesenheit von Männern in den Wirtsstuben.

Auch Frauen waren zugegen; da sie aber nicht an Gewaltdelikten beteiligt waren, wurden sie nur sporadisch als Zeuginnen befragt.

Nach der Schliessung der Wirtshäuser wurde die Geselligkeit draussen fortgesetzt, wovon zahlreiche Klagen über Nachtruhestörungen zeugen. Auf den Strassen und Plätzen herrschte auch

nach der Polizeistunde um elf Uhr nachts noch reger Betrieb. Bei den Ermittlungen gegen einen Betrunkenen, der Anfang März 1846 um zwei Uhr nachts auf dem Kornmarkt Passanten beschimpfte und einen Landjäger tötlich angriff, fand sich eine stattliche Anzahl Zeugen, die nachts – auch bei unzureichender Strassenbeleuchtung<sup>48</sup> – noch auf den Basler Strassen unterwegs waren.<sup>49</sup>

An Sonntagen wurde das Vergnügen auch ausserhalb der Stadt gesucht. Weiterhin war der Bann der Stadt für das ‹Spazieren› beliebt. Die Schusterinsel bei Kleinhüningen war ein häufig erwähntes Ausflugsziel. Aber auch Wirtshäuser in den angrenzenden Dörfern des Elsass, Badens oder des Kantons Baselland wurden oft besucht.<sup>50</sup> So verbrachten ein Buchhändlerlehrling und ein Dessinateur den Sonntagabend des 22. März 1846 mit weiteren Kameraden in Lörrach. Als sie singend in die Stadt zurückkamen und von Landjägern zur Ruhe gewiesen wurden, inszenierten sie auf dem Kornmarkt vor dem Rathaus unter den Augen der dort stationierten Soldaten eine lautstarke Exerzierübung. In Lörrach hatten sie das Theaterstück ‹Die Befreiung des Doktor Steigers› – eine Episode aus den

**Das Wirtshaus war  
das Wohnzimmer  
der Menschen ohne  
eigenen Haushalt**

**90 Passanten, Mägde und Dienstboten bei der «Engelsburg», anonyme Fotografie, 19. Jahrhundert.** — Das Haus Engelsburg stand an der Theaterstrasse gegenüber dem Klosterberg an einer Brücke über den Birsig. Seit dem 15. Jahrhundert waren darin Webereien eingerichtet. 1668 kaufte es der Wollweber Emanuel Hoffmann und betrieb hier den ersten, aus Holland geschmuggelten «Kunststuhl» für die maschinelle Seidenbandweberei – ein Meilenstein der protoindustriellen Entwicklung Basels. Im 19. Jahrhundert erhielt die Engelsburg als Gastwirtschaft eine neue Rolle im Stadtleben, 1897 erfolgte der Abriss.



Freischarenzügen nach Luzern von 1844/45 – besucht.<sup>51</sup> Die Provokation machte die Landjäger und die Soldaten lächerlich. Die Gerichtsakten der 1840er-Jahre enthalten unzählige Fälle von abendlichen Zusammenstößen bei der durch die Reorganisation der Sicherheitskräfte zunehmend effizienteren Durchsetzung der Polizeistunde und der Nachtruhe. Nicht nur unterbürgerliche, sondern auch kleinbürgerliche Schichten – Letztere hielten sich sonst von Gewalttätigkeiten fern – setzten sich gegen Eingriffe in ihre Lebensführung zur Wehr.<sup>52</sup>

Einzelne Gesellen erprobten neue Formen des gesellschaftlichen Umgangs im «Bildungs- und Leseverein deutscher Handwerker».<sup>53</sup> Solche Vereine verfolgten auch politische Ziele und werden in der Regel mit Wilhelm Weitling in Verbindung gebracht, der sozialistische Ideen vertrat.<sup>54</sup> Auch die Arbeiter der neuen Industrien schlossen sich in Vereinen zusammen, die gemeinsame Geselligkeit pflegten. So lässt sich ein «Posamenterverein» nachweisen.<sup>55</sup> Hier begann sich die Arbeiterbewegung zu formieren.<sup>56</sup>

## «Unfugen am Riehentor»

Das mittelalterliche «Riehentor», das 1864 abgerissen wurde, war neben dem «Bläsitor» einer der beiden Hauptzugänge von der Landseite her nach Kleinbasel. Abgesehen von diesen zwei Toren war die rechtsrheinische Stadt nur über die Rheinbrücke mit dem Warenverkehr verbunden. Das Vorfeld des Tores wurde durch die Landstrasse nach Riehen und den Gewerbekanal «Riehenteich» geprägt. Dessen südlicher Hauptstrang führte zum Riehentor und bog dort ab, um entlang der Mauer bei der Clarakirche in die Stadt zu fliessen, wo sich die Mühlen des Bläsiquartiers befanden. Auch vor dem Riehentor wurde die Wasserkraft seit dem Mittelalter gewerblich genutzt. Mit dem Beginn der industriellen Revolution bot der Riehenteich ideale Voraussetzungen für eine moderne Textilfabrik. Sein Wasser konnte für Wasch- und Färbeprozesse sowie zur Energieerzeugung und Entsorgung genutzt werden. 1824 wurde hier die erste mechanisierte Florettspinnerei auf dem europäischen Kontinent in Betrieb genommen. Die Arbeiterschaft der mit Pferdekraft betriebenen Spinnerei zählte 1829 120 Personen, wobei 15 erwachsene Männer eine kleine Minderheit unter den Frauen und Kindern bildeten. Für die vielen Arbeiterinnen und die weniger zahlreichen Arbeiter in den neu entstehenden Fabrikbetrieben im Stadtbann stellten die Tore ein mit Kosten verbundenes Hindernis dar: Je nach Wohnort mussten sie mehrere Stadttore ausserhalb der regulären Öffnungszeiten passieren, um zu ihrer Arbeitsstelle und wieder zurück zu gelangen. Dabei wurde die Sperrgebühr fällig.<sup>57</sup> Johann Siegmund Alioth, der Besitzer der Spinnerei, konnte ein

besonderes Arrangement vereinbaren, um seine Belegschaft nach getaner Arbeit zumindest in die Stadt zurückzubringen.<sup>58</sup> Dies sollte gemeinschaftlich unter der Führung eines Vorarbeiters geschehen. Allabendlich schlug der Aufseher Gottfried Linn, der seit Einrichtung der Fabrik 1824 dort arbeitete, die Glocke zum Zeichen des Arbeitsschlusses und führte die Arbeiterinnen und Arbeiter zum Tor. Nachdem er bei der Wache vorgesprochen hatte, konnten die Leute passieren.

Nicht so am Abend des Samstags, 28. November 1829. Die Arbeiterschaft war um halb 9 Uhr abends vor dem Riehentor versammelt, und Gottfried Linn meldete sie an. Der Korporal liess ihn ein, beschied dem Aufseher jedoch, er solle warten, bis alle vollzählig versammelt seien. Er schloss das Türchen im Tor wieder und liess sich von den Einwänden des Aufsehers nicht zum Öffnen bewegen. Während Linn die Vermittlung anderer Beamter am Tor suchte, machte sich unter den Wartenden Unruhe breit. Das Tor war nur angelehnt und wurde schliesslich von der Menschenmasse, die in die Stadt drängte, aufgedrückt. Unter dem Tor entstand ein Tumult, da die Soldaten das Eindringen verhindern wollten und im Gegenzug mit Steinen beworfen wurden. Es kam niemand ernsthaft zu Schaden, ausser dem 39-jährigen Johannes Zurfluh, dem Pferdeknecht der Spinnerei. Er hatte schlichtend auf die Soldaten einwirken wollen.

Das Gericht fällte ein salomonisches Urteil und sprach je 48-stündige Haftstrafen gegen Zurfluh, Linn und einen weiteren Fabrikarbeiter, den 46-jährigen Friedrich Forrer aus



91 Riehentor mit Kindergruppe und Uniformiertem, anonyme Fotografie, vor 1864.

St. Gallen, sowie gegen den Korporal und zwei Soldaten am Tor aus. Im folgenden Jahr wurde die Fabrik weit weg nach Arlesheim verlegt, und nach dem Vorfall am Tor dürfte nicht nur die Aussicht auf einen Betrieb mit Wasserkraft ausschlaggebend dafür gewesen sein.<sup>59</sup> **Silvio Raciti**

## Widerstand in der Fabrik

Hinter einem Diebstahl musste nicht immer eine blossere Bereicherungsabsicht stecken. Es konnte durchaus auch eine Form der Auflehnung gegen die Verhältnisse am Arbeitsplatz sein. In Seidenbandfabriken wachten die Aufseher streng über das Personal, und selbst Produktionsabfälle wurden sorgsam gehütet. Peter Buser, der für das Reinigen der Bänder in der Fabrik Buxtorf-Bischoff zuständig war und einige davon entwendete, sagte 1849 im Verhör: «Wenn ich ins Magazin kam, so habe ich gedacht[,] es lange nie zuweilen zu einem Schoppen [Wein (S. R.)]; unsereins hat auch strenge Arbeit.»<sup>60</sup>

In einigen Fällen wehrten sich Posamentier auch auf legalem Weg gegen ihren Arbeitgeber. Am 15. März 1845 klagten Johannes Dichtel von Riehen und Markus Weiss von Holderbank gegen die Firma «Bachofen und Sohn» vor dem für Vergehen zuständigen korrekzionellen Gericht auf Privatgenugtuung. Zehn Arbeiter in der Fabrik im Wendelstörfer Hof (das «Weisse Haus» am Rheinsprung) hatten während der Pause die radikale «Nationalzeitung» gelesen. Der Arbeiter Buss hatte vorgelesen, und danach diskutierten sie untereinander. Darauf wurde Buss entlassen. Die anderen Beteiligten versuchten, ihm mittels Streikandrohung zu helfen. Er wurde wieder eingestellt, verlor seine Arbeit kurz darauf nochmals – er hatte jedoch inzwischen die Stadt bereits verlassen. Auch Weiss und Dichtel, welche die Wortführer gegenüber der Leitung der Bandfabrik gewesen waren, wurden in der Folge entlassen. Mit ihren «Abschieden», den Zeugnissen über ihr Verhalten in der Bandfabrik, erhielten sie keine Arbeit mehr. Bald fanden sie heraus, dass sie bei der Polizei und in den Bandfabriken als Aufrührer «angeschlagen» waren. Dichtel war der Meinung, er dürfe als Kantonsbürger nicht «arbeitslos gemacht» werden. Das Gericht wies ihre Klage ab, da sie gegen die Fabrikordnung verstossen hätten. Die Aufseher in der Fabrik sagten aus, dass auch noch während der Arbeit hitzig weiter disputiert wurde.<sup>61</sup>

## Streiks und Protest

Auf den Gesellenherbergen wurden traditionelle Arbeitsniederlegungen organisiert.<sup>62</sup> Die Beschränkung der Anzahl Anstellungen in Basel – Gesellen mussten die Stadt nach Beendigung eines dritten Arbeitsverhältnisses für ein Vierteljahr verlassen – rief koordinierte Aktionen hervor. Meist blieben diese jedoch auf ein Gewerbe beschränkt. So zogen 1839 die Schreiner und 1840 die Maurer aus der Stadt aus – in den Augen der Obrigkeit eine «Emeute»! Die Schneider und Zim-



**92** «Fröschenbollwerk», anonyme Fotografie, zwischen 1865 und 1869. — Das Fröschenbollwerk, ein Teil der Stadtbefestigung in der Nähe des Spalentors, wurde zwischen 1865 und 1869 mittels Abbruch und Sprengung beseitigt. Eine Personengruppe, vermutlich Bauarbeiter, versammelt sich während dessen Abtragung vor der Rückseite des Fröschenbollwerks.

merkmänner zettelten 1844 eine «Revolte» an. Die Streiks endeten mit der Ausweisung der Drahtzieher und schlugen sich nicht in den Gerichtsakten nieder.<sup>63</sup>

Als erster Streik in den neuen Gewerben der Stadt gilt die Arbeitsniederlegung der Indiennearbeiter von 1794.<sup>64</sup> 1837 und 1848 wurden Streiks der Seidenbandweber in der Stadt organisiert. Erfolgreiche Petitionen an den Grossen Rat gingen den Arbeitsniederlegungen voraus. 1837 waren es noch 163 einzelne Posamentier, die sich über die Entlassung von zwanzig anderen Arbeitern beim Rat

beschwerten. 1848 war der Generalposamenterverein federführend und stellte konkrete Forderungen zu den Kündigungsmodalitäten und Pflichten der Arbeitgeber. Die Bündelherren brachen den Streik durch die koordinierte Schliessung aller Fabriken. Dem konnte aufgrund der prekären Aufenthalts- und Arbeitsverhältnisse wenig entgegengesetzt werden.<sup>65</sup>

Stadtbürger aus der Unter- und Mittelschicht konnten nicht einfach polizeilich aus der Stadt ausgewiesen werden. Von ihnen gingen die offenen Aktionen aus, die sich gegen die Regierung richteten. Neben dem «Käppisturm» von 1845 fand im Folgejahr ein Protest gegen die Teuerung von Getreide und Brot statt.<sup>66</sup> Am 10. Juli 1846 kam es zu einem Auflauf vor dem Kornhaus im Spalenquartier und im gegenüberliegenden Wirtshaus zum Engel. Am Abend zuvor wurde an einem Laternenpfahl vor dem Kornhaus ein Strick aufgehängt – eine unmissverständliche Drohung. Die Protestierenden vermuteten «Fürkauf», also illegale Praktiken beim Handel mit Getreide, der zu Preissteigerungen geführt habe. Das Korn verdächtigter Händler im Kornhaus wurde mit schwarzen Flaggen markiert. Der Kornhausverwalter, der einschreiten wollte, wurde vom Schiffmann Sebastian Vonkilch gehohlet. Die befragten Stadtbürger nahmen für sich in Anspruch, einen Brauch reaktiviert zu haben und zur Kontrolle des Kornhauses berechtigt zu sein.<sup>67</sup> Ähnlich argumentierten Zünftler, die unter den Stadttoren die Wareneinfuhr kontrollierten.<sup>68</sup> Vonkilch gab in der Befragung an, von Ratsherrn Samuel Minder ermutigt worden zu sein. Minder war Müller und ein einflussreicher Kleinbasler Politiker, der damals im Kleinen Rat, der Kantonsregierung, sass. Er wurde aber nicht verhört, während Vonkilch und einige andere verurteilt wurden. Gemessen an der Zahl der Teilnehmer wurde nur eine kleine Minderheit gerichtlich belangt. Das Gericht wollte die Getreidepreise dem freien Markt überlassen, wie im Urteil vermerkt wurde.<sup>69</sup>

### **Der Wandel zur Konsumgesellschaft deutete sich an**

Die Regierung hatte bereits im März 1846 verbilligtes Brot ausgegeben und Getreide im Kornhaus verkauft, ohne den Preis signifikant drücken zu können. Im Herbst 1846 richteten wohlhabende Basler einen Privatverein für Fruchtankäufe ein, der ebenfalls dämpfend auf den Brotpreis einwirken sollte.<sup>70</sup> Nach Verbesserung der Versorgungssituation 1847 löste sich der Fruchtverein auf. Im gleichen Jahr wurde die Allgemeine Arbeitergesellschaft gegründet, welche die Versorgung der Arbeiterhaushalte mit erschwinglichen Nahrungsmitteln sicherstellen sollte und Vorbild für weitere ähnliche Vereine bildete, die kurz darauf in vielen Schweizer Städten entstanden. Es handelte sich um Vorläufer der Konsumgenossenschaften – der Wandel zur Konsumgesellschaft deutete sich an.<sup>71</sup>

In solchen Protesten setzten sich Handlungen und Taten fort, die bereits während des Ancien Régime von Einzelnen oder Zünften ausgegangen waren. Stadtbürger waren vor Gericht gestellt worden, nachdem sie den Bürgereid verweigert, Konkurrenten mit Gewalt zurückgebunden oder den Rat beschuldigt hatten, ihr Handwerk nicht zu schützen.<sup>72</sup> Diese Vorstellungen einer ‹moralischen Ökonomie›, die einer unregulierten Marktwirtschaft vorgezogen wurde, verbanden das handwerkliche Kleinbürgertum mit unterbürgerlichen Schichten.<sup>73</sup>

### **Die Stadt im Wandel und bei der Problembewältigung**

Die Stadt ist ein Ort verdichteter Kommunikation, das heisst, viele Menschen reden, handeln und verhandeln intensiv miteinander. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts griff diese verdichtete Kommunikation immer deutlicher und vielfältiger über die Stadtmauern hinaus. Presse und neue Verkehrsmittel sorgten für eine stärkere Verflechtung mit dem Umland und der restlichen Schweiz.

Das Bevölkerungswachstum verschärfte die Armutsfrage und Wohnungsnot. Immer wieder zeigte sich die ‹Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen›, die typisch ist für die Sattelzeit. Neben traditionelle Verhaltensweisen in Geselligkeit und Protest traten neue Formen des gesellschaftlichen Umgangs, des Widerstands und der Selbsthilfe, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als dauerhaft erwiesen. Die im 19. Jahrhundert reformierte Justiz und ihre Praxis wurden zwar nicht allen Ansprüchen der Zeit gerecht. Aber sie boten den Unterschichten und Zugewanderten Möglichkeiten, sich einen Platz in der städtischen Gesellschaft zu erstreiten.

# Abgründe des Zusammenlebens: Mägde in Haushalten und vor dem Richter

Lena Heizmann

Am 1. September 1856 wurde die 28-jährige Magd Sophie Haberstroh «wegen aussererhelicher Schwangerschaft und Niederkunft verhaftet», wie die Aufenthaltskontrolle lapidar festhielt. Ihr Dienstherr hatte sie angezeigt, worauf sie abgeholt und zur Untersuchungshaft in den Lohnhof gebracht wurde. Dort blieb sie bis zur Gerichtsverhandlung, bei der sie wegen Kindsmord zu 18 Jahren Kettenhaft ersten Grades<sup>74</sup> verurteilt wurde. Tags darauf trat sie die Strafe an. Nach Verbüßung von zwei Dritteln ihrer Haft gab der Grosse Rat dem Gnadengesuch der mittlerweile 40-Jährigen statt.<sup>75</sup>

## Streng regulierte Frauenkörper

Unverheiratete Schwangere mussten sich bis 1873 selbst beim Ehegericht anzeigen.<sup>76</sup> Wer diese Selbstanzeige wie Sophie Haberstroh nicht leistete, die Schwangerschaft und wie sie sogar die Geburt verheimlichte, machte sich des geplanten Kindsmords verdächtig. Die Strafen für eine aussererheliche Schwangerschaft wurden im Wiederholungsfall höher. Während das Gesetz im ersten oder zweiten Fall Bussen bis zu 24 Franken oder Gefängnisstrafen bis zu 10 Tagen vorsah, konnte das Gericht ab der dritten Schwangerschaft eine Freiheitsstrafe von 2 bis 12 Monaten verhängen. Gegen auswärtige Frauen, auch aus anderen Kantonen der Schweiz, war ein Stadtverweis von mindestens einem und maximal vier Jahren vorgesehen. Zudem zog eine uneheliche Schwangerschaft oft den Verlust der Arbeitsstelle nach sich. Dazu kamen Schamgefühle und die Furcht vor der Reaktion der eigenen Familie auf ein uneheliches Kind.<sup>77</sup>

In einer Anzeige, die Sophie Haberstrohs Dienstherr Johann Heinrich Kündig einreichte, berichtete er, sie habe auch auf mehrfaches Nachfragen stets abgestritten, schwanger zu sein. Als dann seine Frau an jenem Septembermorgen aus der Fabrik nach Hause gerufen wurde, weil es der Magd schlecht ging, fand sie auf dem Abtritt und in der Kammer der Magd Blutspuren. Im Abtritt wurde später von der Polizei die Leiche des Neugeborenen gefunden. Im Verhör sagte Sophie Haberstroh, dass in der Nacht, während sie auf dem Nachthafen sass, «etwas» von ihr gegangen sei, «so dass der Hafen überlief». Gespürt habe sie



**93 Barbara Thoma mit dem zweijährigen Friedrich August Meyer, Bleiftiftzeichnung von Adolf Follenweider, 1848.** — Dieses Bild hat Seltenheitswert. In der Regel erscheinen Dienstmägde höchstens als namenlose Figuren in Darstellungen von Strassenszenen. Hier handelt es sich um ein eigentliches Porträt einer Magd, sogar ihr Name ist überliefert. Auf der Rückseite findet sich der

Text «Barbara Thoma aus Ongstmattingen (Württemberg), unsere treue Magd, mit Friedrich August Meyer [...]». Badische und württembergische Dienstmägde waren sehr häufig in Basler Haushalten anzutreffen. Der Anlass für das Porträt ist nicht bekannt. Das Bild selbst, seine Inschrift und Aufbewahrung weisen aber auf die Wertschätzung von Barbara Thoma hin.

dabei nichts. Später sagte sie dann aber, sie habe schon seit Ostern gewusst, dass sie schwanger war.<sup>78</sup>

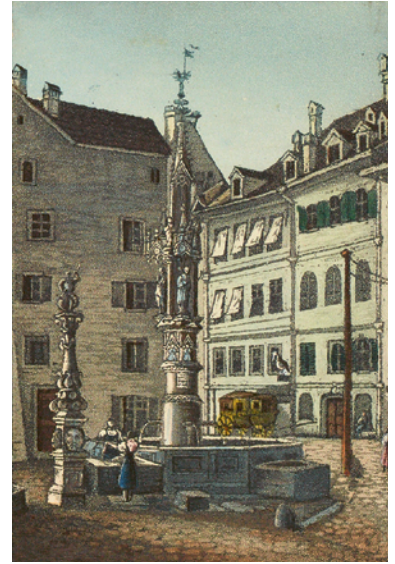
Schwanger geworden war Sophie Haberstroh von einem Maurer, der bei der Eisenbahn arbeitete und den sie bereits seit zwei Jahren kannte. Laut ihrer Aussage hätten sie vom Heiraten gesprochen, allerdings ohne ein formelles Eheversprechen abzugeben. Die Heirat war in Basel ohnehin schwierig und an Bedingungen nicht zuletzt materieller Art geknüpft. Die grosse Zahl unehelicher Kinder und «wilder Ehen» in der arbeitenden Klasse sei «weniger der Abneigung vor'm Heirathen als den Schwierigkeiten im Beibringen der Ausweis-Papiere zuzuschreiben»,

konstatierte die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft 1843.<sup>79</sup> Nachdem er von Sophie Haberstrohs Schwangerschaft erfahren hatte, verliess der Kindsvater Basel. Das Gericht suchte und fand seinen Aufenthaltsort, angeklagt wurde er aber nicht. Das war nicht ungewöhnlich für einen Prozess wegen verheimlichter Schwangerschaft und Kindstötung. Die Schuld für solche Taten wurde den Frauen angelastet. Fragen nach dem Kindsvater zielten weniger auf seine Bestrafung ab als darauf zu erfahren, wann die Frau schwanger geworden war. Denn die Dauer der Schwangerschaft beeinflusste das Strafmass.<sup>80</sup>

Die meisten Frauen, die in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen verheimlichter Schwangerschaft und Niederkunft vor Gericht landeten, waren wie Sophie Haberstroh Dienstmägde. Oft hatten sie ihre Heimatorte schon jung verlassen, um ein Einkommen zu finden. Und für viele dieser Frauen war es nicht die erste Schwangerschaft. So auch bei Sophie Haberstroh: Vor ihrer Zeit in Basel hatte sie bereits ein Kind geboren, das nur wenige Wochen lebte.<sup>81</sup> Angesichts der drohenden Strafen bei Verheimlichung einer unehelichen Schwangerschaft verwundert es kaum, dass auch ein Abbruch einer Schwangerschaft streng bestraft wurde. Acht bis zwölf Jahre Zuchthaus sah das Kriminalgesetz für Frauen vor, die bewusst abgetrieben hatten.<sup>82</sup> Ob eine Abtreibung stattgefunden hatte, war schwer nachzuweisen. Über die abtreibende Wirkung von pflanzlichen Mitteln wie Lorbeeren, Wermut oder Blättern vom Thujabaum befragte das Gericht Chemiker und andere Sachverständige.<sup>83</sup> Körperlich arbeiten zu können, war für Mägde wie Sophie Haberstroh essenziell. Nicht nur eine uneheliche Schwangerschaft, sondern auch eine einfache Krankheit konnten den Verlust des Arbeitsplatzes nach sich ziehen. Angestellte im häuslichen Dienst durften wegen ansteckender oder «eckliger» Krankheit oder wenn die Krankheit länger als zwei Wochen dauerte, entlassen werden.<sup>84</sup>

### **Immigriert und arbeitswillig**

Sophie Haberstroh stammte aus dem badischen Oppenau. Und auch der Mann, der sie geschwängert hatte, war wie sie aus dem Badischen.<sup>85</sup> Damit waren sie nicht allein. Etwa ein Drittel der Personen, die gegen Mitte des 19. Jahrhunderts nach Basel immigrierten, gaben einen Heimatort im Grossherzogtum Baden an. Weitere fünfzehn Prozent stammten aus Württemberg. Zwischen sechs- und elftausend Menschen zogen zwischen 1845 und 1860 jedes Jahr nach Basel, ein Drittel davon waren Frauen. Viele von ihnen fanden Arbeit als Magd: Fast alle Mägde waren um die Mitte des Jahrhunderts Aufenthalterinnen. Zwei Drittel der Mägde waren



**94** «Ansicht der Stadt Basel und der innern Theile derselben», Bildertableau von Johann Baptist Isenring (Details), 1832/33. — Das Bildertableau gehört zur «Sammlung malerischer Ansichten aufgenommen im Innern und in den Umgebungen der merkwürdigsten Städte und Flecken der Schweiz». Es zeigt um das Hauptbild mit der Einfahrt des Dampf-

schiffs «Frankfurt» im Jahr 1832 in Randvignetten mehrere Basler Sehenswürdigkeiten wie den Münsterplatz, den Fischmarktbrunnen und das Rheintor. Den Konventionen der Genremalerei entsprechend gehören Dienstmägde (wie auch Torwachen) zum typischen Strassenbild: als Kinderbetreuerinnen, beim Brunnen oder beim Einkauf mit einem Korb am Arm.

gemäss der Volkszählung von 1850 protestantischen Glaubens, ein Drittel wie Sophie Haberstroh katholisch. Nur vereinzelt arbeiteten Jüdinnen oder Täuferinnen als Mägde.<sup>86</sup>

Wer auf der Suche nach Arbeit nach Basel kam, musste sich bei der Aufenthaltskontrolle anmelden. Fein säuberlich wurde für jede Person Name, Alter, Heimat- oder Herkunftsort, Beruf und die Arbeitsstelle in Basel eingetragen. Das vorgedruckte Formular bot Platz für bis zu sieben Stellenwechsel, die mit Datum und neuem Wohn- und Arbeitsort nachgetragen wurden. Zeitpunkt und manchmal auch Grund der Abreise aus der Stadt wurden ebenfalls festgehalten.<sup>87</sup> Die Fluktuation war hoch. Sophie Haberstroh zum Beispiel wechselte nach ihrer Ankunft im Juli 1854 in eineinhalb Monaten dreimal die Stelle als Magd, bis sie für fast zwei Jahre in demselben Haushalt beim Bläsitor blieb. Zwei Monate vor der Geburt trat sie die Stelle beim Posamenterehepaar Kündig am Weidengässlein vor



**95 Glättstube im «Bläserhof» (Untere Rebasse), anonyme Zeichnung, um 1770.** — Grossbürgerliche Haushalte liessen verschmutzte Kleidung in Abständen von mehreren Wochen oder Monaten in der «grossen Wäsche» gründlich reinigen. Diese Wäsche war eine mehrtägige, sorgfältige Arbeit, zu der neben dem eigenen Dienstpersonal weiteres angestellt wurde: Berufs-

wäscherinnen und Kundenglätterinnen. Der arbeitsteilige Prozess bedingte eigens dafür eingerichtete Räumlichkeiten für das professionelle Waschen, Trocknen und Glätten der Ober- und Unterkleider. Waschanstalten boten Ersatz, wenn einem Haushalt solche Räumlichkeiten fehlten. Im Vordergrund ist ein Kind zu sehen, das, wie damals üblich, bei der Arbeit mithilft.

dem St. Alban-Tor an. Möglicherweise war sie Kündigs zwei Jahre zuvor bereits begegnet, als sie für wenige Wochen in deren früherer Nachbarschaft an der Klybeckstrasse tätig gewesen war.<sup>88</sup> Die zwei Jahre, die sie in Basel gearbeitet und gelebt hatte, bis sie vor Gericht landete, waren eine vergleichsweise lange Zeit. Mehr als die Hälfte der Personen, die in der Aufenthaltskontrolle erfasst wurden, blieben weniger als ein Jahr in der Stadt. Fast zwei Drittel wechselten mindestens einmal die Stelle, bevor sie die Stadt verliessen.<sup>89</sup> Die hohe Fluktuation, gerade im häuslichen Dienst, wurde als problematisch empfunden. Die Mägde-Stiftung suchte besonders lange Dienstzeiten zu fördern und zeichnete Anstellungen mit einer Dauer von fünfzehn Jahren und mehr in demselben Haushalt mit einem Preis aus. Bei gleicher Berechtigung für den Preis wurde die Magd bevorzugt, die im ärmeren Haushalt gedient hatte.<sup>90</sup>

Der Arbeitsort von Mägden war der Haushalt, wobei dieser Begriff unscharf war. Zugehörigkeit zum gleichen Haushalt bedeutete nicht Zugehörigkeit zur gleichen Familie. Das Vermieten von Kammern oder einzelnen Betten war üblich, die Anzahl Personen in einem Haushalt konnte stark variieren. Mägde arbeiteten 1850 am häufigsten in einem Haushalt mit sieben Personen. Und sie arbeiteten in vielen Haushalten: Gut vierzig Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt lebten in einem Haushalt mit mindestens einer Magd.<sup>91</sup> Fast die Hälfte der weiblichen Personen über 15 Jahren gab bei der Volkszählung 1850 einen Beruf an. Die Berufsbezeichnung Magd taucht dabei am häufigsten auf. Weitere oft von Frauen ausgeübte Berufe waren Zettlerin, Fabrikarbeiterin, Näherin oder Schneiderin.<sup>92</sup>

### **Klapperndes Geschirr und schreiende Kinder**

Vom ersten Kaffee am Morgen bis zum letzten Socken, der geflickt werden sollte: Eine Magd war die erste Person im Haushalt, die aufstand, und die letzte, die sich schlafen legte. Sophie Haberstroh hatte am Morgen zuerst den Kaffee gemacht, erst später wurden die Spuren ihrer Geburt entdeckt.<sup>93</sup> Die Magd putzte, kochte, versorgte die Kinder, sofern es welche gab im Haushalt. Mägde suchten mit Vorliebe kinderlose Haushalte, die versprachen etwas weniger harte Arbeitstage.<sup>94</sup> Waren beide Dienstleute ausser Haus tätig, bereitete die Magd das Mittagessen zu und brachte es zur Fabrik. Betten machen, Geschirr und Kleidung waschen, Wasser holen und Waschen am Brunnen, die Wohnung putzen, die Gasse wischen, Essen und Kaffee kochen – die Liste an Tätigkeiten, die den Mägden abverlangt wurden, ist ausufernd. An einem solchen langen Arbeitstag gingen Dinge zu Bruch, einer Magd brannte ein Foulard im Ofen an, eine andere machte beim Schleifen ein Messer kaputt. Die Reparatur- und Ersatzkosten für kaputte oder beschädigte Gegenstände wurden den Mägden vom Lohn abgezogen.<sup>95</sup> War die Frau des Hauses tagsüber nicht in Erwerbsarbeit eingebunden, arbeitete sie meist ebenfalls im Haushalt. Im Gegensatz zur Arbeit in der Fabrik gab es keine begrenzten Arbeitszeiten, eine Magd hatte stets zur Verfügung zu stehen. Reagierte sie nicht sofort auf ein Rufen und verhielt sie sich überhaupt «unwillig» oder nicht «der Gebühr nach», konnte das schnell zum Stellenverlust führen.<sup>96</sup> Eine Kündigung bedeutete nicht nur den Verlust des Einkommens, sondern auch den Verlust des Wohnorts. Die Unterbringung der Magd in den Wohnungen variierte stark. Wenige Mägde hatten wie Sophie Haberstroh eine eigene Kammer. Viele hatten nicht einmal ein eigenes Bett, sondern teilten die Schlafstelle mit einer Tochter des Hauses oder mit einem Kostmädchen.<sup>97</sup>



**96 Rundturm ‹Luginsland› bei der Petersschanze, anonyme Fotografie, 1863.** — Der Rundturm mit dem sprechenden Namen hatte die Funktion eines Aussichtspostens und befand sich vor der Hauptbefestigung bei der ‹Neuen Vorstadt› (Hebelstrasse), dem ‹Hohen Wall›. Der Turm wurde 1871 abgebrochen. Vermutlich ist es eine Kindermagd, die vor dem ‹Luginsland› steht und den Kinderwagen schiebt.

Die Berufsbezeichnung ‹Magd› war weniger mit konkreten Tätigkeiten als mit einem spezifischen Arbeitsverhältnis verbunden und geprägt von einem starken Machtgefälle. Ebenso wenig sagt diese Bezeichnung über den Lebensstandard einer Frau aus, die den Beruf ausübte. Beides, Tätigkeiten und Lebensumstände, hing in grossem Mass von der Dienstherrschaft ab. In reichen Haushalten wurden in der Regel mehrere Angestellte beschäftigt, die eigene Aufgabengebiete hatten. Oft gab es da unter den Angestellten eine hierarchische Ordnung. In der Hälfte der Haushalte, die weibliches Dienstpersonal beschäftigten, arbeitete aber nur eine Magd.<sup>98</sup>

In einem Haushalt war die gleiche oder gar dieselbe Arbeit Lohnarbeit, wenn sie von einer Magd, und dann wieder keine Lohnarbeit, wenn sie von einer



**97 Wäscherinnen am Riehenteich, Aquarell von Johann Jakob Schneider (Detail), 1874.** — Am Mattweg oberhalb der «Heuslerschen Bleiche» beim Riehenteich befand sich eine Waschanstalt, deren Arbeiterinnen das Wasser des Gewerbekanalns nutzten. Der Riehenteich wurde auch von den neuen Industriefirmen für Brauchwasser in Anspruch genommen. Im Hintergrund sind die Kamine der chemischen Fabrik Lützelmann zu erkennen.

verheirateten Frau geleistet wurde. So arbeitete Franziska Keller ein halbes Jahr bei einem Fabrikarbeiter. Er hatte ihr versprochen, sie zu heiraten. «Falls aber nichts daraus werden sollte, so wolle er mir wie seinen früheren Mägden 10 btz Wochenlohn geben.» Sie willigte also ein, im Haushalt zu arbeiten. Als künftige Ehefrau war dieses Versprechen Lohn genug. Nachdem sich die Träume vom Heiraten zerschlagen hatten, verlangte Franziska Keller den vereinbarten Lohn für die Arbeit.<sup>99</sup> Ob sie diesen Lohn je erhalten hat, ist nicht bekannt. Für manche Arbeiten wurde zusätzliche Hilfe angestellt. Eine grosse Wäsche zum Beispiel wurde nur in langen Abständen durchgeführt und war von den Personen im Haushalt kaum allein zu bewältigen. Entsprechend viele Wäschereien gab es, wo Hilfe in Anspruch genommen werden konnte.<sup>100</sup>

## Recht und Ordnung

Mägde begaben sich in ein enges und klar reglementiertes Anstellungs- und Arbeitsverhältnis. Die bezahlte Arbeit in Haushalten war schon lange vor dem 19. Jahrhundert Gegenstand von Regelungen in Mandaten gewesen, die immer wieder (1654, 1685, 1755, 1769) überarbeitet, erneuert und erweitert wurden. Ab 1769 sollte es lange dauern bis zur nächsten Revision, die erst 1851 folgte. Ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert stammte die Kleiderordnung. Dienstmägde ohne Bürgerrecht sollten «weder seidene noch halbseidene Kleider tragen; die Hauben und Halstücher allein ausgenommen, wozu sie doch weder Sammet noch Taffen gebrauchen, und weder Gold noch Silber darauf setzen sollen».<sup>101</sup> Für die Umsetzung der Gesetze wurde ein Dienstbotenrichter eingesetzt, der in Konflikten zwischen Hausangestellten und Dienstherrschaften urteilte. Das Gesetz von 1851 formalisierte in weiten Teilen die zuvor schon bestehende Praxis des Dienstbotenrichters. Erst 1881 wurde in der Schweiz das gesonderte Recht für Hausangestellte abgeschafft.<sup>102</sup>

Eine Anstellung im häuslichen Dienst erfolgte gemäss Gesindeordnung jeweils auf ein halbes Jahr. Die Magd oder der Knecht erhielt dafür ein sogenanntes Haftgeld, das zum Verbleib für diese Zeit in der Stelle verpflichtete. Dazu kam ein Wochenlohn. Dieser sollte sich nach der «Geschicklichkeit» und der «Beschaffenheit der Arbeit» richten und durfte unter Strafandrohung auf keinen Fall zu hoch sein, damit nicht andere Dienstherrschaften zu Lohnerhöhungen gedrängt würden.<sup>103</sup> Viele Mägde blieben kein halbes Jahr in demselben Dienst. Wenn sie ein Haftgeld angenommen hatten, mussten sie es bei vorzeitigem Verlassen des Dienstes ganz oder teilweise zurückgeben. Der Wochenlohn stand ihnen aber auf jeden Fall zu. Voraussetzung, um einen Dienst annehmen zu können, war das Vorhandensein der notwendigen Papiere. Für die Aufenthaltsbewilligung war das meist ein sogenannter Heimatschein. Dienstherrschaften, die «hergeloffene Leuthe», also Personen ohne gültige Aufenthaltspapiere anstellten, oder solche, die keinen Schein zur Bestätigung des vorherigen Dienstes vorweisen konnten, riskierten eine Strafe. Zum Ende der Dienstzeit waren die Dienstherrschaften zudem angehalten, ein Zeugnis auszustellen.<sup>104</sup>

Unverheiratete Baslerinnen – also ledige, verwitwete und geschiedene – unterstanden bis 1876 der sogenannten Geschlechtsvormundschaft. Diese verhinderte, dass sie allein vor Gericht gingen.<sup>105</sup> Die Mägde waren oft junge und meist eingewanderte Frauen, ohne Ehemann, ohne Familie und ohne Besitz. Mit dem Dienstbotenrichter schuf die Stadt eine Stelle, wo diese Frauen selbst vor einen



**98 Puppenhaus der Familie Kelterborn, um 1850.** — Der Genremaler und Karikaturist Ludwig Adam Kelterborn schuf in den Jahren 1845 bis 1850 ein Puppenhaus für seine Töchter. Es zeigt detailliert die Wohnkultur des Basler Grossbürgertums um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Dieses quartierte sein Dienstpersonal in einfach eingerichteten Räumen in den oberen Etagen und unter dem Dach ein.

Richter ziehen konnten, ohne dass sie einen männlichen Vertreter brauchten. Auch auf Seite der Dienstherrschaften erscheinen vor dem Dienstherr Richter auffällig viele Frauen. Die Arbeit im Haushalt und dabei auftretende Konflikte wurden unter Frauen ausgehandelt. Wer mit Gesetzen in Konflikt kam, hatte es dagegen stets mit Männern zu tun. Die Gesetze wurden von Männern ausgearbeitet, und mit ihrer Durchsetzung bei den Gerichten oder bei der Polizei waren stets Männer betraut. In der Regel gehörten diese Männer zudem einer anderen Klasse an als die Angeklagten. Sophie Haberstroh, die fast mittellose Magd und Arbeitsmigrantin, musste sich gegenüber Basler Bürgern verteidigen. Die Verständigung war schwierig, weil sich hier verschiedene soziale Schichten gegenüberstanden.<sup>106</sup>



**99 Rondenweg entlang der Stadtmauer am Spalentor. Foto: Jakob Höflinger (Detail), 1863.** —

Die Aufnahme zeigt der Überlieferung nach Christine, die Magd einer Zunftfamilie, mit vier Kindern und einem Säugling sowie rechts einen Ladenbesitzer mit einem Makler («Sensal»), dessen Aufgabe es war, Finanz- und Handelsgeschäfte zu vermitteln. Das Foto wurde am Weg entlang der inneren Stadtmauerseite (Rondenweg) mit dem Spalentor im Rücken aufgenommen. Die Mauer hatte zu dieser Zeit keine Funktion mehr, ihr Abbruch erfolgte in dieser Gegend – mit Ausnahme des denkmalgeschützten Spalentors – bis Ende der 1860er-Jahre.

### Beim Dienstbotenrichter

Die Protokolle des Dienstbotenrichters, erhalten ab 1804, geben Einblicke in die Abgründe des Zusammenlebens in den Haushalten des 19. Jahrhunderts in Basel.<sup>107</sup> Aus allen Quartieren der Stadt kamen die Mägde oder Knechte, um ihren Lohn oder ihren Arbeitsplatz einzuklagen. Etwa vier von fünf der Klagenden vor dem Dienstbotenrichter waren Bedienstete; Dienstherrschaften klagten ihre Angestellten also eher selten an. An diesen Konflikten waren meist Mägde und nur selten Knechte oder andere männliche Dienstboten beteiligt. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass Knechte eher für spezifische Arbeiten angestellt wurden, die zudem meist ausser Haus angesiedelt waren. Damit tangierten ihre Konflikte die häusliche Ordnung weniger.<sup>108</sup> Die Tätigkeit des Dienstbotenrichters schwankte, mal gab es mehr als hundert Klagen, in anderen Jahren weniger als fünfzig.

Die meisten Fälle vor dem Dienstbotenrichter drehten sich um nicht, zu wenig oder zu spät ausbezahlten Lohn oder um Zeitpunkt und Umstände einer

Kündigung. Je nach Gesprächigkeit der Handelnden (und Eifer des Protokollführers) gewähren uns die Protokolle Einblicke in die Haushalte und die Lebens- und Arbeitsumstände im damaligen Alltag. Da wurde beleidigt, ein «böses Maul» angehängt und Ohrfeigen wurden verteilt. Den fremden Frauen im eigenen Haushalt wurde mit einem gewissen Misstrauen begegnet. Kam etwas abhanden, zum Beispiel Schuhe oder Kleidung, so fiel der Verdacht schnell auf die Magd.<sup>109</sup>

Häufig entzündeten sich Konflikte an einem bestimmten Ereignis. Dorothea Reinhart ist am 11. April 1828 «das Unglück begegnet». Die Amsel, die ihrem Dienstherrn gehörte und mit der sie die Kammer an der Greifengasse teilte, war entflohen. Als sie das Missgeschick der Dienstherrin beichtete, flogen ihr sogleich Schimpfworte und Schuhe entgegen. Dorothea Reinhart gelang es trotz all ihrer Bemühungen nicht, die Amsel wieder einzufangen. Ihr wurden daraufhin Schläge angedroht, und so suchte sie bei ihrer in der Nachbarschaft arbeitenden Schwester Zuflucht.<sup>110</sup> Wie Dorothea Reinhart liefen Mägde häufig weg, wenn es zum Streit kam. Nicht immer ist wie hier zu erfahren, wohin sie gingen. Die meisten Mägde waren ja nicht aus Basel und hatten kaum ein soziales Netz in der Stadt. Ausgefreudige Mägde waren ebenso verdächtig wie solche, die einen Liebsten hatten. Der Dienstbotenrichter verfügte in solchen Fällen, dass der Magd «ein Schein nach dem Betragen ausgestellt» werde.<sup>111</sup> Damit würde es schwieriger, eine neue Anstellung zu finden. In einem Fall versuchte eine Dienstherrin im September 1849 gar, von ihrer ehemaligen Magd eine finanzielle Entschädigung zu verlangen, nachdem sie die Magd mit ihrem Liebsten zusammen erwischt hatte. Der «Schrecken», als sie den «nackten Kerl in ihrem Bett antraf», habe der Dienstherrin einen gesundheitlichen Schaden zugefügt. Die geforderte Entschädigung sprach ihr der Dienstbotenrichter nicht zu. Es blieb ihr aber die Genugtuung, dass die Magd nach einigen Tagen im Gefängnis Lohnhof aus der Stadt verwiesen wurde.<sup>112</sup> Unverheiratete Liebespaare wurden auch in der Nachbarschaft kritisch beäugt. Sophie Haberstroh und der Mann, von dem sie schwanger wurde, waren beim gemeinsamen Herumziehen beobachtet worden. Das blieb im Gedächtnis hängen und wurde noch Monate später dem Landjäger mitgeteilt, der Erkundigungen für den Prozess einzog.<sup>113</sup>

Die Protokolle des Dienstbotenrichters zeichnen ein nuanciertes und konfliktreiches Bild von Mägden, ihrer Arbeit in Basler Haushalten und ihren Beziehungen zu Dienstherrschaften. Dieses Bild will nicht zur verklärenden Erinnerungsliteratur des Basler Bürgertums passen. Dort dienen die Mägde, wenn sie überhaupt vorkommen, der Ausstaffierung der Szenerie.<sup>114</sup> Es waren aber längst nicht nur bürgerliche Haushalte, die Mägde beschäftigten. Auch ein Posamenterehepaar wie die Kündigs stellte eine Magd an.

# Das exklusive Basler Bürgerrecht

Regula Argast

Basel im Jahr 1757. Der Philosoph und Ratsschreiber Isaak Iselin, 28 Jahre jung und hochgebildet, greift mit Leidenschaft in das politische Geschehen der Stadt ein. In seiner anonym veröffentlichten Schrift ›Freimüthige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt‹ warnt er vor dem schädlichen Bevölkerungsrückgang.<sup>115</sup> Die Schliessung des Bürgerrechts, die der Grosse Rat erstmals im Jahr 1700 erlassen hat,<sup>116</sup> führt Iselin auf das kleingeistige Konkurrenzdenken der ansässigen Gewerbetreibenden zurück. Er schreibt: «Könnten nicht mehrere Bürger und Einwohner hier ihre Nahrung finden? Könnten nicht noch eine grosse Mänge von Handlungen, Manufacturen, und nahrhaften Gewerbern bei uns eingeführet werden! Wer kan hieran zweiffeln, als ein kurzsichtiger und eigennüziger Geist, der sich des in einem staubigten Contor erlernten Schlentrians fortbedient [...]»<sup>117</sup>

Der Widerspruch lässt in der konservativen Stadt nicht lange auf sich warten. Ein wiederum anonym Schreiber – es ist Isaak Iselins Onkel und Professor der Rechte Johann Rudolf Iselin<sup>118</sup> – nimmt zu dem «aufgeblasenen Vorbericht» Stellung. In seiner Schrift ›Unpartheyische Betrachtung‹ bemerkt er: «Es ist, Gott sey Danck, noch nicht so weit mit uns gekommen, daß wir das edle Kleinod unsers Bürgerrechts so gering und verächtlich machen, und solches auskünden [...]»<sup>119</sup> Auch er warnt: «[U]nsern Hintersässen<sup>120</sup>, können wir Gesätze vorschreiben, und sie [...] in solche Schranken setzen, daß sie uns nicht nur keinen Schaden zufügen, sondern zum Nutzen gereichen müssen; Mit den andren aber, nemlich neuen Bürgern, müssen wir alsofort den Löffel und das Brod theilen, und, wie es die bisherige Erfahrung zeigt, muß sich ein mancher ehrlicher Bürger von ihnen verdringen lassen.»<sup>121</sup>

Der Disput zwischen Aufklärer und Bewahrer umreißt das Spannungsfeld, das die Basler Einbürgerungspolitik im Übergang vom Ancien Régime zur ersten modernen Kantonsverfassung im Jahr 1875 prägte. Einerseits standen vielen Bürgerrechtsaufnahmen der Gewerbeprotektionismus, Ressentiments gegen Katholiken und Juden, die rechtliche Ungleichstellung von Frauen und die Angst vor der Belastung der Armenkasse entgegen. Andererseits revidierte der Basler Gesetzgeber das Bürgerrechtsgesetz zwischen 1803 und 1879 sechs Mal, um den Personenkreis neuer Bürgerinnen und Bürger zu erweitern.



**100 Rathaus und Marktplatz, Aquatinta von Johann Esaias Nilson nach einer Vorlage von Constantin Guise, zwischen 1820 und 1840.** — Im Basler Rathaus, dem politischen Zentrum von Stadt und Kanton, durften bis 1848 nur diejenigen Männer als Klein- und Grossräte oder gar als Bürgermeister tätig sein, die auch das hiesige Bürgerrecht hatten. In den führenden Ämtern

manifestierte sich zudem eine soziale Komponente. Dort waren die alteingesessenen, vermögenden Familien überproportional vertreten. Der Marktplatz zeigt sich auf dem Bild in einem baulichen Zustand, der sich Ende des 19. Jahrhunderts stark verändern würde. Durch den Abriss der alten Gebäude vor dem Rathaus und die Nivellierung sollte sich seine Grösse ungefähr verdoppeln.

### Die Bedeutung des Basler Bürgerrechts

Für die Menschen in der Stadt bedeutete es viel, das Bürgerrecht zu besitzen. Die damit verbundenen Rechte verliehen Status, garantierten ein Minimum an sozialer Sicherheit und erweiterten die Partizipations- und Handlungsmöglichkeiten. Dazu gehörten das aktive und passive Wahlrecht, der Zugang zu politischen Ämtern und die Möglichkeit, einer Zunft anzugehören und damit ein Gewerbe auf eigene Rechnung zu betreiben. Ebenso war die Unterstützung bei Armut garantiert sowie das Recht, nicht weggewiesen zu werden.<sup>122</sup> Für Bürgerinnen galten die freiheitlichen und politischen Rechte allerdings nicht. Unverheiratete Baslerinnen standen

bis 1876 unter Geschlechtsvormundschaft<sup>123</sup> und erlangten die politischen Rechte erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>124</sup> Ausserdem verloren sie bis 1986 das Kantonsbürgerrecht bei Heirat mit einem kantonsfremden Schweizer.<sup>125</sup> Auch Basler Neubürger waren – zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – politisch nicht gleichgestellt. Seit 1696 war ihnen der Zugang zu politischen Ämtern verwehrt.<sup>126</sup> Die diskriminierenden Bestimmungen fielen sukzessive 1816 und 1838.<sup>127</sup> Zwischen 1838 und 1848 war den Neubürgern aber noch während fünf Jahren die freie Niederlassung in der Stadt nicht mehr möglich, wenn sie sich in Riehen, Bettingen oder Kleinhüningen einbürgern liessen. Erst die Bundesverfassung von 1848 beendete dies.

### **Liberalisierung der Gesetze – Restriktive Einbürgerungspraxis**

Der Einbürgerungsstopp, für den sich im 18. Jahrhundert die Handwerker im Grossen Rat stark gemacht hatten, dauerte wie andernorts bis zur Helvetischen Republik 1798.<sup>128</sup> Mit deren Scheitern 1803 endete auch das Experiment des helvetischen Staatsbürgerrechts, das die Niedergelassenen den Ortsbürgern politisch gleichgestellt hatte.<sup>129</sup> Zwar liess das Basler Bürgerrechtsgesetz von 1803 die Aufnahme neuer Bürger zu. Es sollte aber «den Fremden die Erhaltung der Gemeindebürgerrechte so viel immer möglich erschwert» werden.<sup>130</sup>

In der Restaurationszeit lebte die Iselinsche Forderung nach der «Notwendigkeit einer Vermehrung der Bürgerschaft»<sup>131</sup> wieder auf und bildete die Hintergrundfolie für die nun einsetzende, im Vergleich mit andern Städten weitreichende Liberalisierung.<sup>132</sup> Schon bald trat dabei das wirtschaftliche zugunsten eines gemeindepolitischen Arguments in den Hintergrund, das den Status quo des dualen politischen Systems zwischen Stadt und Kanton aufrechtzuerhalten suchte: Die Stadtgemeinde, die bis 1875 auch municipale Aufgaben wahrnahm, befürchtete, dass aufgrund des Ungleichverhältnisses zwischen Bürgern und Einwohnern die politische Einwohnergemeinde und somit politische Rechte für Schweizer Niedergelassene erzwungen werden könnten. Durch die vermehrte Einbürgerung niedergelassener Schweizer, so glaubte sie, könne dieses Schicksal abgewendet werden.<sup>133</sup>

Das Verhältnis zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern geriet zunehmend in Schieflage. Während 1779 knapp 51 Prozent der 15 040 Stadtbewohnerinnen und -bewohner den Bürgerstatus besessen hatten, sank deren Anteil bis 1837 auf rund 39 Prozent (Gesamtbevölkerung: 22 199), um bis 1870 auf etwas mehr als 27 Prozent zu fallen (Gesamtbevölkerung: 44 834).<sup>134</sup> Sicher war die Zuwanderung im



**101 Fischmarkt in Basel, kolorierter Stich von Constantin Guise, undatiert.** — Die Marktszene vermittelt durch die einheitliche Kleidung der Männer mit Frack und Zylinder ein gehobenes, international vernetztes Basler Bürgertum, das eine ausgeprägte Geschlossenheit pflegt.

Die Gewerbetreibenden an den Fischtrögen um den Brunnen gehören einer davon klar unterschiedenen lokalen Sozialschicht an, die dem Bürgertum ferner zu sein scheint als die touristischen Gäste des gegenüberliegenden Gasthofs zum Storch.

Zuge der Industrialisierung der wichtigste Faktor für diese Zuspitzung.<sup>135</sup> Gleichzeitig trug aber die restriktive Einbürgerungspraxis der Stadträte dazu bei, die den liberalen Absichten der kantonalen Räte entgegenstand.<sup>136</sup> Die folgenden Beispiele zeigen, wie wichtig dabei wirtschaftliche Erwägungen, Identitätsvorstellungen und kulturelle Werte waren.

### **Abweisung des Thurgauer Flachmalers Johann Jakob Gross 1850**

Die restriktive Einbürgerungspraxis der städtischen Behörden traf im Jahr 1850 den Thurgauer Johann Jakob Gross.<sup>137</sup> Der 37 Jahre alte Flachmaler hatte seine Jugend in Basel verbracht, besass gute Zeugnisse und war mit der Zettlerin Anna

Elisabeth (ledig Schreiber) verheiratet. Ihr Sohn war 15 Jahre alt. Gross erfüllte alle gesetzlichen Bedingungen. Der Stadtrat hatte jedoch Bedenken. In seinem Bericht schrieb er, dass sich Gross zwar als «seines Berufs kundiger Mann» ausweise, als «Altgesell [...] 16 Bazen» pro Tag verdiene und auch seine Frau «ihren Verdienst» habe. Auch eine Erbschaft und Ersparnisse wurden erwähnt. Dennoch schienen dem Stadtrat die Verhältnisse «allzu ungünstig»: «Unter den gegebenen Verhältnissen des Petenten können wir nun aber die Existenz desselben nicht als eine gefestigte erachten, indem bekannt ist, dass [...] der Malerberuf unter den gegenwärtigen Zeitumständen und bei der starken Concurrenz in unserer Stadt als gedrückt erscheint [...]»

Obwohl dem Stadtrat bewusst war, dass Schweizer Niedergelassene seit der Bundesverfassung von 1848 mit den Kantonsbürgern gleichgestellt waren und diese seit 1847 wiederum das Recht besaßen, ein Gewerbe auf eigene Rechnung zu führen, lebte das alte gewerbeprotektionistische Denken fort. Wie bei vielen Einbürgerungsgesuchen spielte wohl auch die Furcht vor der Belastung der Armenkasse eine Rolle. Der Stadtrat beantragte die Abweisung.

### **Einkauf der Verlobten Agatha Leber aus Baden 1843**

Weniger strikt entschied der Stadtrat beim Einkauf «fremder Bräute», sofern die finanziellen Verhältnisse und der Leumund in Ordnung waren.<sup>138</sup> Die Aufnahme von Verlobten von Basler Bürgern und die Miteinbürgerung von Ehefrauen bildeten im 19. Jahrhundert die grosse Mehrzahl der Einbürgerungen von Frauen.<sup>139</sup> Erst mit dem Gesetz von 1838 wurde die eigenständige Einbürgerung von ledigen und verwitweten Frauen in Betracht gezogen.<sup>140</sup> Der Aufnahme von Agatha Leber aus Wehr im Amt Säckingen, Verlobte des in Basel eingebürgerten «Handelsknechts» Johannes Hofer, stimmte der Grosse Stadtrat 1843 zu.<sup>141</sup> Die Schriften und Zeugnisse der 37-Jährigen waren in Ordnung. Weder die katholische Konfession der Braut<sup>142</sup> noch der Umstand, dass die Verlobten zwei uneheliche Söhne hatten und Agatha Leber ein drittes uneheliches Kind aus einer früheren Verbindung besass, waren Hinderungsgründe. So glaubte der Stadtrat «berücksichtigen zu sollen, dass Petent [...] nunmehr die Person, mit der er sich vergangen, [...] ehelichen will, und diese letztere selbst in anderer Beziehung keine ungünstigen Zeugnisse vorlegt.»

## Einbürgerung von Menschen katholischen und jüdischen Glaubens

Bis zur Bundesverfassung von 1848 verbot das Gesetz in der reformierten Stadt die Bürgerrechtsaufnahme von katholischen Schweizern und Ausländern.<sup>143</sup> Ausnahmen bildeten, wie gesehen, die katholischen Verlobten von Bürgern und, nach der Eingliederung des katholischen Birseck in den Kanton 1815 und dem Bürgerrechtsgesetz von 1816, katholische Männer aus einer andern Basler Gemeinde.<sup>144</sup> So liessen sich im Jahr 1816 die beiden wohlhabenden Handelsmänner Philipp und Ignaz Wahr aus Arlesheim einbürgern.<sup>145</sup> Dennoch verhinderten die Behörden der Stadtgemeinde in den kommenden Jahrzehnten manche Einbürgerung von Katholiken.<sup>146</sup> Noch 1859 hielt der Stadtrat fest: «Wir können nämlich mit der Aufnahme beziehungsweise Vermehrung der Katholiken in unsre Bürgerschaft für den ungestörten gedeihlichen Fortbestand unsrer innern bürgerlichen Verhältnisse nur Uebelstände und Schwierigkeiten voraussehen [...]»<sup>147</sup>

So wurden zwischen 1848 und 1866 nur 72 katholische Männer ins Basler Bürgerrecht aufgenommen.<sup>148</sup> Erst als mit dem Gesetz von 1866 auch Jüdinnen und Juden die Möglichkeit erhielten, sich in Basel einbürgern zu lassen, kritisierte der Kleine Rat die diskriminierende Praxis gegen Katholikinnen und Katholiken.<sup>149</sup> Im Jahr 1866 hatte die Bundesverfassung auf Druck des Auslandes die Schweizer Juden den christlichen Schweizer Bürgern hinsichtlich der freien Niederlassung und der freien Ausübung eines Gewerbes gleichgestellt. Im selben Jahr fiel die christliche Religion als Einbürgerungsbedingung im Basler Bürgerrechtsgesetz.<sup>150</sup>

## Ausblick

Als 1875 das Ratsherrenregiment fiel, gehörten die gewerblichen und religiösen Schranken im Basler Bürgerrechtsgesetz der Vergangenheit an. Iselins Postulat zur Vermehrung der Bürger war zur Maxime geworden. Doch erst das Bürgerrechtsgesetz von 1902 bildete den Höhepunkt der Liberalisierung. Es begünstigte insbesondere Personen, die einen längeren Aufenthalt im Kanton vorweisen konnten oder in Basel geboren und aufgewachsen waren. Zudem gewährte es den ehemaligen Bürgerinnen ein Recht auf Wiedereinbürgerung. Der Schutz des bürgerlichen Armenguts sowie Leumund und Lebenswandel waren nun die wichtigsten Kriterien, die eine Einbürgerung in Basel verhinderten. Nach dem Ersten Weltkrieg kamen dann xenophobe Reflexe hinzu.

## Anmerkungen

- 1 Text basierend auf je 100 Stichproben für die Zeiträume 1755–1759, 1798–1802, 1826–1830 und 1845–1849 mit statistischer und fallweise eingehender Auswertung. Zusätzliche Auswertungen in Raciti 2010. Cottier; Raciti 2013. Raciti 2013.
- 2 Auswertung aller identifizierbarer Tatorte der Stichproben 1755–1759 und 1845–1849 in Raciti 2013.
- 3 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 16, Akte Johann Rudolf Wöflin 6.9.1826. StABS, Gerichtsarchiv HH 1, Bd. 176, Akte Rudolf Schmid-Mäglin und Consorten, 23.6.1847. StABS, Gerichtsarchiv HH 1, Bd. 175, Akte Johannes Mory, 4.12.1847.
- 4 Vgl. zur Entwicklung der Presse in Basel Tréfas 2016.
- 5 Beispiel für eine *Pasquille* in StABS, Protokolle: Kleiner Rat, 130 (1757), fol. 429. Beispiele für Klagen gegen Zeitungen: StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 19, S. 250–260 und 263–265. StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 19, S. 349–355. StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 20, S. 182–189 und 228–233.
- 6 Schaffner 1972, S. 8–27. Zur Bevölkerungsgeschichte Gschwind 1977 und Schluchter; Kurmann 1988 sowie zur Zahl der Bürger und Einbürgerungen Pfister 1971 und Sarasin 2000.
- 7 Ähnlich gestalten sich die Migrationsmuster in Bezug auf die Stadt Bern, vgl. Lüthi 1998.
- 8 Burckhardt nennt die Zahl von 2000 Arbeiterinnen und Arbeitern für 1842 in der Seidenindustrie (ein Siebtel aller Beschäftigten), Burckhardt 1912, S. 101. Für die Migration nach Bern Lüthi 1998.
- 9 Zum Beispiel Zettlerin in Binningen heimberechtigt und wohnhaft in: StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 169, Akte Sibilla Hauser 18.4.1846.
- 10 Burckhardt 1908, S. 51.
- 11 Vgl. zur Nichtehelichkeit Orth 2022.
- 12 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 51, Akte Barbara Weiss 9.6.1830 und Akte Verena Weiss 14.8.1830.
- 13 Ähnlicher Befund bei Fritzsche 1981, S. 98.
- 14 Zum Beispiel StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 182, Akte Wilhelm Münk 25.11.1848 und StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 181, Akte Caroline Wälti 9.9.1848.
- 15 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 177, Akte Johannes Neumeyer 7.7.1847 (Roter Ochsen). StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 184/1, Akte Johannes Kurz 19.5.1849 (Schiff).
- 16 Angelo Galli, Steinhauer aus Lugano, ist der einzige Tessiner, der gerichtlich registriert wurde, vgl. StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 19, S. 541–542. In StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 168, Akte Céléstin Boillat 2.1.1847 und StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 178, Akte Carl Jobst 2.1.1847 sind zwei Waadtländer und ein Knecht aus dem Berner Jura erfasst.
- 17 Ähnliche Befunde bei Ehmer 1994, S. 101–129.
- 18 Zum Beispiel: StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 162, Akte Carl Wilhelm Eisenbeck 11.6.1845 (Jever). StABS, 31.7.1847 (Hamburg, Bremen, Kopenhagen, Danzig, Oslo). StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 174, Akte Caspar Straub 30.1.1847 (Budapest). StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 181, Akte Jacob Schönaug 29.7.1848 (Pécs in Ungarn).
- 19 Ähnlicher Befund für die Schweizer Auswanderung nach Übersee in Ritzmann 1992, S. 199 und 206–211.
- 20 Siehe Wirz 1941.
- 21 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 180, Akte Barbara Meyer 30.12.1848.
- 22 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 184/1, Akte Johannes Kurz 19.5.1849.
- 23 Burckhardt nennt die Zahl von 2000 Arbeiter:innen für 1842, Burckhardt 1912, S. 101.
- 24 Stolz 1981, S. 82–88.
- 25 Troxler 1973, S. 37–41. Schaffner 1972, S. 29–32. Fink 1979. Fink 1983.
- 26 Stolz 1981, S. 85.
- 27 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 163, Akte Friedrich Matzinger und Consorten 7.5.1845.
- 28 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 158, Akte Klaile 1.2.1845.
- 29 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 163, Akte Albert Lotz und Consorten 18.1.1845. StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 171, Akte Johannes Schenkel und Consorten 19.8.1846.
- 30 StABS Gerichtsarchiv HH 2, Bd. 230, Akte Aloys Biery 5.8.1826.
- 31 Vgl. Ehmer 1994, S. 24–51.
- 32 Vgl. hierzu Burckhardt 1912, S. 101.
- 33 Zu den Abschlusstendenzen des Stadtbürgertums: Doppler 1933. Janner 2011. Janner 2012. Sarasin 1997.
- 34 Für die 1750er-Jahre StABS, Protokolle: Kleiner Rat 131 (1758), fol. 336r, 346r, 355r und 361r. Für 1854 Heuss 2016, S. 68.
- 35 Bis 1843 Elendenherberge am Petersberg, danach Teil des Bürgerspitals, vgl. Janner 2011, S. 103.
- 36 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 131 (1758), fol. 54r–54v, 60r und 108v. StABS, Gerichtsarchiv BB, Bd. 1, S. 87. StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 171, Akte Joseph Senn 12.8.1846.
- 37 Vgl. Opitz-Belakhal 2011.
- 38 Vgl. zur Rolle der GGG Janner 2015.
- 39 Keller 2018, S. 163–164.
- 40 Bossart 2009 und Anstein 1909.
- 41 StABS, Protokolle: Kleiner Rat 215 (1846), fol. 255r und 255v.
- 42 Trevisan 1989, S. 86.
- 43 Zum Mitwohnen Kuhn 2015.
- 44 Auswertung aller identifizierbarer Tatorte und Wohnorte der Stichproben 1755–1759 und 1845–1849 in Raciti 2013. Zum Prozess der sozialen Segregation Fritzsche 1981.
- 45 Burckhardt nennt für die 1840er-Jahre die Zahl von 25 Haushaltungen mit 115 Menschen auf zehn Häuser und beziffert die wöchentlichen Mietkosten auf bis zu einem Drittel des Wochenlohns, Burckhardt 1912, S. 102 und Trevisan 1989.
- 46 Raciti 2010, S. 145.
- 47 Cottier/Raciti 2013 und Jessen 1992.
- 48 Burckhardt 1912, S. 72–73.
- 49 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 175, Akte Magnus Nilsen 31.7.1847.
- 50 StABS, Gerichtsarchiv HH2, Bd. 230, Akte Arnold Dingeldorf 29.4.1826 (Schusterinsel). StABS, Gerichtsarchiv HH2, Bd. 231, Akte Johannes Dörfinger und Jacob Leiser 14.10.1826 (Weil am Rhein). StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 163, Akte August Heinrich Theodor Pfeiffer und Consorten 1.10.1845 (Burgfelden). StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 14, Akte Heinrich Waad 19.4.1826 (Binningen). StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 20, S. 283–285 und S. 296 (Neubad).
- 51 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 171, Akte Alfred Müller und Gottlieb Bachmann 1.4.1846.
- 52 Vgl. StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 162, Akte Johann Jacob Gass und Consorten 25.10.1845. StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 19, S. 378–393. StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 5, S. 256–267. StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 162, Akte Rudolf Bienz 30.8.1845. Zum Rückzug von Mittelschichten aus Gewalthänden in Basel Cottier; Raciti 2013.
- 53 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 171, Akte Johannes Schenkel und Consorten 19.8.1846.
- 54 Zihlmann-Märki; von Zimmermann 2016, S. 115–123 und Gruner 1968, S. 282–322.
- 55 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 170, Akte Xaver Dreyer und Consorten 20.6.1846.
- 56 1844 wurde auch eine Sektion des Grütlivereins in Basel gegründet, vgl. Wyss 1948, S. 25.
- 57 Müller 1963, S. 19–20.
- 58 Einzelpersonen konnten Sperrabonnements preislich nach Stand abgestuft erstehen. Im vorliegenden Fall handelte es sich wohl um ein «ermässigttes Massenabonnement» für Fabrikarbeiter. Burckhardt 1912, S. 81.
- 59 StABS, Gerichtsarchiv HH1, Bd. 52, Akte Unfugen am Riehentor 6.1.1830.
- 60 StABS, Gerichtsarchiv HH2, Bd. 343, Akte Peter Buser und Consorten 1.12.1849.
- 61 StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 19, S. 310–313.
- 62 Grieflinger 1984, Kaschuba 1984 und Schildt 1986, S. 248–261.

- 63 Burckhardt 1912, S. 25–26.
- 64 Vgl. Simon 1983.
- 65 Wyss 1948, S. 25–27. Siehe auch Gruner 1968, S. 915–916.
- 66 Stolz 1977, S. 70–72 und 96–121. Gailus 2004.
- 67 StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 20, S. 381–391.
- 68 Burckhardt 1912, S. 28–29.
- 69 StABS, Gerichtsarchiv DD, Bd. 20, S. 381–391.
- 70 Burckhardt 1912, S. 108.
- 71 Müller 1896, S. 22–35. Degen 2017.
- 72 StABS, Criminalia Lade 14 W Nr. 18. StABS, Protokolle: Kleiner Rat 132 (1759), fol. 384r und 384v, 394v–395r. StABS, Protokolle: Kleiner Rat 131 (1758), fol. 507r, 511r. StABS, Criminalia Lade 6 B Nr. 18.
- 73 Gailus 2004.
- 74 Das bedeutet, dass sie sowohl tagsüber als auch nachts an Händen, Füssen und am Hals angekettet war. Gesetze 4, S. 14–16, § 21.
- 75 StABS, Niederlassung F 7.1.: Aufenthaltskontrolle: T 1 bis T 4800 (1854), 1854: S. 11. StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 9.1856.
- 76 Etter 1993, S. 30.
- 77 StABS, Straf und Polizei B 6: Korrekationelles Gesetz und Revision des Kriminalgesetzes, S. 388–389. Grütter 1983, S. 51–55.
- 78 StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856, S. 8–9.
- 79 Gutachten 1843, S. 56.
- 80 Grütter 1983, S. 37. StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856.
- 81 Grütter 1983, S. 30–32. StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856.
- 82 Gesetze 4, S. 48, § 106–107.
- 83 StABS, Straf und Polizei C 20: Kindestötung, Abtreibung, verheimlichte Niederkunft, Aussetzung, 1856, S. 77–79.
- 84 Gesetze 9, S. 15–16, § 16.
- 85 StABS, Niederlassung F 7.1.: Aufenthaltskontrolle: T 1 bis T 4800 (1854), 1854: S. 561.
- 86 StABS, Volkszählung G: Zählung 1850. StABS, Niederlassung F 7.1.: Aufenthaltskontrolle: J 1 bis J 5838 (1845).
- 87 StABS, Niederlassung F 7.: Aufenthaltskontrolle, 1845–1860. Vorhanden sind (mit einzelnen Lücken) die Jahrgänge 1845–1860.
- 88 StABS, Niederlassung F 7.1.: Aufenthaltskontrolle: T 1 bis T 4800 (1854), 1854: S. 561. Adressbuch 1854, S. 244.
- 89 StABS, Niederlassung F 7.: Aufenthaltskontrolle, 1845–1860.
- 90 Adressbuch 1854, S. 75.
- 91 StABS, Volkszählung G: Zählung 1850.
- 92 StABS, Niederlassung F 7.: Aufenthaltskontrolle, 1845–1860. StABS, Volkszählung G: Zählung 1850. In der Aufenthaltskontrolle gaben 23 Prozent aller Erfassten (unabhängig von Geschlecht und Alter) den Beruf «Magd» an, bei der Volkszählung waren es 10 Prozent.
- 93 StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856, S. 10.
- 94 Steedman 2007, S. 50–51.
- 95 StABS, Gerichtsarchiv Y 4: 1834–1847. StABS, S. 5, 92, 327–328, 461–462, 488. StABS, Gerichtsarchiv Y 5: 1847 Dezember 1 bis 1862 Oktober 14, 1847, S. 16–17, 28, 57–58.
- 96 StABS, Gerichtsarchiv Y 5: 1847 Dezember 1 bis 1862 Oktober 14, 1847, S. 16–17. StABS, STA Bf 1 A 12–40, Ordnung für Knecht und Mägd, und alles Haussgesind (Mandat vom 19.10.1769), S. 6. Gesetze 9, S. 14, § 13.
- 97 StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856, S. 9. Grütter 1983, S. 32–33; StABS, Gerichtsarchiv Y 4: 1834 September 12 bis 1847 November 27, 1834, S. 463.
- 98 StABS, Volkszählung G: Zählung 1850.
- 99 StABS, Gerichtsarchiv Y 4: 1834 September 12 bis 1847 November 27, 1834, S. 472.
- 100 Jenny 1949, S. 43–44. Eggenschwiler 1994, S. 51–55.
- 101 Ochs 1821, S. 647–648.
- 102 Heizmann 2016, S. 10–11. Dürr 1997, S. 118. Auf französischem Staatsgebiet war gesondertes Recht für Bedienstete bereits mit dem Code Civil von 1804 aufgehoben worden. Dürr 1997, S. 135.
- 103 StABS, STA Bf 1 A 12–40, Ordnung für Knecht und Mägd, und alles Haussgesind (Mandat vom 19.10.1769), S. 5.
- 104 StABS, STA Bf 1 A 12–40, Ordnung für Knecht und Mägd, und alles Haussgesind (Mandat vom 19.10.1769), S. 9. SWA, Vo M 14–27: Arbeitsverhältnisse Dienstboten und Hausangestellte Dokumentensammlung, Broschüren, Dienstbotenbuch aus Zürich, 1860er-Jahre.
- 105 Ranft 1928, S. 19. Ryter 1997, S. 496–498. Wecker 1995, S. 88–90.
- 106 Grütter 1983, S. 71.
- 107 StABS, Gerichtsarchiv Y: Dienstbotenrichter: Protokolle, 1804–1875. StABS, Gerichtsarchiv Y.
- 108 Dürr 1997, S. 118.
- 109 StABS, Gerichtsarchiv Y 4: 1834 September 12 bis 1847 November 27, 1834, S. 7, 252, 485. StABS, Gerichtsarchiv Y 5: 1847 Dezember 1 bis 1862 Oktober 14, 1847, S. 33.
- 110 StABS, Gerichtsarchiv Y 3: 1825 Mai 2 bis 1834 September 8, 1825, S. 113.
- 111 StABS, Gerichtsarchiv Y 4: 1834 September 12 bis 1847 November 27, 1834, S. 211.
- 112 StABS, Gerichtsarchiv Y 5: 1847 Dezember 1 bis 1862 Oktober 14, 1847, S. 57–58.
- 113 StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten, 368, 1856, S. 35.
- 114 Jenny 1949, S. 57–58.
- 115 Freimühtige Gedanken 1758<sup>2</sup>, S. 8–9.
- 116 StABS, Protokolle: Grosser Rat 4, 4. Januar 1700, 2. November 1706, 11. Juli 1718. Vgl. dazu: Ochs 1821, S. 398–399, 468. Portmann 1979, S. 64.
- 117 Freimühtige Gedanken 1758<sup>2</sup>, S. 11–12.
- 118 Lutz 1819, S. 18. Miaslowski 1875, S. 120.
- 119 Beide Zitate: Unpartheyische Betrachtungen o. J. (1758), S. 14. Vgl. zu den kurzfristigen Öffnungen des Bürgerrechts infolge der Intervention von Iselin: Portmann 1979, S. 64–65, 104.
- 120 «Hintersassen» waren Zugezogene minderen Rechts, im Vergleich zu Dienstboten und Gesellen jedoch dauerhaft und oft mit eigenem Haushalt ansässig.
- 121 O. A. (Iselin, Johann Rudolf) o. J. (1758), S. 13.
- 122 Portmann 1979, S. 67–68. Rüttimann 1862, S. 21. His 1920, S. 106.
- 123 Wecker 1995, S. 89–97.
- 124 Schmidlin 2021, S. 16. Bürgergemeinde der Stadt Basel 11.2.21.
- 125 Redolfi 2019. Wecker 1999. Argast 2007, S. 134–135, 199–200, 242, 253–254.
- 126 Luz 1819, S. 14. Gesetze 7, erster Theil, sieben.
- 127 Gesetze 10, Art. 3 und 6. Gesetze 2, § 6.
- 128 Portmann 1979, S. 67. His 1920, S. 105–107.
- 129 His 1920, S. 105–107. Arlettz 2005, S. 183–203.
- 130 Bericht zum Bürgerrechtsgesetz der «Hauptkommission» an den Rath im Jahr 1803. Zitiert nach Argast 2007, S. 233.
- 131 Rathschlag 1866, S. 9. Lutz 1819, S. 17–18.
- 132 Zu Bern und Genf: Studer; Arlettz u. a. 2008, S. 154–160, 229–234. Zu Zürich: Argast 2005.
- 133 Rathschlag 1837, S. 6. Rathschlag 1866, S. 24. Die politische Einwohnergemeinde wurde durch die revidierte Bundesverfassung von 1874 schweizweit eingeführt.
- 134 Allgemeine Schweizer Zeitung, 27.8.1878.
- 135 Sarasin 1990, S. 16 und 433.
- 136 Rathschlag 1866, S. 16–17. Pfister 1976, S. 26. Wecker 2000, S. 201.
- 137 Hier und im Folgenden: StABS, Gemeindearchive Bürgergemeinde Basel C 3: Bürgerrechtsbegehren 1800–1966, 1850, Dossier Johann Jakob Gross.
- 138 Wiederholt kam es zur Abweisung von Verlobten «wegen ihres übeln Leumdens». Vgl. zum Beispiel: 21. Verwaltungsbericht des Stadtraths 1854, S. 72.
- 139 Wecker 2000, S. 201.
- 140 Gesetze 2, § 18.
- 141 Hier und im Folgenden: StABS, Bürgerrecht G2,12, Stadt, Einzelne Bürgerrechts-

sachen, Weiber 1843–1850, 1843, Dossier  
Agatha Leber.

142 Gesetze 2, § 15a).

143 Gesetze 2, § 7, Lemma 1.

144 Gesetze 10, Art. 1. Bennewitz 2007, S.105.

145 StABS, Bürgerrecht E4, Stadt, Tabellari-  
sches Verzeichnis der in das Stadtbürger-  
recht aufgenommenen Bürger 1816–1829,  
darin: Verzeichnis der Landbürger 1816,  
Nr. 1. Für den Hinweis danke ich Susanne  
Bennewitz.

146 Argast 2007, S. 141–142.

147 Zitiert nach: Rathschlag 1866, S. 34.

148 Rathschlag 1866, S. 36.

149 Rathschlag 1866, S. 38.

150 Argast 2007, S. 247.

# Schlussbetrachtung zur Basler Sattelzeit

André Salvisberg

Das Wort ‹Sattel› im Geschichtskonzept ‹Sattelzeit› ist mehrdeutig.<sup>1</sup> Eine Deutung ist die des Bergsattels, also der Passage über eine Höhe mit sanftem, breitem und langem Auf- und Abstieg zwischen noch höheren Erhebungen. Die Metapher ist nicht unproblematisch, tönt sie doch nach einem zielgerichteten Weg. Die Schwelle, die es hier zu überwinden gilt, hat nichts Unüberwindliches an sich und würde zur Erzählung der Menschheitsgeschichte als einem Modernisierungsprojekt passen. Band 5 der Stadt.Geschichte.Basel hat den Ansatz der Sattelzeit aber übernommen, um vom Wechsel weg von der üblichen Epochenzäsur 1789 zu profitieren und insbesondere die Geschichte mehr als ein Bündel von Prozessen und weniger als eine Folge von Brüchen zwischen Altem und Neuem zu verstehen.

Den Zeitraum von 1760 bis 1859 charakterisiert eine grosse und sich weiter vergrössernde Akteursvielfalt: Stadt und Land, reformierte Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung (beide wiederum übers Kreuz gemischt aufgrund zentralistischer und föderalistischer Überzeugungen), Konservative, Radikalliberale und ein changierendes ‹Juste Milieu›, Handelsfamilien und Kleingewerbe, dazu ein hochmobiles Proletariat, das selbst noch kaum für seine Interessen eintritt, aber das Bürgertum bereits sehr beunruhigt. Die Aufzählung ist nur eine Auswahl. Aus den Interaktionen der Männer und Frauen, die der Stadt ihr Gesicht geben, entspringen die Verschränkung und die Spannung von Innerlichkeit und Öffentlichkeit, Wirtschaftswachstum und Verarmung, technisch-infrastrukturellem Aufbruch, Abschottung und Stossen an alte und neu geschaffene Grenzen.

Dies ist nichts grundsätzlich Baslerisch-Ausserordentliches. Jedoch bestand lange und besteht vielleicht immer noch eine gewisse Tendenz, die Geschichte Basels aufgrund der Kantonstrennung und der engen Grenzen seither in der Nabelschau wahrzunehmen. Diese Wahrnehmung begab sich selbst dann gleichsam hinter die Mauer, nachdem diese bereits abgebrochen war. Die Stadt blieb hier fest im Blick, Basel durfte nur aus sich heraus betrachtet werden.<sup>2</sup> Ein eigensinniges Am-Rande-Stehen wurde gepflegt, das über die Geschichtsschreibung hinausreicht. Ab dem Jahr 2000 wurde im Stadtmarketing der Slogan ‹Basel tickt anders› eingeführt. Dieser Tendenz versucht dieser Band mit der punktuell verstärkten Untersuchung von Quellen mit Auswärtsbezug entgegenzuwirken. Eine weitere

Form der Fremdwahrnehmung ist diejenige der frisch zugezogenen Bevölkerungsteile, die fernab von Integration oder Mitgestaltung stehen. Deren Sichtweisen und Erfahrungen sind ‹das Fremde› innerhalb der vertrauten Mauer. Sind Spuren davon sichtbar gemacht, fällt das Bild von der ‹Stadt der Bürger› (und mit dieser die Anknüpfungspunkte für die Folgebände) differenzierter aus als bisher.

Eine andere Deutung des Begriffs ‹Sattelzeit› ist die des Pferdesattels. Damit verbindet sich nicht das Bild des Bewegens darüber, sondern das des Sitzens und fest darin Sitzenbleibens.<sup>3</sup> In der Sattelzeit sind viele Etikettierungen der Stadt angelegt, die ihr teilweise bis heute anhaften: das ‹reiche›, ‹sparsame›, ‹fromme Basel›; die Philanthropie des Grossbürgertums; Basel – unbesehen seiner politischen Ausrichtung – stets gegen den Strom der Zeit; eine ausgeprägte Elitekontinuität. Ein wirkungsmächtiger Zug der Basler Geschichtsschreibung hat eine ganz eigene urbane Kultur postuliert: Erst dank 1833 sei diese vom Bürgertum ohne ländlichen Einfluss entwickelt, bis zur Massenzuwanderung ab Mitte des 19. Jahrhunderts gefestigt und als Leitkultur durchgesetzt worden. Das Narrativ behauptet für Basel eine eigenständige Kultur aus einem rein urbanen Geist heraus und verneint dasselbe für die anderen Schweizer Städte.<sup>4</sup> Band 5 schliesst sich diesem einengenden Selbstverständnis nicht an. Die Stadt Basel während der Sattelzeit soll in ihrer Vielfalt gesehen werden.<sup>5</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Jordan 2016, S. 530.
- 2 Heusler 1917, S. 164. Heusler bricht seine Erzählung abrupt mit dem Jahr 1848 ab und weist darauf hin, dass Basel nun politisch im Bundesstaat aufgegangen ist.
- 3 Vgl. die Kritik anhand des Pferdesattels bei Loetz 2013 S. 90 ff.
- 4 Zum Beispiel Dürr 1937, S. 39–40. Burckhardt 1942, S. 201–202. Teuteberg 1986, S. 306.
- 5 Redigierter Auszug aus Salvisberg 2022.



**102 Blick aus einer Wohnung in der Hutgasse 8 in Richtung Sattelgasse. Foto: Foto Wolf, 1896.** — Das in Motiv und Komposition ungewöhnliche Bild zeigt eine Bewohnerin des Hauses Hutgasse 8, die in Richtung Sattelgasse schaut. Tapete, Vorhang und das Kleid mit Gürtel sind bis ins Detail sichtbar. Das Quartier ist deutlich in die Jahre gekommen. Die nachdenklich wirkende junge Frau stützt ihre Hand auf Fensterbord und Fensterrahmen ab, ihr Blick geht gleichsam zurück in die alte Zeit.

Zwischen Hutgasse, Glockengasse und Sattelgasse stand noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts historische Bausubstanz der Sattelzeit. Die Korrektur dieses Wohnviertels erfolgte 1907 bis 1909. Dabei kam es zum Streit darüber, ob die verwahrlosten und ungesunden Häuser (in den zwanzig Gebäuden gab es nur fünfzehn Aborte) abgerissen oder geschont werden sollten, womit der Altstadtcharakter hätte bewahrt werden können.



# Anhang

# Quellen- und Literaturverzeichnis

## Quellen

### Ungedruckte Quellen

GLA: *Generallandesarchiv Karlsruhe*

GLAK, 238 Kriegsministerium – Militärsachen, Nr. 210: Detachierung eines Commandos des Infanterie-Regiments Erbgroßherzog in Freiburg nach Lörrach zur Bewachung der diesseitigen Grenze wegen der im Canton Basel ausgebrochenen Unruhen und die zur Sicherung der diesseitigen Grenze wegen der im Canton Schaffhausen ausgebrochenen Unruhen getroffenen Maßregeln.

GLAK, 49 Gesandtschaften – Gesandtschaften in die Schweiz, Nr. 2366: Verletzung des Großherzoglichen Gebiets durch den Durchmarsch Baseler Truppen und desfallsige Beschwerde; und Trennung des Kantons Basel in Basel-Stadt und Basel-Landschaft und die Anerkennung der Regierung der letzteren.

GLAK, 48 Staatsachen – Beziehungen zur Schweiz, Nr. 3062: Die Trennung im Kanton Basel und die Errichtung einer Regierung des Kantons Basel-Landschaft.

HMB: *Historisches Museum Basel*

HMB, 1938.179: Gürtelschnalle mit Perlmutter um 1830–1840.

KM: *Museum HAARUNDKAMM Mümliswil*

KM 5051, Heidelberger Musterbuch (HM\*) für Zierkämme, 1830.

KM 9000, Hauptbuch B (1819–1822).

KM 9001, Hauptbuch A (1822–1830).

KM, Chignonkamm aus dunklem Horn mit Mandorla in Schabtechnik, um 1830–1835. Dauerleihgabe des Historischen Museums Solothurn 1929.101.

RZZ: *Archiv des Regionalen Zivilstandsamtes Zurzach*

RZZ, Familienregister von Kaiserstuhl I/128, Gösy, Florian.

StABS: *Staatsarchiv Basel-Stadt*

StABS, Spital AA 2,2: Sterbe und Beerdigungsregister 1842–1864.

StABS, Bürgerrecht B4, Bürgerrechtsgesetz vom 27. Januar 1849, 1872 – 1879 – 95. Darin: Allgemeine Schweizer Zeitung, 27. August 1878. Das neue Bürgerrechtsgesetz (Korrespondenz aus Basel).

StABS, Bürgerrecht E4: Tabellarisches Verzeichnis der in das Stadtbürgerrecht aufgenommenen Bürger 1816–1829.

StABS, Civilia.

StABS, Criminalia.

StABS, Gemeindecarchive Bürgergemeinde Basel C3: Bürgerrechtsbegehren 1800–1966.

StABS, Gerichtsarchiv A: Schultheissengericht

der mehrern Stadt, Stadtgericht, Distriktsgericht, Zivilgericht: Protokolle.

StABS, Gerichtsarchiv BB: Distriktsgericht Basel: Polizei-Protokoll und Dekreten-Protokoll. StABS, Gerichtsarchiv CC: Ober-Kriminalgericht: Protokoll.

StABS, Gerichtsarchiv DD: Korrectionelles Gericht: Protokolle.

StABS, Gerichtsarchiv HH 1: 1 bis 297: Correctionelle Fälle.

StABS, Gerichtsarchiv HH 2: 1 bis 454: Kriminalgerichtsakten.

StABS, Gerichtsarchiv P: Schultheissengericht der mindern Stadt: Gerichtsbücher, Gerichtsmanualien, Gerichtsprotokolle, Protokoll-Minuten.

StABS, Handel und Gewerbe YY 5: Tapezierer.

StABS, JD-REG 6e: Register zu den pfarramtlichen Registern (Kirchenbüchern) bis 1869.

StABS, Niederlassung AI: Niederlassung und Aufenthalt, Fremdenpolizei, Ausweisschriften, allgemeines.

StABS, Kirchenarchiv D 1,9: Acta ecclesiastica, 1853–1880.

StABS, PA 92: Biografische Aufzeichnungen von Mitgliedern der Familie Iselin, 1693–1830.

StABS, PA 101: Nachlass von Ratsherr Samuel Minder-Merian (1782–1868) [Familien Minder, Gessler, Gernler, Merian, Zäslin, Spreng].

StABS, PA 115a: Archiv der Familie Ryhiner.

StABS, PA 212a: Sarasin'sches Familienarchiv.

StABS, PA 511: Familie Vischer.

StABS, PA 594: Burckhardt'sches Familienarchiv.

StABS, PA 633c: Nachlass Peter Ochs-Vischer (1752–1821).

StABS, PA 636a: Archiv der Familie Passavant.

StABS, PA 658a: Archiv der Basler Familie Horner (mit Stammbuch).

StABS, PA 694a: Archiv der Familie Huber.

StABS, PA 729: Familie Bischoff.

StABS, PA 816a: Archiv der Familie von Brunn.

StABS, PA 1237b: Nachträge 2014 zum Archiv der Jenny Adèle Burckhardt-Stiftung.

StABS, Protokolle: Grosser Rat.

StABS, Protokolle: Kleiner Rat

StABS, Zunftarchiv Rebleuten 12: Protokoll VI.

StABS, Safranzunft 26: Eintrittsrodel III, Register 1600–1825, Blatt 262.

StABS, Spitalarchiv V 15,2: Krankenregister des Nervenfieber-Lazarets im Almosen.

StABS, Spitalarchiv V8: Kranken und Pfründerregister.

StABS, STA Bf 1: Rechtsquellen: Mandate, Gesetze, Verordnungen, Erlasse.

StABS, STA H 43: Adressbuch der Stadt Basel und der Gemeinden Bettingen und Riehen.

StABS, Standestruppe AI: Allgemeines und Einzelnes.

StABS, Straf und Polizei C 19: Mord und Totschlag.

StABS, Straf und Polizei C 24: Körperverletzung, Schlaghändel, Unfugen, Eigentumsbeschädigung, Nachtfrevel, Misshandlungen, Nachtlärm, Ruhestörer, Belästigungen.

StABS, Straf und Polizei C 26: Zweikampf, Duell.

StABS, Straf und Polizei C 28: Drohung, Hausfriedensbruch, Erpressung, Freiheitsentziehung.

StABS, Straf und Polizei C 29: Ehrbeleidigung, Schimpf- und Scheltworte, Streitigkeiten, Pasquille, Beschimpfung von Behörden und Beamten.

StABS, Straf und Polizei C 30: Diebstahl, Einbruch.

StABS, Straf und Polizei C 33: Unterschlagung.

StABS, Straf und Polizei C 36, Betrug.

StABS, Straf und Polizei C 37: Leichtsinninger und betrügerischer Bankrott, Massadefraudation.

StABS, Straf und Polizei C 39: Hehlerei.

StABS, Straf und Polizei Q 5: Zwangsmittel bei Untersuchungen, Tortur.

StABS, Trennung T 1: Entschädigungen und Pensionen an Verwundete und an Hinterlassene von Gefallenen, allgemeines.

StATG: *Staatsarchiv Kanton Thurgau*

StATG, Slg. 13.2.0/202: Sterberegister der katholischen Pfarrei Kreuzlingen.

StATG, Slg. 13.2.0/233: Evangelische Bürger Mühlheim. Familienbuch Bridler-Birch, S. 269.

StATG, Slg. 13.2.0/234: Taufbuch evangelisch Müllheim.

StATG, ZA 1: Zivilstandsregister der Munizipalgemeinde Altnau 1891–1896, S. 106.

SWA: *Schweizerisches Wirtschaftsarchiv*

SWA, HS 258 U (1800–1847): Firmenarchiv Forcart-Weiss & Söhne (Württembergischerhof).

SWA, HS 345 M (1824–1872): Firmenarchiv J. S. Alioth & Cie.

SWA, H XI 2b.

SWA, Vo M 14-27: Arbeitsverhältnisse Dienstboten und Hausangestellte Dokumentensammlung, Broschüren.

UB Basel: *Universitätsbibliothek Basel*

UB Basel, UBH AG III 10: Johann Heinrich Munzinger, Haus-Chronik mein Mag. Joh. Heinrich Munzinger. Als Fortsetzung der Fol. XXXII im Jahr 1802 abgebrochenen Denkwürdigkeiten.

UB Basel, UBH Mscr H V 751: Johannes Otteneu, Tage-Buch Eines Militairs, Ueber Röligiöse, Politisch-Kritische und Bürgerliche Gegenstände. Sechster Band, Basel 1816.

UB Basel, UBH Mscr H V 75m: Johannes Otteney, Tagebuch eines Militärs, Ueber Relligiöse, Politisch-Kritisch und Bürgerliche Gegenstände. Siebender Band, Basel 1816.

UB Basel, UBH NL 128 A.4.2: Emanuel Burckhardt-Sarasin, Ratsherrenkasten.

UB Basel, UBH NL 128 B.1.1: Emanuel Burckhardt-Sarasin, Ratsherrenkasten.

UB Basel, UBH NL 152: Briefe von Esther Burckhardt-Socin an Valeria Thurneysen-Fäsch, 1803–1825, sowie Briefe zwischen den Eheleuten Johann Rudolf und Esther Burckhardt-Socin, 1815 und 1822–1825.

UB Basel, UBH VB Mscr P 34: Johannes Otteney, Mein Leben und Schicksal für Freunde des Guten.

### Gedruckte Quellen

21. Verwaltungsbericht des Stadtraths zu Basel an den Grossen Stadtrath 1854.
- Adressbuch der Stadt Basel, Basel 1854.
- Akten, betreffend die in das Publikum geworfenen Verdächtigungen gegen Bern, in Rücksicht auf den Einmarsch der alliirten Truppen in die Schweiz, im Dezember 1813. Extra-Beylage [zu den Nummern 168–172], in: Gemeinnützige schweizerische Nachrichten, Ausgaben vom 25.10.1814–1.11.1814.
- Allgemeine Schweizer Zeitung, 1829–1846.
- Allgemeine Zeitung des Judenthums. Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse in Betreff von Politik, Religion, Literatur, Geschichte, Sprachkunde und Belletristik, Leipzig/ Berlin 1837–1922.
- Archives israélites (Vorg. Archives israélites de France). Revue mensuelle historique, biographique, bibliographique et littéraire, Paris 1840–1935.
- Basler Adressbuch, 1798 ff., unter wechselnden Titeln.
- Baseler Zeitung, 1830–1859.
- Basellandschaftliches Volksblatt, 1835–1853.
- Basler Nachrichten, 1844–1972.
- Baslerische Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls, 1826–1831.
- Beck, Jacob Christoff: Ungrund des Separatismus, Oder Beantwortung der fürnehmsten Ursachen, derentwegen sich die Separatisten von dem öffentlichen Gottesdienste absondern; den Irrenden zur heilsamen Unterweisung, andern aber zur Wahrung, Basel 1753.
- Bericht über den Erfolg der Schullehrer-Bildungsanstalt in Basel vom Jahre 1821, Basel 1821.
- Bernoulli, Christoph: Über den nachtheiligen Einfluss der Zunftverfassung auf die Industrie, Basel 1822.
- Bernoulli, Eduard: Jahres-Predigt gehalten zu Basel den 7. Juni 1832, Basel [1832].
- Botschaft des Bunderathes an die hohe Bundesversammlung, betreffend die Handhabung des eidgenössischen Werbeverbots für ausländischen Militärdienst vom 13. Juli 1855, in: Schweizerisches Bundesblatt, Jahrgang VII, Band II, Nr. 36, 4.8.1855.
- Bowring, John: Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz, Zürich 1837.
- Bruckner-Eglinger, Ursula: Tagebuch = Hagenbuch, Bernadette (Hg.): «Heute war ich bey Lisette in der Visite». Die Tagebücher der Basler Pfarrersfrau Ursula Bruckner-Eglinger 1816–1833, Basel 2014.
- Brunn, Niklaus von: Leichenrede bey der Beerdigung des Hochgeachteten Herrn Peter Ochs, J. U. D. StaatsRath und Präsident Löbl. Deputaten Collegiums gehalten zu den Predigern den 22. Juny 1821, Basel o. J. [1821].
- Bürgerrechts-Gesetz, vom 8. Februar 1838, in: Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizei-Verordnungen welche seit 26. August 1833 für den Kanton Basel-Stadt erlassen worden, Band 2, S. 329–339.
- Bürgerrechtsgesetz, vom 4. December 1848, in: Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizei-Verordnungen welche seit 26. August 1833 für den Kanton Basel-Stadt erlassen worden, Band 5, S. 153–162.
- Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, vom 12. Herbstmonat [September] 1848, in: Offizielle Sammlung der das schweizerische Staatsrecht betreffenden Aktenstücke, Bundesgesetze, Verträge und Verordnungen, seit der Einführung der neuen Bundesverfassung vom 12. September 1848 bis 8. Mai 1850, Bern 18502, S. 3–35.
- Burckhardt, Ludwig August: Der Kanton Basel, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung seiner Lage, natürlichen Beschaffenheit, seiner Bewohner, politischen und kirchlichen Verhältnisse und Ortschaften. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende. Erste Hälfte: Basel-Stadttheil, St. Gallen/Bern 1841.
- Cahan, Samuel: Inauguration de la synagogue consistoriale de Metz, in: Archives israélites, 1.10.1850, S. 510–512.
- Commissionsberichte über den Anschluss des Grossherzogthums Baden an den grossen deutschen Zollverein, erstattet von den Abgeordneten Hoffmann, Regenauer und Geheimer Hofrath Dr. Rau, Karlsruhe [1835].
- Criminal-Gesetzbuch für den Canton Basel, [Basel] 1821.
- Der aufrichtige und wohlgefahrene Schweizer-Bote, Luzern 1798–1800 und Aarau 1804–1878.
- Der evangelische Heidenbote.
- Der religiöse Zustand von Basel im Jahr 1800 und 1850 [Bernoulli, Eduard], in: Kirchenblatt für die reformirte Schweiz, Nr. 7 vom 4. April 1850, Jg. 6 1850, S. 53–55.
- Der Statt Basel Statuta und Gerichts-Ordnung: hiebevorn durch vielfaltige Mandata und Erkantnussen an Tag gegeben, nun aber auf hoch-obrigkeitlichen Befehl zusammen getragen, in gute Ordnung gebracht, verbessert, vermehrt und durch öffentlichen Druck public gemacht. MDCCXIC. Neu abgedruckt, nebst einem Anhang enthaltend eine Sammlung der von 1719–1830 ergangenen und noch in Kraft bestehenden die Gerichtsordnung betreffenden Gesetze und Verordnungen. Basel 1830.
- Der Zofinger-Verein schweizerischer Studirender in Basel an die Vereins-Abtheilungen in andern Kantonen, Basel 1831.
- De Wette, Wilhelm M. L.: Über das Verhältniß der Kirche zum Staate, in: Lehrer der Baseler Hochschule (Hg.): Wissenschaftliche Zeitschrift, Heft 2, Jg. 5, Basel 1827, S. 1–42.
- Die neue Hochschule der schweizerischen Eidgenossenschaft und die alte Universität Basel, Basel 1851.
- Disteli, Martin (Hg.): Schweizerischer Bilderkalendarer für das Jahr 1844, Solothurn o. J.
- Effner, Carl von: Berichte und Vorschläge über die Promenaden und Anlagen von Basel und Umgebung, Basel 1860.
- Engels, Friedrich (Pseudonym (Friedrich Oswald)): Lombardische Streifzüge, in: Athenäum. Zeitschrift für das gebildete Deutschland 48, 1841, S. 751.
- Faesch, J. J.: Predigt über 1. Petri 5. v. 6. 7. gehalten in der Kirche zu St. Theodor den 4. May 1817 von J. J. Faesch, Pfr. allda. Auf Begehren und vom Besten der Armen der St. Theodors Gemeinde dem Drucke überlassen, Basel 1817.
- Freimüthige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt [Iselin, Isaak], o. O. 1758<sup>2</sup>.
- Gemeinnützige Schweizerische Nachrichten, Bern 1801–1817.
- General-Bericht des Cholera-Ausschusses an den E. Kleinen Rath, Basel 1856.
- Gesetze 1: Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, vom 12. September 1848.
- Gesetze 2: Bürgerrechts-Gesetz, vom 8. Februar 1838.
- Gesetze 3: Bürgerrechtsgesetz, vom 4. Dezember 1848.

- Gesetze 4: Criminalgesetzbuch [sic] für den Canton Basel 1821.
- Gesetze 5: Der Statt Basel Statuta und Gerichts-Ordnung: hiebevorn durch vielfaltige Mandata und Erkenntnissen an Tag gegeben... Neu abgedruckt, nebst einem Anhang enthaltend eine Sammlung der von 1719–1830 ergangenen und noch in Kraft bestehenden die Gerichtsordnung betreffenden Gesetze und Verordnungen, 1830.
- Gesetze 6: Gesetz für die öffentlichen Lehranstalten in Basel, vom 18. Juni 1817.
- Gesetze 7: Gesetz über die Ertheilung der Bürgerrechte, vom 20. December 1803.
- Gesetze 8: Gesetz über eine Stempelgebühr, vom 7. Mai 1839.
- Gesetze 9: Gesetz und Verordnungen betreffend Dienstboten-Verhältnisse, vom 2. Dezember 1850 und 16. April 1851.
- Gesetze 10: Gesetz wegen Bürgerrechtsgebühren der Stadt Basel, vom 2. April 1816.
- Gesetze 11: Reglement für den Grossen Rath des Kantons Basel, vom 3.4.1822.
- Gesetze 12: Reglement für den Grossen Rath des Kantons Basel, vom 4.8.1831.
- Gesetze 13: Verfassung des Kantons Basel-Stadt, vom 8. April 1847.
- Gesetze 14: Verordnung in Betreff gemeineidgenössischer Gesundheitspolizeianstalten zu Sicherung vor ansteckenden Seuchen von Außen und vorzunehmender Maßregeln im Innern der Schweiz, beschloßen von der eidgenössischen Tagsatzung den 7. August 1829. Ausgabe von 1831.
- Gesetze 15: Verordnung über Aufnahme von Fremden, und wie sich Gastwirthe, Hauseigenthümer und Kostgeber in der Stadt Basel zu benehmen haben, vom 10. November 1813.
- Gesetze 16: Verordnung wegen dem Gassenbettel und Unterstützung der Armen, vom 26. Februar 1817.
- Gesetze 17: Verordnung wegen Auswanderung, vom 16. Mai 1817.
- Gesetze 18: Warnung wegen Behutsamkeit in Reden und Handlungen, vom 3. November 1813.
- Gutachten der von der Baslerischen Abtheilung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft aufgestellten Kommission über die Frage betreffend die Fabrikarbeiter-Verhältnisse, Basel 1843.
- Hagenbuch, Bernadette (Hg.): «Heute war ich bey Lisette in der Visite». Die Tagebücher der Basler Pfarrersfrau Ursula Bruckner-Eglinger 1816–1833, Basel 2014.
- Haller, Karl Ludwig von: Restauration der Staats-Wissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, Winterthur 1817–1834.
- Kantonsblatt, Basel 1798 ff.
- Kirchenblatt für die reformirte Schweiz.
- Kombst, Gustaf: Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1848.
- Küttner, Carl Gottlob: Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, Leipzig 1785.
- Linder, Johannes: Jahrespredigt, gehalten den 3. Mai 1832, Basel [1832].
- Linder, Johannes: Schreiben des vertriebenen Pfarrers und Dekans an seine Gemeinde in Zytten, Basel 1834.
- L'univers israélite. Journal des principes conservateurs du judaïsme, Paris 1844–1939.
- Lutz, Markus: Chronik von Basel oder die Hauptmomente der Baslerischen Geschichte, aus authentischen Quellen herausgehoben und dargestellt, Basel 1809.
- Lutz, Markus: Basel und seine Umgebungen neu beschrieben um Eingeborne und Fremde zu orientiren. 2., ganz umgearbeitete Auflage, Basel 1814.
- Lutz, Markus: Baslerisches Bürger-Buch enthaltend alle gegenwärtig in der Stadt Basel eingebürgerte Geschlechter, Basel 1819.
- Meyer-Merian, Theodor: Die neue Zeit, in: Meyer-Merian, Theodor: Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart, Basel 1864, S. 1–6.
- Meyer-Merian, Theodor: Aus dem Tagesleben einer Stadt, in: Oser, Friedrich (Hg.): Entschwundene Zeiten. Nachgelassene Erzählungen und Bilder von Theodor Meyer-Merian, Basel 1869, S. 149–196.
- Meyer-Merian, Theodor; Ballmer-Rinck, Johann Jakob: Sicherer Wegweiser zu einer guten und gesunden Wohnung, Basel 1859.
- Morgenblatt für gebildete Stände.
- Müller, Johann Jakob: Geschichte der Provisorischen National Versammlung allhier zu Basel 1798 (Quellensammlung der Peter Ochs Gesellschaft 1), hg. von André Salvisberg, Basel 1997.
- Ochs, Peter: Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, Band 7, Basel 1821.
- Ochs, Peter: Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, Band 8, Basel 1822.
- Ostertag, Albert: Predigt über Ezechiel 33, 1-11, gehalten den 6. März 1838 in der Spital-Kirche zu Basel, Basel [1838].
- Rathschatz und Entwurf eines Bürgerrechts-Gesetzes, dem Grossen Rath eingegeben den 4. Dezember 1837.
- Rathschatz und Entwurf eines Bürgerrechts-gesetzes, dem Grossen Rath vorgelegt den 1. Oktober 1866.
- Rathschatz und Gesetzes-Entwürfe über 1) die Erweiterung der Stadt und 2) über Anlage und Correction von Strassen und über das Bauen an denselben, dem Grossen Rathe vorgelegt den 6. Juni 1859.
- Rathschatz und Gesetzesentwurf betreffend Erhöhung der Hundesteuer, dem Grossen Rath vorgelegt den 7. März 1864.
- Reglement für den Grossen Rath des Kantons Basel vom 3.4.1822.
- Reglement für den Grossen Rath des Kantons Basel vom 4.8.1831.
- Riggenbach, Christoph Johannes: Zur Beleuchtung des kirchlichen Concordats. Nebst einem Anhang, Basel 1864.
- Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizeiverordnungen des Kantons Basel welche seit Anfangs 1803 bis [den 26 August 1833 (an welchem Tag die Tagsatzung die Trennung des Kantons Basel in zwei Gemeinwesen beschloß) gegeben und publicirt worden, Band 1 (1806) – Band 7 (1837).
- Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizei-Verordnungen welche seit 26. August 1833 für den Kanton Basel-Stadt erlassen worden, Band 1 (1838) – Band 52 (1981).
- Schweizerisches Museum, 3. Jg., 1786.
- Schweizerische National-Zeitung, Basel 1842 ff.
- Streuber, Wilhelm Theodor: Die Stadt Basel, historisch-topographisch beschrieben, Basel 1854.
- Unpartheyische Betrachtung Der Freymüthigen Gedanken Über Die Entvöckerung unserer Vaterstadt [Iselin, Johann Rudolf], o. O. o. J. [1758]. Abgelegt in: Staatsarchiv Basel-Stadt, Bürgerrecht B3.
- Wöchentliche Nachrichten aus dem Bericht-Haus zu Basel, Basel 1750–1840.
- Wohleingerichteter Schreib-Calendar auf das Jahr nach der heilsamen Geburt Christi 1814, Basel [1813].
- Zeitung für die elegante Welt.
- Zschokke, Heinrich: Volksbildung ist Volksbefreiung! Eine Rede, gehalten in der Versammlung des schweizerischen Volksbildungsvereins zu Lausen den 10. April 1836, Sissach 1836.

## Literatur

- Abulafia, David: Das Mittelmeer. Eine Biographie, Frankfurt am Main 2013.
- Alder, Barbara u.a.: Seidenband. Kapital, Kunst und Krise, Liestal 2003.
- Anstein, Hans: Fünfzig Jahre Stadt-Mission in Basel. Rückblick auf die Tätigkeit der Evangelischen Gesellschaft für Stadt-Mission in Basel in den Jahren 1859 bis 1909 nebst Bericht über das fünfzigste Jahresfest (45. Gesellschaftsbericht), Basel 1909.
- Argast, Regula: Die Bürgerrechtsgesetze im Kanton Baselland von 1835 und 1877 als Indikatoren kantonaler, kommunaler und individueller Interessen, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 1959.
- Argast, Regula: Bürger machen? Das Scheitern der erleichterten Einbürgerung von Ausländern in der Stadt Zürich 1897–1905, in: Niederhäuser, Peter; Ulrich, Anita (Hg.): Fremd in Zürich – fremdes Zürich? Migration, Kultur und Identität im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2005, S. 177–196.
- Argast, Regula: Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschliessung und Integration in der Schweiz 1848–1933, Dissertation Universität Göttingen (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 174), Göttingen 2007.
- Arlettaz, Silvia: Citoyens et étrangers sous la République Helvétique 1798–1803, Genf 2005.
- Arnold, Astrid: Die Réveillon-Tapete à l'étrusque. Antike auf Papier «nach Hamiltons bekanntem Werke», Basel 2006.
- Bachmann, Michael: Die Cholera in Basel 1831–1855, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 1989.
- Baleva, Martina: Von Basel und Bursa und zurück in die Geschichte einer Beziehung, in: Baleva, Martina (Hg.): Von Basel nach Bursa und zurück. Die Geschichte eines Fotoalbums von Sébah & Joallier, Köln/Weimar/Wien 2017, S. 7–18.
- Basel 1798. Vive la République Helvétique. Ausst.-Kat., Museum der Kulturen Basel; Karikatur & Cartoon Museum Basel; Basler Papiermühle, Basel 1998.
- Baslerische Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls, Basel 1826–1831.
- Bauer, Hans: Basel, gestern–heute–morgen. Hundert Jahre Basler Wirtschaftsgeschichte, Basel 1981.
- Bennewitz, Susanne: Basler Juden – französische Bürger. Migration und Alltag einer jüdischen Gemeinde im frühen 19. Jahrhundert, Basel 2008.
- Bennewitz, Susanne: Ein Aussenseiter handelt. Der Kaufmann Isaac Dreyfus (1785–1845) in Basel, Göttingen 2014.
- Berner, Hans; Sieber-Lehmann, Claudius; Wichers, Hermann: Kleine Geschichte der Stadt Basel, Leinfeld-Echterdingen 2008.
- Bergier, Jean-François: Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zürich 1990.
- Birkner, Othmar; Rebsamen, Hanspeter: Basel (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte [Hg.]: INSA. Inventar der neueren Schweizer Architektur 2), Basel 1986.
- Blum, Roger: Für Volkssouveränität und Fortschritt. Die Volksbewegungen der Jahre 1830–1833, in: Baselland vor 150 Jahren. Wende und Aufbruch. Neun Beiträge mit Chronologie der Basler Wirren und der Eidgenössischen Regenerationszeit sowie vielen historischen Bildern, Liestal 1983, S. 11–28.
- Boerlin-Brodbeck, Yvonne: Hieronymus Hess, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 7.5.2020. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/022030/2020-05-07/>, abgerufen am 29.7.2021.
- Bolliger, Markus: Protoindustrialisierung und Industrialisierung in Mülhausen und im Elsass (1746–1870). Von Koechlin, Schmalzer & Cie. zum Manchester Frankreichs und der wirtschaftliche Austausch zwischen Basel und Mülhausen, Kapitel 1–13, unveröffentlichtes Manuskript [Schweizerisches Wirtschaftsarchiv PA 638A], Basel 2011.
- Bonjour, Edgar; Bruckner, Albert: Basel und die Eidgenossen. Geschichte ihrer Beziehungen zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Schweizerbund 1501, Basel 1951.
- Bonjour, Edgar: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960, Basel 1960.
- Bonvin, Maurice: Die Industriegesellschaft für Schappe Basel, in: Baleva, Martina (Hg.): Von Basel nach Bursa und zurück. Die Geschichte eines Fotoalbums von Sébah & Joallier, Köln/Weimar/Wien 2017, S. 119–128.
- Bors, Marc: Abbitte, Widerruf und Ehrenerklärung. Zur Geschichte der Privatgenugtuung im Ehrverletzungsrecht des 19. Jahrhunderts, in: Kesper-Biermann, Sylvia; Ludwig, Ulrike; Ortman, Alexandra (Hg.): Ehre und Recht. Ehrkonzepte, Ehrverletzungen und Ehrvereidigungen vom späten Mittelalter bis zur Moderne (Editionen + Dokumentationen 5), Magdeburg 2011, S. 133–141.
- Borutta, Manuel: Genealogie der Säkularisierungstheorie. Zur Historisierung einer grossen Erzählung der Moderne, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 3, Jg. 36, 2010, S. 347–376.
- Bossart, Irina: 150 Jahre Basler Stadtmission, in: Basler Stadtbuch, Basel 2009, S. 143–145.
- Brassel-Moser, Ruedi: Trennung als Preis der Einheit? «Übernationalität», Konfliktmanagement und Strukturwandel der Basler Missionsgesellschaft im 20. Jahrhundert in der Schweiz und in Süddeutschland, in: Bogner, Artur u.a. (Hg.): Weltmission und religiöse Organisationen. Protestantische Missionsgesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Würzburg 2004, S. 355–395.
- Braun, Patrick: Die Römisch-katholische Kirche in Basel 1798–1998, in: Basler Stadtbuch, Basel 1998, S. 173–176.
- Braunschweig, Sabine: 750 Jahre Bürgerspital Basel. Vom geistlichen Armenspital zur modernen sozial-medizinischen Institution. Die bewegte Geschichte des Bürgerspital Basel, in: Horizont. Das Magazin des Bürgerspital Basel, Mai 2015, S. 7–20.
- Brönnimann, Stephan; Brugnara, Yuri: D'Annone's Meteorological Series from Basel, 1755–1804, in: Brönnimann, Stephan (Hg.): Swiss Early Instrumental Meteorological Series (Geographica Bernensia G96), Bern 2020, S. 119–126.
- Brötzel, Dieter: Die europäische und asiatische Seidenindustrie 1860–1930, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 1, Jg. 28, Göttingen 2002, S. 109–144.
- Brunner, Hans: Mümliswil in den Lebenserinnerungen von Beat Walter (25.1.1819 bis 23.5.1903), in: Historischer Verein des Kantons Solothurn (Gh.): Jahrbuch für solothurnische Geschichte 66, Trimbach 1993, S. 194–196.
- Bubb, Werner: Das Stadtarztamt zu Basel. Seine Entwicklungsgeschichte vom Jahre 1529 bis zur Gegenwart. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der medizinischen Fakultät der Universität Basel, Zürich 1942.
- Bühler, Hans: Rund um «Café Spitz» und Vogel Gryff, in: Basler Stadtbuch, Basel 1968, S. 207–226.
- Bürgergemeinde der Stadt Basel: Frauenstimmrecht in der BG, 11.2.21. <https://bgbasel.ch/de/home/frauenstimmrecht-in-der-bg.html>, abgerufen am 28.6.2021.
- Burckhardt, Abel Th.: Johann Rudolf Burckhardt eine Pfarrergestalt aus d. alten Basel, seine Frömmigkeit und sein Wirken, sein Familienleben und die religiösen und kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit, Basel 1944.
- Burckhardt, Albrecht: Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der letzten drei Jahrhunderte. 1601–1900 (Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel 1908), Basel 1908.
- Burckhardt, Paul: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur

- neuen Bundesverfassung, 1833–1848, 1. Teil (90. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1912.
- Burckhardt, Paul: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung, 1833–1848, 2. Teil (91. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1913.
- Burckhardt, Paul: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung, 1833–1848, 3. Teil (92. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1914.
- Burckhardt, Paul: Geschichte der Stadt Basel. Von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart, Basel 1942.
- Burckhardt-Burckhardt, Carl: Aus dem Tagebuche einer Baslerin zur Zeit des Durchmarsches der Alliierten, in: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Jg. 14, Heft 4, Basel 1896, S. 365–399.
- Burckhardt-Finsler, Albert: Der Durchmarsch der Alliierten durch Basel, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 23, Zürich 1898, S. 31–88.
- Burckhardt-Sarasin, Carl: Die geschäftliche Tätigkeit von Johann Rudolf Forcart-Weis (1749–1834), Basel 1950.
- Burckhardt-Sarasin, Carl: Die Patenkinder und Mitpaten des Johann Rudolf Forcart-Weis 1749–1834 in ihren Familien- und Geschäftsbeziehungen, in: Der Schweizer Familienforscher 20, 1953a, S. 65–91.
- Burckhardt-Sarasin, Carl: Ratsherr Emanuel Burckhardt-Sarasin und sein «Ratsherrenkasten», in: Basler Jahrbuch 1953b, S. 67–99.
- Burckhardt-Seebass, Christine: Konfirmation in Stadt und Landschaft Basel. Volkskundliche Studie zur Geschichte eines kirchlichen Festes, Bonn/Basel 1975.
- Burckhardt-Thurneysen, Valeria (Hg.): Jugenderinnerungen von Valeria Thurneysen geb. Ryhiner (1815–1894), Basel 1900.
- Burckhardt-Wildt, Daniel: Tag=buch der Merkwürdigsten Vorfällen, welche sich seit dem Jahr 1789 in diesen für unsere Stadt BASEL unvergesslichen Zeiten zugetragen haben, hg. von André Salvisberg, Basel 1997.
- Burghartz, Susanna; Herren, Madeleine: Seide, Sand, Papier. Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge, Basel 2021.
- Carrière, Charles: Négociants marseillais au XVIIIe siècle, Marseille 1973.
- Christ, Heinrich: Zwischen Religion und Geschäft. Die Basler Missions-Handlungs-Gesellschaft und ihre Unternehmensethik, 1859–1917, Stuttgart 2015.
- Christ-von Wedel, Christine; Kuhn, Thomas K. (Hg.): Basler Mission. Menschen, Geschichte, Perspektiven 1815–2015, Basel 2015.
- Cimino, Paola: «Da hat die Geselligkeit edeln Gehalt». Das Riggenbach'sche Kränzchen als Beitrag zur Geselligkeit und zum Musikleben im Basel des 19. Jahrhunderts, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 2004.
- Cimino, Paola: Fremdsprachenerwerb in der Berufsausbildung von Söhnen patrizischer Unternehmerfamilien aus der Deutschschweiz um 1800, in: Häberlein, Mark; Kuhn, Christian (Hg.): Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten. Lernende, Lehrende und Lehrwerke, Wiesbaden 2010, S. 249–263.
- Cizakaya, Murat: A short history of the Bursa silk industry (1500–1900), in: Journal of the Economic and Social History of the Orient, Heft 1/2, Jg. 23, Leiden 1980, S. 142–152.
- Cottier, Maurice; Raciti, Silvio: From Honour to Subjectivity. Interpersonal Violence in Basel 1750–1868 and Berne 1861–1944, in: Crime, Histoire & Sociétés / Crime, History & Societies 17/2, 2013, S. 71–100.
- Décultot, Elisabeth; Fulda, Daniel (Hg.): Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen, Berlin 2016.
- Degen, Bernard: Consumer Societies in Switzerland: From Local Self-help Organizations to a Single National Co-operative, in: Hilson, Mary; Neunsinger, Silke; Patmore, Greg (Hg.): A Global History of Consumer Co-operation since 1850. Movements and Businesses (Studies in Global Social History 28), Leiden/Boston 2017, S. 614–641.
- Degen, Bernard; Sarasin, Philipp: Kultur und Bildung, Kirchen und religiöses Leben, in: Degen, Bernard u. a.: Basel-Stadt, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30.5.2017. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007478/2017-05-30/>, abgerufen am 10.10.2023.
- Degen, Bernard u. a.: Basel-Stadt, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30.5.2017. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007478/2017-05-30/>, abgerufen am 10.10.2023.
- Dejung, Christof: Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851–1999, Köln/Weimar/Wien 2013.
- De Koster, Margo; Deruytter, Barbara; Vrints, Antoon: Police–Public Relations in Transition in Antwerp, 1840s–1914, in: European Review of History 25/1, 2017, S. 147–165.
- Doppler, Paul: Organisation und Aufgabenkreis der Stadtgemeinde Basel (1803–1876), Basel 1933.
- Dürr, Emil: Jacob Burckhardt als politischer Publizist. Mit seinen Zeitungsberichten aus den Jahren 1844/45, aus dem Nachlass hg. von Werner Kaegi, Zürich 1937.
- Dürr, Renate: «Der Dienstbote ist kein Tagelöhner...». Zum Gesinderecht (16. bis 19. Jahrhundert), in: Gerhard, Ute (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 115–139.
- Durchhardt, Heinz: Europa am Vorabend der Moderne, 1650–1800 (Handbuch der Geschichte Europas 6), Stuttgart 2003.
- Earle, Rebecca: Introduction: letters, writers and the historian, in: Earle, Rebecca (Hg.): Epistolary selves. Letters and Letter-Writers, 1600–1945, Aldershot 1999, S. 1–12.
- Eggensgwiler, Diana: Vom Gäwäsch, in: Quergängerin. Baselbieterinnen auf dem Weg, Heft 3, Basel 1994, S. 51–55.
- Emher, Josef: Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 22), Frankfurt am Main/New York 1994.
- Eibach, Joachim: Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit, in: Zeitschrift für Historische Forschung 38, 2011, S. 621–664.
- Engenhauten, Frank: Geschichte des Grossherzogtums Baden 1806–1918, Karlsruhe 2005.
- Epple, Ruedi; Schnyder, Albert: Wandel und Anpassung. Die Landwirtschaft des Baseliens im 19. Jahrhundert, Liestal 1996.
- Erne, Emil: Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz, Zürich 1988.
- Etter, Hansueli F.: Armut, Krankheit, Tod im frühindustriellen Basel. Der Spitalfriedhof St. Johann in Basel (Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Basel), Basel 1993.
- Fankhauser, Andreas: Kontinentalsperre, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30.10.2008. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013928/2008-10-30/>, abgerufen am 20.10.2023.
- Fink, Paul: Vom Passementerhandwerk zur Bandindustrie. Ein Beitrag zur Geschichte des alten Basel (157. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1979.
- Fink, Paul: Geschichte der Basler Bandindustrie 1550–1800 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 147), Basel/Frankfurt am Main 1983.
- Fischer, Andreas: Mauern, Schanzen, Tore. Basels Befestigungen im Wandel der Zeit, Basel 2007.
- Franc, Andrea: Im Austausch mit der Welt: Schweizer Unternehmen im 19. und 20. Jahrhundert, Baden 2021.
- Frei, Heinrich: Das Theologische Alumneum in Basel 1894–1944, Basel 1944.
- Frey, Hans: Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798 (54. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1876.
- Frey, Hans: Basel während der Helvetik (1798–1803) (55. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1877.
- Frey, Hans Peter (Red.): Index Typographorum Eitorumque Basiliensium: Johann Georg

- Neukirch (1787–1857). <https://ub.unibas.ch/itb/druckerverleger/johann-georg-neukirch/>, abgerufen am 24.8.2024.
- Fridrich, Anna C.: Industriegesellschaft für Schappe, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 19.1.2007. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043013/2007-01-19/>, abgerufen am 31.1.2024.
- Fritzsche, Bruno: Das Quartier als Lebensraum, in: Conze, Werner; Engelhardt, Ulrich (Hg.): Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Lebensstandard und Lebensgestaltung deutscher Handwerker (Industrielle Welt 33), Stuttgart 1981, S. 92–113.
- Füllberg-Stollberg, Katja: «Ein Sauerteig christlichen Lebens in der Masse afrikanischen Heidentums.» Westindische Konvertiten an der Goldküste (1843–1850), in: Habermas, Rebekka; Hölzl, Richard (Hg.): Mission global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2014, S. 31–57.
- Gäbler, Ulrich: «Auferstehungszeit». Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts. Sechs Porträts, München 1991.
- Gäbler, Ulrich: Die Schweizer – ein «Auserwähltes Volk»? , in: Kuhn, Thomas K.; Sallmann, Martin (Hg.): Aufbrüche. Ausgewählte Aufsätze zur Geschichte des europäischen und amerikanischen Protestantismus, Leipzig 2022, S. 321–334.
- Gailus, Manfred: Contentious Food Politics: Sozialer Protest, Märkte und Zivilgesellschaft (18.–20. Jahrhundert), in: Schriftenreihe der Arbeitsgruppe Zivilgesellschaft: historisch sozialwissenschaftliche Perspektiven, Discussion Papers, Nr. SP IV 2004–504, Berlin 2004.
- Gantner, Theo: Volkskundliche Probleme einer konfessionellen Minderheit. Dargestellt an der römisch-katholischen Diaspora der Stadt Basel, Winterthur 1970.
- Gantner-Schlee, Hildegard: Hieronymus Annoni (1697–1770). Ein Wegbereiter des Basler Pietismus, Liestal 2001.
- Gartmann, Christian: Seuchen und Seuchenessmassnahmen in Baselstadt und Baselland in den Jahren 1784–1815, Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen medizinischen Fakultät der Universität Basel, Chur 1930.
- Gauss, Karl Otto u. a.: Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, Liestal 1932.
- Gebhard, Rudolf: Umstrittene Bekenntnisfreiheit. Der Apostolikumstreit in den Reformierten Kirchen der Deutschschweiz im 19. Jahrhundert, Zürich 2003.
- Geiger, Max: Aufklärung und Erweckung. Beiträge zur Erforschung Johann Heinrich Jung-Stillingens und der Erweckungstheologie, Zürich 1963.
- Gestrich, Andreas: Neuzeit, in: Gestrich, Andreas; Krause, Jens; Mitterauer, Michael: Geschichte der Familie, Stuttgart 2020, S. 364–652.
- Gossman, Lionel: Basel in der Zeit Jacob Burckhardts. Eine Stadt und vier unzeitgemässe Denker, Basel 2005.
- Graber, Rolf: Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz, Zürich 2017.
- Graf, Friedrich Wilhelm: Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur, 2. Auflage, München 2004.
- Griender, Fritz: Von der Harzpfanne zum Gasometer (100 Jahre Basler Gasversorgung), in: Basler Jahrbuch 1952, S. 121–135.
- Grießinger, Andreas: Handwerksstreiks in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Begriff – Organisationsformen – Ursachenkonstellationen, in: Engelhardt, Ulrich (Hg.): Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert (Industrielle Welt 37), Stuttgart 1984, S. 407–434.
- Grütter, Karin: Verheimlichte Schwangerschaft und Niederkunft/Kindstötung. Frauen vor dem Basler Kriminalgericht 1845–1862, Basel 1983.
- Gruner, Erich: Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Soziale Lage, Organisation, Verhältnis zu Arbeitgeber und Staat (Helvetica Politica. Schriften des Forschungszentrums für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern, Serie 1, Band 3), Bern 1968.
- Gschwind, Eva: Auf zur Urne! Direkte Demokratie in Basel von den Anfängen bis heute, Basel 2022.
- Gschwind, Franz: Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert. Ein historisch-demographischer Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der langfristigen Bevölkerungsentwicklung von Stadt (seit 1100) und Landschaft (seit 1500) Basel (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland 15), Liestal 1977.
- Guyer, Franziska: «Geschickteste Handelsmänner» und «arme elende Menschen». Lebensverhältnisse in der Kleinbasler Ober- und Unterschicht (1770–1817), Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 2009.
- Guyer, Franziska: Alltag in Kleinbasel – von den Sorgen der kleinen Leute, in: Hotz, Gerhard; Greyerz, Kaspar von; Burkart, Lucas (Hg.): Theo der Pfeifenraucher. Leben in Kleinbasel um 1800, Basel 2010, S. 178–199.
- Gyr, Ueli: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster, Zürich 1989.
- Gysin, Werner: Zensur und Pressfreiheit in Basel während der Mediation und Restauration, Dissertation Universität Basel, Basel 1944.
- Habermas, Rebekka: Männer und Frauen des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850), Göttingen 2000.
- Habermas, Rebekka: Von Anselm von Feuerbach zu Jack the Ripper. Recht und Kriminalität im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht, in: Rechtsgeschichte 3, 2003, S. 128–163.
- Habicht, Peter: Basel – Mittendrin am Rande. Eine Stadtgeschichte, Basel 2008.
- Habicht, Peter; Matt, Christoph: Das Spalenter und die Vorstadt. Geschichte eines Basler Wahrzeichens, Basel 2008.
- Haeberli, Wilfried: Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914 (164. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1968.
- Haenger, Peter: Sklaverei und Sklavenemanzipation an der Goldküste. Ein Beitrag zum Verständnis von sozialen Abhängigkeitsbeziehungen in Westafrika, Basel 1997.
- Haenger, Peter: Pioniere wider Willen: Die missionsinterne Sklavenbefreiung an der Goldküste, in: Christ-von Wedel, Christine; Kuhn, Thomas K. (Hg.): Basler Mission. Menschen, Geschichte, Perspektiven 1815–2015, Basel 2015, S. 101–106.
- Hagenbach, Karl R.: Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert. In Vorlesungen. Band 7. Die Kirche des 18. und 19. Jahrhunderts. Zweiter Theil, 4. Auflage, Leipzig 1872.
- Hagenbuch, Bernadette: Wissenschaftlicher Kommentar, in: Hagenbuch, Bernadette (Hg.): «Heute war ich bey Lisette in der Visite». Die Tagebücher der Basler Pfarrersfrau Ursula Bruckner-Eglinger 1816–1833, Basel 2014, S. 13–88.
- Haller, Lea: Transithandel. Geld- und Warenströme im globalen Kapitalismus, Berlin 2019.
- Haumann, Heiko: «Das Land des Friedens und des Heils». Russland zur Zeit Alexanders I. als Utopie der Erweckungsbewegung am Oberrhein, in: Pietismus und Neuzeit, Jg. 18, Göttingen 1992, S. 132–154.
- Haumann, Heiko (Hg.): Acht Jahrhunderte Juden in Basel. 200 Jahre Israelitische Gemeinde Basel, Basel 2005.
- Hauzenberger, Hans: Der «Verein zur Beförderung christlich-theologischer Wissenschaft und christlichen Lebens» und seine Stiftungsprofessur in Basel, in: Ramstein, Christoph; Dürr, Hans (Hg.): Basileia. Festschrift für Eduard Buess, Lörrach/Basel 1993, S. 127–144.
- Hauzenberger, Hans: Basel und die Bibel. Die Bibel als Quelle ökumenischer, missionarischer, sozialer und pädagogischer Impulse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Jubiläumsschrift der Basler Bibelgesellschaft, Basel 1996.
- Hebeisen, Erika: Zur Vergesellschaftung der pietistischen Bewegung am Übergang in die Moderne. Das Beispiel Basel, in: Basler Zeit-

- schrift für Geschichte und Altertumskunde. 104, Basel 2004, S. 183–211.
- Hebeisen, Erika: *leidenschaftlich fromm. Die pietistische Bewegung in Basel 1750–1830*, Köln/Weimar/Wien 2005.
- Hecht, Michael: *Handeln in der Hungerkrise 1846/47: Nahrungsproteste und «Krisenmanagement» in Preußen*, in: Collet, Dominik; Lassen, Thore; Schanbacher, Ansgar (Hg.): *Handeln in Hungerkrisen. Neue Perspektiven auf soziale und klimatische Vulnerabilität*, Göttingen 2012, S. 131–147.
- Heck, Brigitte: «Hart an der Grenze». Die Textilherstellung als Leitindustrie am Hochrhein, in: Kaufmann, Uri Robert: *Die Schweiz und der deutsche Südwesten. Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2006, S. 41–63.
- Heizmann, Lena: *Lohn, Kündigung und Geschir. Arbeit und Arbeitskonflikte vor dem Basler Dienstbotenrichter 1847–1849*, Basel 2016.
- Herrmann, Bernd: «... mein Acker ist die Zeit». *Aufsätze zur Umweltgeschichte*, Göttingen 2011.
- Hess, Stefan: *Eine Damnatio memoriae und ihre Folgen*, in: Mortzfeld, Benjamin (Hg.): *Menschenrechte und Revolution. Peter Ochs (1752–1821)*, Basel 2021, S. 117–147.
- Hess, Stefan; Lochman, Tomas: *Basilea. Ein Beispiel städtischer Repräsentation in weiblicher Gestalt*, Basel 2001.
- Hettling, Manfred: *Bürgerlichkeit. Eine ungesellige Geselligkeit*, in: Hettling, Manfred; König, Mario u. a.: *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt am Main 1998.
- Heusler, Andreas: *Die Trennung des Kantons Basel*, 2 Bände, Zürich 1839–1842.
- Heusler, Andreas: *Geschichte der Stadt Basel*, Basel 1917.
- Heuss, Robert: *Basler Polizei 1816–2016*, Basel 2016.
- Higy, Camille: *Vom Zunftzwang zur Gewerbefreiheit in Basel. Gewerbepolitik der Stadt Basel in den Jahren 1803–71*, Olten 1919.
- Hippel, Wolfgang von; Stier, Bernhard: *Europa zwischen Reform und Revolution, 1800–1850* (Handbuch der Geschichte Europas 7), Stuttgart 2012.
- Hirschfeld, Christian Cajus Lorenz: *Die Basler vor 200 Jahren. Mit einem Essay von Markus Kutter*, Basel 1985.
- His, Eduard: *Geschichte des neuern schweizerischen Staatsrechts. Erster Band: Die Zeit der Helvetik und der Vermittlungsakte 1798 bis 1813*, Basel 1920, S. 105–107.
- His, Eduard: *Ratsherr Andreas Heusler und seine Politik in der Basler Zeitung*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 28, 1929, S. 249–317.
- Hoffmann, Georg: *Die grossbritannienische Schweizer-Legion im Krimkrieg: Werbung und Schicksal*, in: *Zeitschrift für schweizerische Geschichte* 22/4, 1942, S. 573–595.
- Hofmeier, Thomas: *Der Mähly-Plan. Ein Abbild der Stadt Basel* (Basler Kostbarkeiten 38), Basel 2017.
- Holenstein, André: *Die Helvetik als reformabsolutistische Republik*, in: Schläppi, Daniel (Hg.): *Umbruch und Beständigkeit. Kontinuitäten in der Helvetischen Revolution von 1798*, Basel 2009, S. 83–104.
- Holenstein, André: *Hintersassen*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* (HLS), Version vom 5.12.2014. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/015998/2014-12-05/>, abgerufen am 23.8.2021.
- Hotz, Gerhard; Gianola, Angelo; Huppenbauer, Hanns Walter; Meyer, Liselotte: *Kranksein in Basel – der Anfang vom Ende*, in: Hotz, Gerhard; Greyerz, Kaspar von; Burkart, Lucas (Hg.): *Theo der Pfeifenraucher. Leben in Kleinbasel um 1800*, Basel 2010, S. 200–209.
- Huber, Dorothee: *Architekturführer Basel. Die Baugeschichte der Stadt und ihrer Umgebung*, Basel 2014.
- Hug, Wolfgang: *Kleine Geschichte Badens*, Stuttgart 2006.
- Im Hof, Ulrich: *Isaak Iselin und die Spätaufklärung*, Bern/München 1967.
- Im Hof, Ulrich: *Der Sozietätsgedanke im 18. Jahrhundert*, in: *Pietismus und Neuzeit* 7, Göttingen 1981, S. 9–27.
- Inalcik, Halil: *An economic and social history of the Ottoman Empire*, Band 2, Cambridge 1994.
- Iseli, Andrea: *Krisenbewältigung im 17. Jahrhundert. Die Rolle der guten Policey*, in: Schlögl, Rudolf; Hoffmann-Rehmitz, Philip R.; Wiebelm, Eva (Hg.): *Die Krise in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2016, S. 147–167.
- Iselin, Isaak: *Gesammelte Schriften Band 3* (= Schriften zur Pädagogik), hg. von Marcel Naas, Basel 2014.
- Jakob, Janine: *Mode der sozialen Elite*, in: *Zürcher Kunstgesellschaft / Kunsthaus Zürich* (Hg.): *Fashion Drive. Extreme Mode in der Kunst*, Bielefeld 2018.
- Janner, Sara: *Judenmission in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 104, Basel 2004, S. 31–81.
- Janner, Sara: *Korporative und private Wohltätigkeit. «Stadtgemeinde» und Stadtbürgertum als Träger der Armenpflege im 19. Jahrhundert*, in: Mooser, Josef; Wenger, Simon (Hg.): *Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute*, Basel 2011, S. 101–109.
- Janner, Sara: *Zwischen Machtanspruch und Autoritätsverlust. Zur Funktion von Religion und Kirchlichkeit in Politik und Selbstverständnis des konservativen alten Bürgertums im Basel des 19. Jahrhunderts*, Basel 2012.
- Janner, Sara: *GGG 1777–1914. Basler Stadtgeschichte im Spiegel der «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnütze»* (193./194. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnütze), Basel 2015/16.
- Janner, Sara: *Peter Ochs-Vischer (1752–1821): Geschichte als Vermächtnis*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 121, 2021, S. 161–183.
- Jecker, Hanspeter: «Und ob es schon nicht in Kana wäre...». *Die Rückkehr des Täufertums nach Basel und die Anfänge einer «unteren» und «oberen» Gemeinde 1770–1800*, in: *Menonitica Helvetica* 26/27, Biel 2004, S. 7–91.
- Jenkins, Paul: *Die Basler Mission im kolonialen Spannungsfeld Indiens: eine Einladung zu Imperialismus- und Nationalismusforschung im Archiv der Basler Mission*, in: *Traverse, Zeitschrift für Geschichte* 5/2, 1998, S. 41–55.
- Jenny, Ernst: *Basel zur Biedermeierzeit*, in: *Basler Jahrbuch* 1949, S. 21–58.
- Jensen, Uffa: *Können Eltern zu viel lieben? Adolf Matthias' Ratgeber «Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin» (1897)*, in: *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: Geschichte der Gefühle – Einblicke in die Forschung*, Oktober 2013. <https://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-0027-782F-3>, abgerufen am 1.12.2021.
- Jessen, Ralph: *Gewaltkriminalität im Ruhrgebiet zwischen bürgerlicher Panik und proletarischer Subkultur (1870–1914)*, in: Kift, Dagmar (Hg.): *Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850–1914)* (Forschungen zur Regionalgeschichte 6), Paderborn 1992, S. 226–255.
- Jordan, Stefan: *Die Sattelzeit – eine Epoche für die Theologiegeschichte?*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte* 105, 2011;
- Joris, Elisabeth: «Der Himmel hat uns dagegen mit Gütern entschädigt...». *Geschlechter- und Familienkonzeptionen in der Korrespondenz einer Schweizer Pfarrfamilie (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts)*, in: *Hämmerle, Christa; Saurer, Edith* (Hg.): *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Wien/Köln/Weimar 2003, S. 89–112.
- Jütte, Daniel: *Die Augen der Stadt*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 27.2.2015. <https://www.nzz.ch/feuilleton/die-augen-der-stadt-1.18491900>, abgerufen am 27.2.2021.
- Kaegi, Werner: *Jacob Burckhardt. Eine Biographie. Band 2: Das Erlebnis der geschichtlichen Welt*, Basel 1950.
- Kästli, Tobias: *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1798*, Zürich 1998.
- Kahlbaum, Georg W.A.: *Christian Friedrich Schönbein 1799–1868*, Düsseldorf 1899.
- Kahlbaum, Georg W.A.: *Aus Christian Schönbeins Leben*, in: *Basler Jahrbuch* 1900, S. 205–227.

- Kalt, Monica: Europa im Ersten Koalitionskrieg und der Frieden von Basel, in: Simon, Christian (Hg.): Basler Frieden 1795. Revolution und Krieg in Europa, Basel 1995, S. 17–53.
- Kantonales Laboratorium Basel-Stadt (Hg.): Gewässerte Milch, verdorbenes Fett und radioaktives Gemüse. 125 Jahre Kantonales Laboratorium Basel-Stadt, Basel 2018.
- Kaschuba, Wolfgang: Vom Gesellenkampf zum sozialen Protest. Zur Erfahrungs- und Konfliktdisposition von Gesellen-Arbeitern in den Vormärz- und Revolutionsjahren, in: Engelhardt, Ulrich (Hg.): Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert (Industrielle Welt 37), Stuttgart 1984, S. 381–406.
- Keller, Christian: Visionen, Volkshetze, Betrügereien. Der Weg zum modernen Steuerstaat am Beispiel der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft (1833–1928), Zürich 2017.
- Keller, Eva: Verschlussene Türen zur Macht? Frauen in der Basler Straffälligenhilfe des 19. Jahrhunderts, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 68/1, 2018, S. 151–168.
- Keller, Eva: Auf Bewährung. Die Straffälligenhilfe im Raum Basel im 19. Jahrhundert, Tübingen 2019.
- Kobelt, Sandra: Nonkonformist am Pranger. Die Entwicklung von Johannes Frey vom Pietisten zum Anhänger der Revolution 1743–1800, Bern 1998.
- Koch, Arnd: Die Grundlagen des deutschen Strafverfahrens. Zehn verbreitete Fehlvorstellungen und ihre notwendige Korrektur, in: Steinberg, Georg (Hg.): Recht und Macht. Zur Theorie und Praxis von Strafe. Festschrift für Heinrich Rüping zum 65. Geburtstag, München 2008, S. 393–408.
- Koch, Arnd: Das Jahrhundert der Strafrechtskodifikation: Von Feuerbach zum Reichsstrafgesetzbuch, in: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 122, Berlin/New York 2010, S. 741–756.
- Koelner, Paul: Die Safranunft zu Basel und ihre Handwerke und Gewerbe, Basel 1935.
- Koelner, Paul: Basler Zunftherlichkeit. Ein Bilderbuch der Zünfte und Gesellschaften, Basel 1942, S. 191.
- Konrad, Dagmar: Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission, 4. bearbeitete Auflage, Münster 2013.
- Koselleck, Reinhart: Einleitung, in: Ders. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1, Stuttgart 1972.
- Kradolfer, Wilhelm: Aus den Erinnerungsblättern eines Muttenzers, in: Basler Jahrbuch 1938, S. 103–115.
- Krämer, Daniel: «Menschen grasten nun mit dem Vieh». Die letzte grosse Hungerkrise der Schweiz 1816/17. Mit einer theoretischen und methodischen Einführung in die historische Hungerforschung, Basel 2015.
- Krämer, Daniel: «Theuerung! Hunger! War bald das allgemeine Losungswort». Die Theuerungs- und Hungerkrise der Jahre 1816/17, in: Traverse, Zeitschrift für Geschichte 24/3, 2017, S. 63–80.
- Krauthammer, Pascal: Die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Juden in der Schweiz, in: Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund (Hg.): Jüdische Lebenswelt Schweiz, Zürich 2004, S. 101–119.
- Kreis, Georg; Wartburg, Beat von (Hg.): Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel 2000.
- Kriemler, Daniel: Basler Lesegesellschaft 1825–1915. Eine Kollektivbiographie im sozialen und politischen Kontext der Basler Geschichte des 19. Jahrhunderts, Basel 2016.
- Kuhn, Bärbel: Mitwohnen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, Berlin/Boston 2015, S. 373–388.
- Kuhn, Thomas K.: Der junge Alois Emanuel Biedermann. Lebensweg und theologische Entwicklung bis zur «Freien Theologie» 1819–1844, Tübingen 1997.
- Kuhn, Thomas K.: Basel – ein «Liebling Gottes». Die Stadt am Rhein als Ort der Erweckungsbewegung, in: Theologische Zeitschrift, Heft 2, Jg. 56, Basel 2000, S. 165–185.
- Kuhn, Thomas K.: Pädagogik und Religion im «Frommen Basel». Die Gründung des «Vereins der freiwilligen Armen-Schullehrer-Anstalt» (1817), in: Kluetting, Harm; Rohls, Jan (Hg.): Reformierte Retrospektiven. Vorträge der zweiten Emdener Tagung zur Geschichte des reformierten Protestantismus, Wuppertal 2001, S. 203–217.
- Kuhn, Thomas K.: Religion und neuzeitliche Gesellschaft. Studien zum sozialen und diakonischen Handeln in Pietismus, Aufklärung und Erweckungsbewegung, Tübingen 2003.
- Kuhn, Thomas K.: Krisen und Erweckungen. Anmerkungen zur Modernisierung des Protestantismus im 19. Jahrhundert, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, Jg. 99, Fribourg 2005, S. 449–463.
- Kuhn, Thomas K.: «Eine in jeder Hinsicht merkwürdige Erscheinung». Johann Tobias Beck (1804–1878) in Basel, in: Theologische Zeitschrift 62, Basel 2006, S. 41–62 (Kuhn 2006a).
- Kuhn, Thomas K.: Erweckungsbewegungen, in: Jaeger, Friedrich (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit 3, Stuttgart 2006, S. 509–516 (Kuhn 2006b).
- Kuhn, Thomas K.: Reich-Gottes-Erwartung, in: Jaeger, Friedrich (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit 10, Stuttgart 2009, S. 889–895 (Kuhn 2009a).
- Kuhn, Thomas K.: Weder Lust noch Leidenschaft? Ehe und Sexualität in den Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, in: Sträter, Udo u.a. (Hg.): Alter Adam und Neue Kreatur. Pietismus und Anthropologie. Beiträge zum II. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005, Halle 2009, S. 393–406 (Kuhn 2009b).
- Kuhn, Thomas K.: «Erbauung und Kommunikation». Die Auseinandersetzungen um die mediale Präsenz in der Frühzeit der Deutschen Christentumsgesellschaft, in: Soboth, Christian u.a. (Hg.): «Schrift soll lesendlich seyn». Der Pietismus und die Medien. Beiträge zum IV. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2013, Halle/Wiesbaden 2016, S. 285–300.
- Kuhn, Thomas K.: Erweckungsbewegung und Chiliasmus. Konzepte und Diskurse aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Kuhn, Thomas K.; Albrecht-Birkner, Veronika (Hg.): Zwischen Aufklärung und Moderne. Erweckungsbewegungen als historiographische Herausforderung, Berlin/Münster 2017, S. 159–197.
- Kuhn, Thomas K.: Bekenntnisfreiheit in der Schweiz. Historische Entwicklungen im 19. Jahrhundert und aktuelle Herausforderungen, in: Kuhn, Thomas K.; Ulrichs, Hans-Georg (Hg.): Bekenntnis im Konflikt. Streitgeschichten im reformierten Protestantismus. Vorträge der 12. Internationalen Emdener Tagung zur Geschichte des reformierten Protestantismus, Göttingen 2020, S. 97–128.
- Kuhn, Thomas K.: Basel, in: Breul, Wolfgang; Hahn-Bruckart, Thomas (Hg.): Pietismus Handbuch, Tübingen 2021, S. 239–244.
- Kuhn, Thomas K.: «Wiederherstellung und Verbreitung ächt christlicher Religiosität». Frommes Schrifttum aus dem Basel des 19. Jahrhunderts, in: Albrecht-Birkner, Veronika u.a. (Hg.): Medien der Erweckungsbewegungen, Göttingen (in Vorbereitung).
- Kutter, Markus: Kann ein Jubiläum Geschichtsbewusstsein ändern?, in: Basler Stadtbuch, Basel 1999, S. 226–229 (Kutter 1999a).
- Kutter, Markus: Die kleine Geschichte eines grossen Geschichtsjubiläums, in: Basler Stadtbuch, Basel 1999, S. 230–235 (Kutter 1999b).
- Kyoto Costume Institute (Hg.): Fashion. Eine Modegeschichte vom 18. bis 20. Jahrhundert. Die Sammlung des Kyoto Costume Institute 1. 18. und 19. Jahrhundert, Köln 2012.
- Labhardt, Robert: Kapital und Moral. Christoph Merian. Eine Biografie, Basel 2011.
- Labhardt, Robert: Luft und Licht! Basels Stadt-raum 1850–1920. Stadterweiterung und Aussenquartiere, unpubliziertes Manuskript, Basel 2019.
- Läser, Fenja: Bursas Seidenindustrie, in: Baleva, Martina (Hg.): Von Basel nach Bursa und zurück. Die Geschichte eines Fotoalbums von Sébah & Joallier, Köln/Weimar/Wien 2017, S. 61–68.
- Landes, David S.: Der entfesselte Prometheus. Technologischer Wandel und industrielle Entwicklung in Westeuropa von 1750 bis zur Gegenwart, München 1983.

- Lengwiler, Martin: Wissenschaft und Sozialpolitik, in: Mooser, Josef; Wenger, Simon (Hg.): Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute, Basel 2011, S. 111–122.
- Leuenberger, Martin: Die Landwirtschaft, in: Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft 5: Armut und Reichtum. 19. und 20. Jahrhundert, Liestal 2001, S. 41–58.
- Limbach, Rabea: Die Briefkopierbücher der Speyerer Handelshäuser Joh. Hein. Scharpff und Lichtenberger & Co. (1815–1840). Handeln in institutioneller Unsicherheit, Stuttgart 2018.
- Lindt, Andreas: C. F. Spittler und W. M. L. de Wette. Zur Begegnung von Erweckungsfrömmigkeit. Universitätstheologie im Basel des 19. Jahrhunderts, in: Geiger, Max (Hg.): Gottesreich und Menschenreich. Ernst Staehelin zum 80. Geburtstag, Basel 1969, S. 361–384.
- Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1996.
- Loetz, Francisca: Welcher Sattel? Politische Geschichte der Schweiz um 1750–1850, in: Traverse, Zeitschrift für Geschichte 20/1, 2013, S. 88–102.
- Loschek, Ingrid. Reclams Mode- und Kostümllexikon, Stuttgart 2011.
- Lottes, Günther: Normalitätsverlust, Prozess und Entscheidung. Zur Dramaturgie des Kriseninterpretaments, in: Schlögl, Rudolf; Hoffmann-Rehmitz, Philip R.; Wiebelm, Eva (Hg.): Die Krise in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2016, S. 109–119.
- Lüthi, Christian: Sozialgeschichte der Zuwanderung in die Stadt Bern 1850–1914, in: Pfister, Ulrich (Hg.): Stadt und Land in der Schweizer Geschichte: Abhängigkeiten – Spannungen – Komplementaritäten (Itinera 19), Basel 1998, S. 180–212.
- Lüthi, Walter: Der Basler Freisinn von den Anfängen bis 1914 (161. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1983.
- Maissen, Thomas: Geschichte der Schweiz, Baden 2010.
- Masson, Paul: Histoire du commerce français dans le Levant au XVII<sup>e</sup> siècle, Paris 1896.
- Mattmüller, Markus: Die reformierte Basler Kirche vor den Herausforderungen der Neuzeit, in: Guggisberg, Hans R.; Rotach, Peter (Hg.): Ecclesia semper reformanda. Vorträge zum Basler Reformationsjubiläum 1529–1979, Basel 1980, S. 76–99.
- Maurer, Martin: Die soziale Differenzierung in Stadt und Landschaft Basel als Ursache der Kantonstrennung, Liestal 1985.
- Meier, Eugen A.: Aus dem alten Basel. Ein Bildband mit Geschichten aus der Anekdotensammlung von Johann Jakob Uebelin (1793–1873), Basel 1970.
- Meier, Eugen A.: Das andere Basel. Stadtoriginale, Sandmännchen, Laternenanzünder, Orgelimänner, Heuwoogschangi, fliegende Händler und Stänzer im alten Basel, Basel 1975.
- Meier-Kern, Paul: Pietismus contra Freisinn, oder: Darf das Stadttheater am Sonntag spielen? Eine Episode um 1845, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 102, 2002, S. 191–209.
- Meyer, Armin: Zwischen Baslerstab und Lilienbanner – Baselbieter in fremden Diensten, in: Baselbieter Heimatbuch 20. Fremd?!, Liestal 1995, S. 143–156.
- Meyer, Carl: Die Stadt Basel von 1848–1858. Teil II, in: Basler Jahrbuch 1908, S. 172–211.
- Meyer, Friedrich: Die Bibel in Basel. Schwerpunkte in der Bibelgeschichte der Stadt Basel seit der Zeit der Humanisten und Reformatoren bis zur Gründung der Bibelgesellschaft, Basel 2004.
- Miaslowski, August von: Isaak Iselin, in: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 10, Basel 1875, S. 89–200.
- Mottu-Weber, Liliane: Seide, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 16.9.2020. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013965/2020-09-16/>, abgerufen am 24.12.2023).
- Mühll, Johanna von der: Basler Sitten. Herkommen und Brauch im häuslichen Leben einer städtischen Bürgerschaft, 3. Auflage, Basel 1985.
- Müller, Christian Adolf: Die Basler Torsperren im 19. Jahrhundert, in: Basler Stadtbuch, Basel 1963, S. 13–35.
- Müller, Hans: Die schweizerischen Konsumgenossenschaften. Ihre Entwicklung und ihre Resultate, Basel 1896.
- Münch, Anna Cristina: Evangelische Pfarrfrauen und -familien in Basel im 18. Jahrhundert, Masterarbeit Universität Basel, Basel 2019.
- Münch, Willy: Eehindernisse und Ehenichtigkeitsgründe im Basler Stadtrecht, Basel 1947.
- Nagel, Anne; Möhle, Martin; Meles, Brigitte: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band VII, Die Altstadt von Grossbasel I, Profanbauten, Basel 2006.
- Neisen, Robert: Entstehung einer Industrieregion, in: Reiches Erbe – Industriekultur im Dreiländ. Patrimoine industriel des Trois Pays. Begleitpublikation zur Ausstellung im Dreiländermuseum (1.7.–27.11.2016), Lörracher Heft 23, Lörrach 2016, S. 29–66.
- Notz, Emil: Die säkulare Entwicklung der Kaufkraft des Geldes. Für Basel in den Perioden 1800–1833 und 1892–1923 nebst internationalen Vergleichen dargestellt, Jena 1925.
- Opitz, Claudia: Von der Aufklärung zur Kantonstrennung, in: Kreis, Georg; Wartburg, Beat von (Hg.): Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel 2000, S. 150–185.
- Opitz-Belakhal, Claudia: «Ueber Armut, Bettel und Wohlthätigkeit». Armut und Armuts-
- bekämpfung im Zeitalter von Aufklärung, Helvetik und Restauration, in: Mooser, Josef; Wenger, Simon (Hg.): Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute, Basel 2011, S. 73–100.
- Opitz-Belakhal, Claudia; Guzzi-Heeb, Sandro: Family, community and sociability, in: Troehler, Daniel (Hg.): Bloomsbury Cultural Histories of Education, Band 4, London 2020, S. 91–110.
- Orth, Karin: Nichteilichkeit als Normalität. Ledige Mütter in Basel im 19. Jahrhundert, Göttingen 2022.
- Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt: eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2013.
- Panzac, Daniel: Crime ou délit? La législation sanitaire en Provence au XVIII<sup>e</sup> siècle, in: Revue Historique, Heft 275, Band 557, Paris 1986, S. 39–71.
- Perrenoud, Alfred: Mortalität: Säuglings- und Kindermortalität, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 26.1.2020. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007976/>, abgerufen am 19.9.2021).
- Pfister, Benedikt: Für Freiheit kämpfen. Die Geschichte des Basler Freisinns, Basel 2019.
- Pfister, Willy: Die Einbürgerung der Ausländer in der Stadt Basel im 19. Jahrhundert. Basler Bürgerbuch III (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 8), Basel 1976.
- Pfister-Burkhalter, Margarete: Hieronymus Hess 1799–1850, Basel 1949, Kat.-Nrn. 30, 31, 60–64, 71, 194, 251.
- Picken, Mary Brooks: A dictionary of costume and fashion. Historic and Modern, New York 1999.
- Portmann, Rolf E.: Basler Einbürgerungspolitik 1358–1798, mit einer Berufs- und Herkunftsstatistik des Mittelalters. Basler Statistik 3, Basel 1979.
- Purtschert, Patricia u. a.: Eine Bestandesaufnahme der postkolonialen Schweiz, in: Dies. (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien, Bielefeld 2012, S. 13–63.
- Quataert, Donald: The Age of Reforms, 1814–1914, in: Inalcik, Halil; Quataert, Donald (Hg.): An Economic and Social History of the Ottoman Empire, 1730–1914, Istanbul 2010.
- Raciti, Silvio: Konfliktgeladene Geselligkeit im Wirtshaus. Gewalt und Freizeitaktivitäten in Basler Gerichtsakten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Hotz, Gerhard; Burkart, Lucas; Greyerz, Kaspar von (Hg.): Theo der Pfeifenraucher. Leben in Kleinbasel um 1800, Basel 2010, S. 140–151.
- Raciti, Silvio: Das Recht der Bürger? Justiz und Kriminalität in der Stadt: Basel 1750–1850, Dissertation Universität Bern, Bern 2013.
- Ramseyer, Adolf: Die geschichtliche Entwicklung des Basler Polizeiwesens, in: Polizeibeamten-Verband Basel-Stadt (Hg.): Die Basler Polizei. 1905–1980. 75 Jahre Polizei-

- beamten-Verband des Kantons Basel-Stadt, Basel 1980, S. 81–188.
- Ranft, Albert: Die Vormundschaft des Basler Stadtrechts von 1590 bis 1880, Basel 1928.
- Redolfi, Silke Margeritha: Die verlorenen Töchter. Der Verlust des Schweizer Bürgerrechts bei der Heirat eines Ausländers: rechtliche Situation und Lebensalltag ausgebürgerter Schweizerinnen bis 1952, Zürich 2019.
- Regenass, Daniel: Von der J. S. Alioth & Cie. zur Burlington Schappe, in: Schappe. Die erste Fabrik im Baselbiet. Ein Porträt, Arlesheim 1993, S. 18–33.
- Reichel, Hellmut: Die Anfänge der Brüdergemeine in der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Sozietät in Basel, in: *Unitas Fratrum*. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine, Heft 23/24, Jg. 29/30, Hamburg 1991, S. 9–127.
- Reichensteiner Hof 1901: Der Reichensteiner Hof zur Zeit der Alliierten 1813–1815, Basel 1901.
- Riesebrodt, Martin: Die Rückkehr der Religionen. Fundamentalismus und der «Kampf der Kulturen», 2. Auflage, München 2001.
- Rieser, Walther: Das Schweizerbürgerrecht. Separatabdruck aus der Zeitschrift für schweizerische Statistik, Bern 1892.
- Riggenbach, Christoph Johannes: Die deutsche Christenthumsgesellschaft, in: Zur hundertjährigen Gedächtnissfeier der Deutschen Christenthumsgesellschaft. Drei Reden gehalten den 17. Oktober 1880 von Professor D. Christoph Johannes Riggenbach, Antistes D. Immanuel Stockmeyer und Missionssekretär Hermann Prätorius, Basel 1880.
- Riklin, Alois: Neutralität, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* (HLS), Version vom 9.11.2010. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016572/2010-11-09/>, abgerufen am 30.12.2023.
- Ritzmann, Heiner: Eine quantitative Interpretation der schweizerischen Übersee-Emigration im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Kurvenverlauf und regionale Konzentration als Gegenstand von Regressionsanalysen, in: Mesmer, Beatrix (Hg.): *Der Weg in die Fremde*. Beiträge zur schweizerischen Auswanderungsgeschichte. Referate, gehalten am Schweizerischen Historikertag in Bern, Oktober 1989 (Itinera 11), Basel 1992, S. 195–250.
- Röthlin, Niklaus: Die Basler Handelspolitik und ihre Träger in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert, Basel 1986.
- Roth, Dorothee: Zur Vorgeschichte der liberal-konservativen Partei in Basel 1846–1875, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 68, 1968, S. 177–221.
- Roth, Dorothea: Die Dreissiger Wirren – bedeutendste Krise der Basler Stadtgeschichte im 19. Jahrhundert, in: *Baselland vor 150 Jahren*. Wende und Aufbruch. Neun Beiträge mit Chronologie der Basler Wirren und der Eidgenössischen Regenerationszeit sowie vielen historischen Bildern, Liestal 1983, S. 67–84.
- Roth, Paul: Die Blüte der Textilindustrie in Basel, in: *Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik in Basel*, hg. von der Ciba aus Anlass ihres 75jährigen Bestehens als Aktiengesellschaft, Olten 1959, S. 125–141.
- Roth, Paul: Die Basler Casino-Gesellschaft, in: *Basler Stadtbuch*, Basel 1961, S. 139–166.
- Rothpletz, Emil: Die philhellenische Bewegung in Basel zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes (1821–1829), in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 43, 1943, S. 119–134.
- Rothstein, Natalie: Silk: the industrial revolution and after, in: Jenkins, David: *The Cambridge History of Western Textiles*, Band 2, Cambridge 2003, S. 790–808.
- Ruckstuhl, Brigitte; Ryter, Elisabeth: Von der Seuchenpolizei zu Public Health. Öffentliche Gesundheit in der Schweiz seit 1750, Zürich 2017.
- Rüttimann, Johann Jakob: Über die Geschichte des schweizerischen Gemeindebürgerrechts. Akademischer Vortrag gehalten am 20. Februar 1862 im Grossrathssaale in Zürich, Zürich 1862.
- Ryter, Annemarie: Die Geschlechtsvormundschaft in der Schweiz. Das Beispiel der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt, in: Gerhard, Ute (Hg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts*. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 494–506.
- Sabatino, Mario: Die Vorstadtgesellschaft zur Mägd. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Basel 1998.
- Salvisberg, André: Grüne – Blaue. Die Polizei des Kantons Basel-Stadt und der Umgang mit ihrer Mannschaft in den 1850er und 1860er Jahren, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 1991.
- Salvisberg, André: Revolution in Basel. Ein Lesebuch über Stadt und Landschaft Basel vom Beginn der Französischen Revolution bis zum Ende der Helvetischen Republik 1789–1803, Basel 1998.
- Salvisberg, André: Die Basler Strassennamen, Basel 1999.
- Salvisberg, André; Christoph Merian Stiftung (Hg.): *Historischer Atlas der Region Basel*. Geschichte der Grenzen, Basel 2010.
- Salvisberg, André: Die kurze Geschichte des Bezirks Birseck im ehemaligen Kanton Basel von der Inbesitznahme 1815 bis zur Kantonstrennung 1830–1833, in: Rebetez, Jean-Claude; Bregnard, Damien (Hg.): *De la crose à la croix – L'ancien Evêché de Bâle devient Suisse* (Congrès de Vienne – 1815), Neuchâtel 2018, S. 221–239.
- Salvisberg, André: *Stadt.Geschichte.Basel*, Band 5: 1760 bis 1860 – eine ungewohnte Periodisierung, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 122, 2022, S. 53–66.
- Sarasin, Philipp: Sittlichkeit, Nationalgefühl und frühe Ängste vor dem Proletariat. Untersuchungen zu Politik, Weltanschauung und Ideologie des Basler Bürgertums in der Verfassungskrise von 1846/47, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 84, 1984, S. 51–127.
- Sarasin, Philipp: *Stadt der Bürger*. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt, Basel 1870–1900, Basel 1990.
- Sarasin, Philipp: *Stadt der Bürger*. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft: Basel 1864–1914, 2. Auflage, Göttingen 1997.
- Sarasin, Philipp: Basel auf dem Weg zur modernen Industriestadt (1833–1914), in: *Basel 1501 2001 Basel* (179. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 2000, S. 141–151.
- Schär, Bernhard C.: *Tropenliebe*. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900, Frankfurt am Main 2015.
- Schaffner, Martin: *Die Basler Arbeiterbevölkerung im 19. Jahrhundert*. Beiträge zur Geschichte ihrer Lebensformen, Basel 1972.
- Schildt, Gerhard: *Tagelöhner, Gesellen, Arbeiter*. Sozialgeschichte der vorindustriellen und industriellen Arbeiter in Braunschweig 1830–1880 (*Industrielle Welt* 40), Stuttgart 1986.
- Schlöpfer, Michael: *Künderin des bevorstehenden Weltunterganges*. Juliane von Krüdener in der Schweiz 1815–1817, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, Zürich 1994.
- Schlatter, Wilhelm: *Geschichte der Basler Mission 1815–1915*, Band 3 (*Die Geschichte der Basler Mission in Afrika*), Basel 1916.
- Schlögl, Rudolf: «Krise» als historische Form der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung, in: Schlögl, Rudolf; Hoffmann-Rehntz, Philip R.; Wiebelm, Eva (Hg.): *Die Krise in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2016, S. 9–31.
- Schluchter, André; Kurmann, Fridolin: *Die Bevölkerung der Schweiz um 1800*. Eine Auswertung der Helvetischen Volkszählung von 1798 und anderer zeitnaher Erhebungen, mit Einbezug der Bevölkerungsentwicklung bis 1980, Bern 1988.
- Schmid, Pia: *Väter und Forscher*. Zu Selbstdarstellungen bürgerlicher Männer um 1800 im Medium empirischer Kinderbeobachtungen, in: *Männlichkeiten*. Feministische Studien 18/2, 2000, S. 35–48.
- Schmidlin, Antonia: *Eine Pionierin des Frauenstimmrechts*, in: *bz Basellandschaftliche Zeitung*, 2.3.2021, S. 16.
- Schmidt-Müller, Myriam: *Johann Heinrich Sulgers «Neuwe Oost Indianische Reiß Beschreibung»*: Das faszinierende Zeugnis eines Basler Kolonialsoldners, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 122, 2022, S. 121–153.
- Schmitt, Oliver Jens: *Levantiner*. Lebenswelten und Identitäten einer ethnokonfessionellen

- Gruppe im osmanischen Reich im 19. Jahrhundert», München 2005.
- Schneider, Friedrich: Hieronymus Roggenbachs Erlebnisse, Band 1, Basel 1983.
- Schorn, Paul: Die Gewerbeschule: Zwei Jahrhunderte alt, in: Basler Stadtbuch, Basel 1996, S. 209–214.
- Schütze, Yvonne: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters (Mutterliebe), Bielefeld 1986.
- Schweizer, Eduard: Die dreissiger Wirren im Kanton Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 9 Teile in Band 30 (1931), 33 (1934), 36 (1937), 38 (1939), 39 (1940), 40 (1941), 43 (1944), 45 (1946), 46 (1947), Basel 1931–1947.
- Schweizer, Peter A.: Mission an der Goldküste. Geschichte und Fotografie der Basler Mission im kolonialen Ghana, Basel 2002.
- Senn, Philipp: «Ein jeder schmachtet unter gleichem Druck». Die Welt des Klein- und Grossbaslers Gewerbe 1770–1830, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 2009.
- Senn, Philipp: Die Zünfte, in: Hotz, Gerhard; Greyerz, Kaspar von; Burkart, Lucas (Hg.): Theo der Pfeifenraucher. Leben in Kleinbasel um 1800, Basel 2010, S. 120–131.
- Siegrist, Hansmartin: Auf der Brücke zur Moderne. Basels erster Film als Panorama der Belle Époque, Basel 2019.
- Simon, Christian: Untertanenverhalten und obrigkeitliche Moralpolitik. Studien zum Verhältnis zwischen Stadt und Land im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Basels, Basel/Frankfurt am Main 1981.
- Simon, Christian: «Wollt ihr euch der Sklaverei kein Ende machen?» Der Streik der Basler Indiennearbeiter im Jahre 1794, Allschwil 1983.
- Simon, Christian: Basel 1789 bis 1795, in Simon, Christian (Hg.): Basler Frieden 1795. Revolution und Krieg in Europa, Basel 1995, S. 55–77.
- Simon, Christian: Die Helvetik in der nationalen Historiographie, in: Simon, Christian (Hg.): Blicke auf die Helvetik / Regards sur l'Helvétique. Dossier Helvetik / Dossier Helvétique, Bände 5/6, Basel 2000, S. 239–263.
- Smyrnelis, Marie-Carmen: Une société hors de soi. Identités et relations sociales à Smyrne aux XVIII<sup>e</sup> et XIX<sup>e</sup> siècles, Leuven 2005.
- Sommer, Debora: Eine baltisch-adtliche Missionarin bewegt Europa. Barbara Juliane v. Krüdener, geb. v. Vietinghoff gen. Scheel (1764–1824), Göttingen 2013.
- Stoehelin, Andreas: Peter Ochs als Historiker, Dissertation Universität Basel, Basel 1952.
- Stoehelin, Andreas: Gold aus Seide, in: Schwabe, Hansrudolf (Hg.): Schaffendes Basel. 2000 Jahre Basler Wirtschaft, Basel 1957, S. 102–117.
- Stoehelin, Andreas: Geschichte der Universität Basel 1818–1835, Basel 1959.
- Stoehelin, Ernst: Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen, Basel 1970.
- Stoehelin, Ernst: Die Christentumsgesellschaft in der Zeit von der Erweckung bis zur Gegenwart. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen, Basel 1974.
- Stoehelin, Heinrich: 1830–1833 Baselland und Aargau – zwei Revolutionskantone, in: Baselland vor 150 Jahren. Wende und Aufbruch. Neun Beiträge mit Chronologie der Basler Wirren und der Eidgenössischen Regenerationszeit sowie vielen historischen Bildern, Liestal 1983, S. 29–44.
- Stanley, Brian: «Commerce and Christianity»: Providence Theory, the Missionary Movement, and the Imperialism of Free Trade, 1842–1860, in: The Historical Journal 26/1, Cambridge 1983, S. 71–94.
- Steedman, Carolyn: A Boiling Copper and Some Arsenic. Servants, Childcare, and Class Consciousness in Late Eighteenth-Century England, in: Critical Inquiry 34/1, Chicago 2007, S. 36–77.
- Steiger, Anne von: Les rubans Bâlois (XVIII<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles). Composition de l'offre et mobilité de la demande, Genf 2012.
- Steiner, Gustav (Hg.): Korrespondenz des Peter Ochs (1752–1821), 3 Bände, Basel 1927–1937.
- Steiner, Rudolf: Die Wiesentäler Gemeinschaftsfabrikordnung von 1837. Eine Textquelle zur Behandlung der Industrialisierung und ihrer sozialen Auswirkungen, in: Archiv-Nachrichten. Quellenmaterial für den Unterricht 25, November 2002, S. 1–12.
- Stettler, Niklaus; Haenger, Peter; Labhardt, Robert: Baumwolle, Sklaven und Kredite. Die Basler Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. in revolutionärer Zeit (1789–1815), Basel 2004.
- Stolz, Peter: Basler Wirtschaft in vor- und frühindustrieller Zeit. Ökonomische Theorie und Wirtschaftsgeschichte im Dialog (Basler sozialökonomische Studien 6), Zürich 1977.
- Stolz, Peter: Technischer Wandel in der Wirtschaftsgeschichte Basels. Von der frühen Bandweberei bis zu den Anfängen der forschenden chemischen Industrie, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 81, 1981, S. 71–96.
- Strasky, Anna Carolina: «Wir und die andern» – Zur Fremd- und Eigenwahrnehmung der Basler Bürgerschaft: Die Diskussion um ein neues Bürgerrechtsgesetz 1848–1866, Lizentiatsarbeit Universität Basel, Basel 1993.
- Stroux, Ulrich: Stammbäume der Basler Patrizierfamilien. Für Ursula Bruckner-Eglinger siehe [https://www.stroux.org/patriz\\_f/stqv\\_f/EgE\\_f.pdf](https://www.stroux.org/patriz_f/stqv_f/EgE_f.pdf), abgerufen am 20.6.2022.
- Studer, Brigitte; Arletta, Gérald u.a.: Das Schweizer Bürgerrecht. Nationalität und Ordnung des Sozialen in der Schweiz von 1848 bis zur Gegenwart, unter Mitarbeit von Anina Gidkov, Erika Luce und Nicole Schwalbach, Zürich 2008.
- Suter, Andreas: Die Genese der direkten Demokratie. Aktuelle Debatten und wissenschaftliche Ergebnisse. Teil 2, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 63/1, 2013, S. 104–116.
- Suter, Andreas: Handeln in der Krise: Ergebnisse einer Fallstudie zum schweizerischen Bauernkrieg 1653, in: Schlögl, Rudolf; Hoffmann-Rehmitz, Philip R.; Wiebelm, Eva (Hg.): Die Krise in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2016, S. 121–146.
- Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten – wohlständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995.
- Teuteberg, René: Basler Geschichte, Basel 1986.
- Thamer, Hans-Ulrich: Die Völkerschlacht bei Leipzig. Europas Kampf gegen Napoleon, München 2013.
- Topkaya, Yigit: Seidener Handel. Basel und das Osmanische Reich im 19. Jahrhundert, Basel 2023.
- Trefás, David: Kleine Basler Pressegeschichte (Publikationen der Universitätsbibliothek Basel 43), Basel 2016.
- Trefás, David; Manasse, Christoph: Vernetzt, Versorgt, Verbunden. Die Geschichte der Basler Energie- und Wasserversorgung, Basel 2006.
- Trevisan, Luca: Das Wohnungselend der Basler Arbeiterbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (168. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige), Basel 1989.
- Troxler, Werner P.: Johann Rudolf Forcart-Weiss & Söhne. Ein Beitrag zur Unternehmensgeschichte (Geist und Werk der Zeiten 36), Bern 1973.
- Tyrell, Hartmann: Weltgesellschaft, Weltmission und religiöse Organisationen – Einleitung, in: Bogner, Artur u. a. (Hg.): Weltmission und religiöse Organisationen. Protestantische Missionsgesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Würzburg 2004, S. 13–134.
- Utz, Hans: Eine Fussnote der Geschichte. Französisches und baslerisches Birseck, 1792–1833, Liestal 2015.
- Vischer, Wilhelm: Basel in der Zeit der Restauration 1814–1830. Teil 1: Die Jahre 1814 und 1815 (83. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen), Basel 1905.
- Vischer, Wilhelm: Basel in der Zeit der Restauration 1814–1830. Teil 2: Die Zeit von 1815 bis 1830 (84. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen), Basel 1906.
- Vöchting-Oeri, Luise: Die Schwestern Schorn-dorff und ihre Nachkommen, Zürich 1941.
- Voerke, Elise: «Daher kommt es, dass in Basel jedermann Französisch spricht». Jugendliche Basler\_innen im Welschland (18. und frühes 19. Jahrhundert), in: Genre & Histoire 20, Herbst 2017. <https://journals.openedition->

- tion.org/genrehistoire/2834, abgerufen am 20.12.2021.
- Vogl, Joseph: Das Gespenst des Kapitals, Zürich 2020.
- Wackernagel, Rudolf (Hg.): Acten der Basler Revolution 1798, Basel 1898.
- Waldschütz, Ernst: Die schweizerischen Industrieunternehmungen im deutschen Grenzgebiet, Singen-Hohentwiel 1928.
- Wallerstein, Immanuel: The incorporation of the Ottoman Empire into the world-economy, in: Islamoglu-Inan, Huri (Hg.): The Ottoman Empire and the World Economy, Cambridge 1987, S. 88–97.
- Wanner, Gustaf Adolf: Aus den ersten sechs Jahrhunderten unseres Bürgerspitals, in: Bürgerspital Basel (Hg.): 700 Jahre Bürgerspital Basel 1265–1965, Basel 1965, S. 11–33.
- Wartburg, Beat von: Musen und Menschenrechte. Peter Ochs und seine literarischen Werke, Dissertation Universität Basel, Basel 1997.
- Weber, Karl: Die Revolution im Kanton Basel 1830–1833, Liestal 1907.
- Weber, Sascha: Kurmainz und die Hungerkrise 1770–72. Ursachen, Umgang, Folgen, in: Collet, Dominik; Lassen, Thore; Schanbacher, Ansgar (Hg.): Handeln in Hungerkrisen. Neue Perspektiven auf soziale und klimatische Vulnerabilität, Göttingen 2012, S. 87–109.
- Wecker, Regina: Geschlechtsvormundschaft im Kanton Basel-Stadt. Zum Rechtsalltag von Frauen – nicht nur im 19. Jahrhundert, in: Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): weiblich-männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich 1995, S. 87–101. [https://dg.phil.hist.unibas.ch/fileadmin/user\\_upload/dg/Personen/Wecker\\_Regina/Geschlechtsvormundschaft.pdf](https://dg.phil.hist.unibas.ch/fileadmin/user_upload/dg/Personen/Wecker_Regina/Geschlechtsvormundschaft.pdf), abgerufen am 12.11.2021.
- Wecker, Regina: «Ehe ist Schicksal, Vaterland ist auch Schicksal und dagegen ist kein Kraut gewachsen». Gemeindebürgerrecht und Staatsangehörigkeitsrecht von Frauen in der Schweiz 1798–1998, in: L'Homme: Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Citizenship 10/1, 1999, S. 13–37.
- Wecker, Regina: 1933 bis 1910: Die Entwicklung zur Grossstadt, in: Kreis, Georg; Wartburg, Beat von (Hg.): Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel 2000, S. 195–224.
- Wernle, Paul: Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, 3 Bände, Tübingen 1923–1925.
- Wild, Roman: «Frau Mode ist launenhaft»: Überlegungen zum Niedergang der Basler Seidenbandindustrie in den 1920er Jahren, in: Köhler, Ingo; Rossfeld, Roman (Hg.): Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2012, S. 287–316.
- Willems, Ulrich u. a. (Hg.): Moderne und Religion. Kontroversen um Modernität und Säkularisierung, Bielefeld 2013.
- Winkler, Stephan: Vom gewerblichen Stand zur geselligen Vereinigung, in: E. E. Zunft zu Schuhmachern (Hg.): Vom Gestern ins Heute, Basel 1994, S. 9–82.
- Wirz, Eduard: Wie man früher nach Amerika reiste, in: Basler Stadtbuch, Basel 1941, S. 79–102.
- Witschi, Beat: Schweizer auf imperialistischen Pfaden. Die schweizerischen Handelsbeziehungen mit der Levante 1848–1914, Stuttgart 1987.
- Wunder, Bernd: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630–1945, Karlsruhe 2013.
- Wylter, Edwin: Die Geschichte des Basler Papiergewerbes, Basel 1927.
- Wyss, Edmund: Die soziale Politik des konservativen Bürgertums in Basel (1833–1875), Weinfelden 1948.
- Zihlmann-Märki, Patricia: «Gott gebe das wir das Liebe Engelein mit Freuden wieder sehen Mögen». Eine kulturgeschichtliche Untersuchung des Todes in Basel 1750–1850, Zürich 2010.
- Zihlmann-Märki, Patricia; Zimmermann, Christian von: Jeremias Gotthelf, Jacobs, des Handwerksgelesen, Wanderungen durch die Schweiz. Kommentar. (Jeremias Gotthelf, Historisch-kritische Gesamtausgabe A.6.2), Hildesheim/Zürich/New York 2016.

## Bildnachweis

HMB Historisches Museum Basel  
KMB Kunstmuseum Basel  
StABS Staatsarchiv Basel-Stadt  
UB Basel Universitätsbibliothek Basel

### Umschlagabbildung:

Detail der Stadtmauer beim St. Alban-Rheinweg gegenüber dem Letzturm. Foto icona basel, Christoph Gysin

- 1 StABS, NEG 3195
- 2 StABS, BILD Falk. Fa 3, 2
- 3 StABS, BILD Falk. A 505
- 4 Drei Ehrengesellschaften, Foto Daniel Spehr
- 5 StABS, BILD Falk. A 133
- 6 UB Basel, UBH L III 23, S.1
- 7 StABS, SMM Inv. 1990.6
- 8 StABS, BILD Falk. A 536
- 9 StABS, BILD Falk. A 511
- 10 StABS BILD 13, 41
- 11 StABS, PA 511a 800 O 2.1
- 12 StABS, PA 574a 7, Bd.1
- 13 KMB, Inv. 1779
- 14 HMB, Inv. 1974.392., Foto Natascha Jansen
- 15 HMB, Inv. 1963.21., Foto Natascha Jansen
- 16 Rijksmuseum Amsterdam, Wikimedia Commons
- 17 Museum für Musikautomaten Seewen, MMA-78061, Foto Janine Jakob
- 18 HMB, Inv. 1959.52., Foto Natascha Jansen
- 19 Privatbesitz, Foto Janine Jakob
- 20 HMB, Inv. 1913.9.b., Foto Natascha Jansen
- 21 Privatbesitz, Foto Daniel Meyer
- 22 HMB, Inv. 1893.87. / Inv. 1874.61.1.–2., Foto Peter Portner
- 23 HMB, Inv. 1977.182., Foto Natascha Jansen
- 24 StABS, BILD Wack. G 112
- 25 StABS, BILD 2, 534
- 26 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, o. S.
- 27 HMB, Inv. 1901.132., Foto Natascha Jansen
- 28 UB Basel, UBH NL 128 A.4.2, o. S.
- 29 HMB, Inv. 1905.450., Foto Peter Portner
- 30 HMB, Inv. 1906.2952., Foto Peter Portner
- 31 HMB, Per qu 21:45–62., Foto Natascha Jansen
- 32 StABS, Straf und Polizei F9a, 1808–1902
- 33 StABS, AL 45, 8-46-4
- 34 UB Basel, UBH NL 128
- 35 StABS, NEG 10233
- 36 UB Basel, UBH BE 4004
- 37 StABS, BILD Schn. 221
- 38 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.23
- 39 ZB Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
- 40 Quelle: Salvisberg 2010, S. 103; Kohli Kartografie. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 41 StABS, BILD Schn. 225
- 42 StABS, BILD 13, 148
- 43 UB Basel, UBH Ztg 1
- 44 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.48
- 45 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.494
- 46 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.43
- 47 Stadtarchiv Karlsruhe, 8/PBS oXIVa 1239
- 48 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Inv. 2881
- 49 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.7
- 50 Archäologie und Museum Baselland, Inv. DI.496
- 51 KMB, Inv. 1914.100
- 52 StABS, BILD 2, 1157
- 53 Archiv der Christoph Merian Stiftung
- 54 HMB, Inv. 1940.82., Foto Natascha Jansen
- 55 Bayerische Staatsbibliothek, 4 Enc. 9-8, a,6
- 56 StABS, BILD Visch. C 18
- 57 Molo Audace, Wikimedia Commons
- 58 KMB, Inv. Z.835.17
- 59 UB Basel, UBH AV XIV 9
- 60 Dreiländermuseum Lörrach, GrLLö 0051
- 61 Collection Bibliothèque municipale de Mulhouse, Fonds patrimonial, Cote F800271 (Pl. XV de l'Histoire documentaire de l'industrie de Mulhouse et de ses environs au XIX<sup>e</sup> siècle / Société industrielle de Mulhouse. Mulhouse: Vve Bader et Cie. 1902)
- 62 StABS, Erziehungsakten F 4, 1787–1790
- 63 Bayerische Staatsbibliothek, 4 H.ref. 821 f-37/38, S. 25
- 64 Bayerische Staatsbibliothek, H.ref. 821 f-37/38, S.6
- 65 Basel Mission Archives / Mission 21, Inv. 97941a
- 66 StABS, AL 45, 8-46-3
- 67 Bayerische Staatsbibliothek, 2 Per. 26-3
- 68 StABS, PA 565a
- 69 StABS, AL 45, 5-53 1
- 70 HMB, Inv. 1901.108., Foto Natascha Jansen
- 71 StABS, AL 25, 4
- 72 Grundbuch- und Vermessungsamt Kanton Basel-Stadt, Generalplan der Stadt Basel
- 73 StABS, AL 45, 6-73-4
- 74 StABS, AL 45, 5-54-1
- 75 StABS, AL 45, 1-65
- 76 StABS, NEG 2073
- 77 StABS, AL 45, 2-88-6
- 78 StABS, BILD Falk. A 170
- 79 KMB, Inv. 170
- 80 UB Basel, UBH ea 2338
- 81 StABS, NEG A 1117
- 82 StABS, AL 45, 6-98-1
- 83 Museum für Kommunikation, Bern, BS\_Ba\_0054
- 84 Österreichische Nationalbibliothek, PORT\_00012392\_01 POR MAG
- 85 UB Basel, UBH Portr Falk 508
- 86 Bibliothèque de Genève, BGE Ha 1062/5
- 87 StABS, BILD 2, 2303
- 88 StABS, NEG 1099
- 89 StABS, NEG 2054
- 90 StABS, AL 45, 2-81-3
- 91 StABS, AL 45, 1-57-4
- 92 StABS, AL 45, 7-21-3
- 93 HMB, Inv. 2004.188., Foto Peter Portner
- 94 Schweizerische Nationalbibliothek, GS-GUGE-ISENRING-A-3
- 95 Bibliothèque de Genève, BGE Ha 1062/5
- 96 StABS, AL 45, 4-5-2
- 97 StABS, BILD Schn. 235
- 98 HMB, Inv. 1949.51., Foto Peter Portner
- 99 StABS, Hö B 168
- 100 StABS, BILD Visch. C 14
- 101 StABS, BILD 3, 1219
- 102 StABS, NEG 1386

## Personenregister

Es wurden nur Personen aufgenommen, von denen Lebensdaten gefunden werden konnten.

- A**  
Abbatucci, Jean-Charles (1770–1796) 32  
Alexander I. von Russland (1777–1820) 115  
Alioth, Johann Siegmund (1788–1850) 186, 286  
Altherr, Alfred (1842–1918) 259  
Annone, Johann Jakob d' (1728–1804) 30  
Annoni, Hieronymus (1697–1770) 241, 244, 246  
Arnold, Friedrich (1786–1854) 149
- B**  
Banga, Benedikt (1802–1865) 159  
Baumgartner, Adolf (1855–1930) 103  
Beck, Jakob Christoph (1711–1785) 240  
Beck, Johann Tobias (1804–1878) 256  
Bell, Samuel (1792–1851) 217  
Bengel, Johann Albrecht (1687–1752) 250  
Bernoulli, Christoph (1782–1863) 116, 159, 171, 187  
Bernoulli, Eduard (1795–1875) 267  
Bernoulli, Nikolaus (1793–1876) 159  
Berri, Melchior (1801–1854) 223  
Biedermann, Alois Emanuel (1819–1885) 257–258  
Bischoff-Respinger, Dorothea (1798–1875) 60  
Blanchard, Jean Pierre (1753–1809) 25  
Blarer-Schwab, Anton von (1798–1864) 138, 144  
Blumhardt, Christian Gottlieb (1779–1838) 197  
Böhlinger-Gutmann (später Gösi), Anna Dorothea (1820–1872) 62  
Böhlinger-Gutmann, Georg (1812–1879) 62  
Bombelles, Ludwig Philipp von (1780–1843) 153  
Bonaparte, Napoleon (1769–1821) 33–38, 85, 126, 174, 250  
Brändlin-von Mechel, Magdalena (1800–?) 62  
Brenner, Karl (1814–1883) 159, 161, 216–218  
Brenner, Wilhelm (1723–1781) 240, 244  
Bridler, Friedrich (1806–1862) 63  
Bridler-(von) Birch, Amalia (1811–1893) 63  
Broglie, Achille Léon Victor de (1785–1870) 153  
Bruckner-Eglinger, Abraham (1790–1866) 50, 52, 58  
Bruckner-Eglinger, Ursula (1797–1876) 50–52, 55–58, 64  
Brunn, Nikolaus von (1766–1849) 98, 100  
Büchel, Emanuel (1705–1775) 24  
Burckhardt, Christoph (1740–1812) 192–193  
Burckhardt, Christoph (1783–1841) 62  
Burckhardt, Esther (1779–1826) 76  
Burckhardt, Johann Rudolf (1738–1820) 244, 248  
Burckhardt, Karl (1795–1850) 158  
Burckhardt, Wilhelm (1797–1880) 158  
Burckhardt-Finsler, Albert (1854–1911) 103  
Burckhardt-Merian, Dorothea (1744–1821) 66  
Burckhardt-Pelletier, Philipp (1765–1846) 173  
Burckhardt-Peyer, Amalia Carolina (1805–1868) 61
- Burckhardt-Sarasin, Emanuel (1776–1844) 82–83, 86–89, 91, 95  
Burckhardt-Socin, Johann Rudolf (1774–1829) 64  
Büren, Sebastian von (1793–1857) 243  
Buxtorf August Johann (1696–1765) 27
- C**  
Charles X. von Frankreich (1757–1836) 124–125  
Clavel, Alexander (1805–1873) 232
- D**  
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht (1780–1849) 256, 261  
Disteli, Martin (1802–1844) 255  
Dreifuss, Isaac (1785–1845) 123  
Dusch, Alexander von (1789–1876) 148–149, 153–154
- E**  
Engels, Friedrich (1820–1895) 114  
Engler, Maria Catharina (1766–1845) 94  
Esperlin, Joseph (1707–1775) 27
- F**  
Faesch, Johann Jakob (1752–1832) 98–99, 185, 242, 246  
Falkeisen, Emanuel (1807–1869) 181–184  
Favre-Salomon, Antoine (1734–1820) 61  
Flick, Johann Jakob (1775–1847) 89  
Flick, Samuel (1772–1833) 158  
Flubacher, Heinrich (geb. 1793) 184, 186  
Follen, Karl (1796–1840) 117  
Follenweider, Adolf (1823–1895) 293  
Forcart, Dietrich (1581–1653) 172  
Forcart, Johann Rudolf (1749–1834) 172–174, 176  
Forrer, Friedrich (geb. um 1783) 286  
Francke, August Hermann (1663–1727) 245  
Frey, Hans (1837–1915) 101  
Frey, Johannes (1743–1800) 246–247  
Frey-Stickelberger, Johann Rudolf (1781–1859) 141
- G**  
Geymüller, Salome (1718–1785) 29  
Gross, Johann Jakob (1823–?) 307  
Guise, Constantin (1881–1858) 130  
Gutzwiller, Sebastian (1798–1872) 54  
Gutzwiller, Stephan (1802–1875) 138, 144  
Gysendörfer, Christian Dagobert (1768–1840) 84
- H**  
Haas, Wilhelm (1766–1838) 253  
Haberstroh, Sophie (1828–?) 292–295, 297  
Hagenbach, Karl Rudolf (1801–1874) 254  
Haller, Karl Ludwig von (1768–1854) 39  
Hanhart, Rudolf (1780–1856) 194  
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770–1831) 257
- Heinrich, Johann David (1739–1814) 254  
Herrenschwand, Johann Anton von (1764–1835) 84  
Herzog, Johann Wernhard (1726–1815) 244  
Hess, David (1770–1843) 68  
Hess, Hieronymus (1799–1850) 70, 121  
Hess-Meyer, Johann Jakob (1791–1857) 152  
Hess-Vischer, Salome (1782–1840) 51  
Heusler, Andreas (1802–1868) 159–161, 219  
Hirschfeld, Christian (1742–1792) 46  
His-Vischer, Charlotte (1780–1852) 58  
Hoffmann, Emanuel (1643–1702) 170, 285  
Hörler, Franz (1816–1888) 258  
Huber, Johann Jakob (1733–1798) 47  
Huber, Johann Rudolf (1766–1806) 47  
Hüglin, Gertrud (1730–1781) 71
- I**  
Iselin, Isaak (1728–1782) 28, 246, 304  
Iselin, Isaak (1767–1838) 176  
Iselin, Johann Rudolf (1705–1779) 304  
Iselin-Forcart, Helene (1740–1810) 177  
Isert, Paul Erdmann (1756–1789) 200
- J**  
Josenhans, Joseph (1812–1884) 202–204
- K**  
Karl Friedrich, Markgraf von Baden (1728–1811) 188  
Keller, (Johann) David (1739–1812) 72  
Keller, Catharina Margarethe (1764–1827) 72, 74  
Keller, David, «Boppi» (1771–1839) 70–75, 160  
Keller, Rudolf (1766–1803) 72  
Keller-Streckeisen, Maria Magdalena (geb. 1743) 72  
Kelterborn, Ludwig Adam (1811–1878) 125, 158  
Klein, Salomon (1814–1867) 265  
Klein, Wilhelm (1825–1887) 162, 218–219  
Koechlin, André (1789–1875) 191, 196  
Koechlin, Nicolas (1781–1852) 189, 191  
Koechlin, Peter (1782–1841) 189  
Kombst, Gustaf (1806–1846) 160  
Krüdener, Baronin Juliane von (1764–1824) 22, 40, 98, 250, 252  
Küpfer, Friedrich (1708–1757) 189  
Kurz, Johannes (geb. um 1829) 276  
Kutter, Markus (1925–2005) 104–105
- L**  
La Roche, Benedikt (1802–1876) 219  
Leber, Agatha (1806–?) 308  
Legrand, Lukas (1755–1836) 103  
Leopold von Baden (1790–1852) 146, 148–149, 155  
Levi, Leopold (1757–1814) 93–94  
Levy, Elias (ca. 1793–1846) 261–262  
Linder, Emilie (1797–1867) 70  
Linder, Johannes (1793–1853) 264

Lotz, Achilles (1845–1921) 279  
Louis Philippe von Orléans (1773–1850) 124–150  
Ludwig XVI. von Frankreich (1754–1793) 31  
Lüthy, Johannes (1803–1873) 63  
Lutz, Markus (1772–1835) 100

**M**  
Mähly, Johann Friedrich (1808–1848) 101, 222  
Maring, Ludwig Rudolf (1820–1893) 229–230  
Mechel, Maria von (1734–1791) 72  
Merian, Johann Jakob (1768–1841) 189, 193  
Merian, Peter (1795–1883) 30  
Merian-Burckhardt, Christoph (1800–1858) 196, 226, 259  
Merian-Burckhardt, Margaretha (1806–1886) 171  
Merian-Burckhardt, Ursula (1752–1833) 53  
Merian-Hoffmann, Christoph (1769–1849) 189, 193, 196  
Merian-Merian(-Wieland), Jakob (1648–1724) 188  
Metternich, Graf Klemens Wenzel Lothar von (1773–1859) 146, 153–154  
Meyenrock, Jakob Friedrich (1733–1799) 244  
Meyer, Friedrich-August (geb. 1846) 293  
Meyer-Merian, Theodor (1818–1867) 230  
Minder, Samuel (1782–1868) 290  
Miville, Johann Friedrich (1754–1820) 246, 248  
Müller, Jakob, «Pflume-Joggi» (1793–1849) 160  
Münch, (Jakob) Heinrich (1792–1855) 72  
Münch, Lukas (1729–1797) 71  
Münch, Niklaus, «Niggi» (1775–1843) 70–75, 160  
Munzinger, Johann Heinrich (1762–1829) 84–85, 89  
Muralt, Hans Conrad von (1779–1869) 151

**N**  
Nahl, Johann August der Jüngere (1752–1825) 102  
Nana Addo Dankwa I. (?–1838) 200  
Neukirch, Johann Georg (1787–1857) 159, 162  
Nietzsche, Friedrich (1844–1900) 70  
Nordmann, Moses (1809–1884) 262–266  
Nöslinger, Oberst (?–1796) 32

**O**  
Ochs (später His), Eduard (1792–1871) 84  
Ochs, Peter (1752–1821) 29, 33–35, 59, 70, 84, 100–105  
Ochs-Brenner, Susanna (1725–1810) 240  
Ochs-Vischer, Salome (1760–1804) 59  
Olfers, Ignaz von (1793–1871) 153  
Otteney, Johannes (1767–1839) 86

**P**  
Pitt, William (1759–1806) 126  
Planta, Marie Sophie (1664–1740) 240  
Preiswerk, Lucas (1788–1848) 196

**Q**  
Quisling, Vidkun (1887–1945) 103

**R**  
Rahm, Anna Catharina (1765–1823) 72  
Reh fuss, Carl (1792–1842) 261  
Riggenbach, Johannes (1818–1890) 257–258  
Riis, Andreas (1804–1854) 197, 199–201, 205  
Rousseau, Jean-Jacques (1712–1778) 48  
Rumigny, Marie-Théodore Comte de (1789–1860) 153  
Rumpf, Johann Wilhelm (1820–1876) 258

**S**  
Sarasin, Felix (1771–1839) 161  
Schabelitz, Jakob Christian (1802–1866) 161  
Scherb, Emanuel (1815–1865) 159, 161, 216  
Schneider, Felix (1768–1854) 253  
Schneider, Johann Jakob (1820–1889) 122, 130  
Schönbein, Christian Friedrich (1799–1868) 112, 127, 159  
Schorndorff-Iselin, Magdalena (1760–1832) 58  
Schwarzenberg, Fürst von (1771–1820) 87  
Snell, Wilhelm (1789–1851) 117  
Speyr-Ryhiner, Theodor von (1780–1847) 53  
Spittler, Christian Friedrich (1782–1867) 249–250  
Spittler-Götz, Susanna (1787–1844) 250  
Spoerlin, Dorothea Emilie (1813–1880) 62  
Spoerlin-Merian, Sara (1795–1865) 62  
Spreng, Johann Jakob (1699–1768) 67  
Stae helin, Andreas (1926–2002) 104  
Strauß, David Friedrich (1808–1874) 257  
Streckeisen, Emanuel (1739–1818) 72  
Streckeisen-Pack, Salome (geb. 1742) 72  
Streuber, Theodor (1816–1857) 228  
Stückelberger, Johann Georg (1781–1814) 84, 94

**T**  
Thoma, Barbara (geb. um 1828) 293  
Thurneysen, (Johann) Jakob (1729–1784) 188  
Thurneysen, Valeria (1815–1894) 68  
Troxler, Ignaz Paul Vital (1780–1866) 158  
Türkheim, Johann von (1778–1847) 146, 149, 155

**U**  
Url sperger, Johann August (1728–1806) 243

**V**  
Valenti, Ernst Joseph Gustav de (1794–1871) 255  
Vischer, Anna (1783–1857) 87, 89  
Vischer, Emma (1794–1849) 65, 68  
Vischer, Lukas (1780–1840) 28, 53  
Vischer-Sarasin, Peter (1751–1823) 65, 69, 88  
von der Mühl, Johann Georg (1788–1853) 158

**W**  
Wallbrunn, Gustav Magnus von (gest. 1772) 188  
Waiser, Johann Ulrich (1798–1866) 159  
Walter, Urs Viktor (1787–1862) 62  
Wattenwyl, Niklaus Rudolf von (1760–1832) 84  
Weiss, Achilles (1725–1792) 172  
Weiss, Barbara (geb. um 1784) 274  
Weiss, Esther (1757–1789) 172  
Weiss, Verena (geb. 1816) 274–275  
Weitling, Wilhelm (1808–1871) 285  
Wick, Johann Jakob (1765–1843) 248  
Wieland, Johannes (1791–1832) 139  
Winter, Ludwig Georg (1778–1838) 146, 149, 151

**Z**  
Zeller, Christian Heinrich (1779–1860) 253  
Zeller, Sophie (1791–1858) 253  
Zinzendorf, Nikolaus Graf von (1700–1760) 240  
Zschokke, Heinrich (1771–1848) 146  
Zurfluh, Johannes (geb. um 1790) 286  
Zwilchenbart, Andreas (1786–1866) 276  
Zwinger, Friedrich (1707–1766) 30

## Autorinnen und Autoren

**Regula Argast**, Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Universität Basel, 1995 Lizentiat, 2005 Promotion an der Universität Zürich. Leiterin Professur für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften und ihre Disziplinen, Pädagogische Hochschule, Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW).

**Susanne Bennewitz**, geboren 1968, 1995 Magister in Literaturwissenschaft, Judaistik und Informatik, Freie Universität Berlin, 2005 Promotion in Jüdische Studien, Universität Basel. Professorin für Kulturwissenschaften, Hochschule Trier.

**Sabine Braunschweig**, geboren 1961, Dr. phil., Historikerin und Erwachsenenbildnerin im eigenen Büro für Sozialgeschichte Basel. Diverse Publikationen und Ausstellungen zur Basler Geschichte.

**Flavio Häner**, geboren 1983, Studium der Kulturanthropologie und Geschichte an der Universität Basel, Promotion mit einer Dissertation zur Basler Museums Geschichte. 2017–2023 Fachstelle Kulturgüterschutz Basel-Stadt. Seit 2023 Kantonale Krisenorganisation Basel-Stadt.

**Kevin Heiniger**, geboren 1979, Studium der Geschichte und Germanistik in Basel und Berlin, 2015 Promotion mit einer Dissertation zur Geschichte der Erziehungsanstalt Aarburg. Postdoc an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. Forschungen zu Fürsorgeregimen und Sozialstaat.

**Lena Heizmann**, geboren 1989, Studium der Geschichte an der Universität Basel, 2016 Master. Forschungen zur Basler Geschichte und Geschichtsvermittlung im Verein Frauenstadtrundgang Basel.

**Stefan Hess**, geboren 1965, Studium der Geschichte, der Deutschen Literaturwissenschaft und der Kunstgeschichte an der Universität Basel, 2007 Promotion in Kunstgeschichte. Diverse Publikationen zur Basler Geschichte.

**Walter Hochreiter**, geboren 1955, Studium der Geschichte in Darmstadt und Frankfurt, 1992 Promotion. Geschäftsführer des ifu-Instituts für Unternehmensgeschichte. Diverse Publikationen zur NS-Geschichte, Stadt-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

**Janine Jakob**, Studium der Medien- und Kommunikationswissenschaften sowie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Zürich (Lizentiat und M. A.). Forschungsfokus Materielle Kultur und Modegeschichte der Frühen Neuzeit. Doktorandin am Departement Geschichte der Universität Basel, freie Journalistin.

**Daniel Kriemler**, geboren 1970, Studium der Geschichte in Basel und der Pädagogik in Zürich, 2016 Promotion mit einer Kollektivbiografie der Basler Lesegesellschaft. Diverse Publikationen zur Lokalgeschichte sowie zur Pharmaziegeschichte.

**Thomas K. Kuhn**, geboren 1963, Studium der Theologie, Dissertation, Habilitation und Assistenzprofessor an der Universität Basel. Seit 2010 Professor für Kirchengeschichte an der Universität Greifswald. Diverse Publikationen zur Kirchengeschichte Basels und der Schweiz.

**Silvio Raciti**, geboren 1976, Studium der Geschichte an der Universität Bern, 2006 Lizentiat, 2013 Promotion mit einer Dissertation zur Kriminalitätsgeschichte Basels in der Sattelzeit. Seit 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsstelle Jeremias Gotthelf an der Universität Bern.

**André Salvisberg**, geboren 1965, Studium der Geschichte an der Universität Basel, 1992 Lizentiat. Diverse Publikationen zur Basler Geschichte (u. a. «Historischer Atlas der Region Basel», 2010).

**David Tréfás**, geboren 1974, Studium der Geschichte an der Universität Basel, 2001 Lizentiat, 2006 Promotion. Diverse Publikationen zur Basler Geschichte (u. a. «Kleine Basler Pressegeschichte», 2016).

**Elise Voerkel**, geboren 1985, Studium der Kulturwissenschaften in Leipzig und Lyon, 2014 Master. Seit 2019 Stadthistorikerin in Lahr/Schwarzwald. Forschungen und diverse Publikationen zu Basler Bürgerfamilien und Kindererziehung im 18. und 19. Jahrhundert.

**Yiğit Topkaya**, geboren 1977, Studium der Geschichte und Philosophie unter anderem in Basel, 2011 Promotion. Diverse Publikationen zur Basler und Schweizer Textilindustrie, zu Urbanisierung und Raumplanung sowie zur Religions- und Reformationsgeschichte.

**Patricia Zihlmann**, geboren 1978, 2008 Promotion an der Universität Basel mit einer kulturgeschichtlichen Untersuchung des Todes in Basel. Seit 2015 stellvertretende Leiterin der Forschungsstelle Jeremias Gotthelf an der Universität Bern.

## Dank

«Hinter der Mauer, vor der Moderne» ist in jeder Hinsicht ein Gemeinschaftswerk. Die folgenden Verdankungen richten sich neben den namentlich Erwähnten auch an die vielen anderen, die unermüdlich mitwirkten.

In erster Linie existiert der Band dank der Autorinnen und Autoren, die geforscht und geschrieben haben: Regula Argast, Susanne Bennewitz, Sabine Braunschweig, Flavio Häner, Kevin Heiniger, Lena Heizmann, Stefan Hess, Walter Hochreiter, Janine Jakob, Daniel Kriemler, Thomas K. Kuhn, Silvio Raciti, Yiğit Topkaya, David Tréfás, Elise Voerker, Patricia Zihlmann. Sie alle stehen für ein hervorragendes Netzwerk an Wissen, für Neugier, Einsatz und Vermittlung.

Marc Fehlmann hat für diesen Band bis 2023 als Herausgeber gewirkt. Er übernahm die grundsätzliche Planung sowie die Auswahl der Autorinnen und Autoren. In dieser Phase begann auch die Arbeit von Dominik Sieber, die für die Detailstruktur wesentlich war und bis 2022 dauerte. Unterstützt wurden die redaktionellen Belange im Jahr 2020, als die Pandemie alles erschwerte, durch Kevin Heiniger.

Mit den Nachbarbänden der Stadt.Geschichte.Basel wurde eng zusammengearbeitet. Die Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen definierten wir mit Susanna Burghartz, Daniel Sidler und Markus Sandl von Band 4 sowie mit Patrick Kury, Isabel Koellreuter und Franziska Schürch von Band 6. Von ihnen und von den anderen Band-Teams kamen immer wieder wichtige Hinweise und Meinungen. Stellvertretend sei dafür Céline Angehrn, Eva Gschwind und Claudius Sieber-Lehmann gedankt.

Die Autorinnen und Autoren konnten stets auf die Unterstützung der Institutionen vor Ort und auswärts zählen. Besonders seien erwähnt: Staatsarchiv Basel-Stadt, Universitätsbibliothek Basel, Historisches Museum Basel, Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basler Mission, Generallandesarchiv Karlsruhe.

Grosser Dank geht an Doris Tranter für ihr unverzichtbares Korrektorat und das weit darüber hinausgehende inhaltliche Feedback. Iris Becher und der Christoph Merian Verlag, Cristina Münch und die Projektleitung Stadt.Geschichte. Basel, Katharina Marti und das Grafikbüro icona basel haben den Produktionsprozess voller Umsicht begleitet.

Der abschliessende Dank geht an das Departement Geschichte der Universität Basel, die Stiftung Stadt.Geschichte.Basel und an den Verein Basler Geschichte, insbesondere an den Vereinspräsidenten Robert Labhardt für die Anteilnahme am Werkprozess und seine stetige persönliche Unterstützung.

# Impressum

## Stadt.Geschichte.Basel

- Band 1 Auf dem langen Weg zur Stadt.  
50 000 v. Chr. – 800 n. Chr.
- Band 2 Eine Bischofsstadt zwischen  
Oberrhein und Jura. 800–1273
- Band 3 Stadt in Verhandlung. 1250–1530
- Band 4 Aufbrüche, Krisen, Transformationen.  
1510–1790
- Band 5 Hinter der Mauer, vor der Moderne.  
1760–1859
- Band 6 Die beschleunigte Stadt. 1856–1914
- Band 7 Stadt an der Grenze in einer Zeit  
der Gefährdung. 1912–1966
- Band 8 Auf dem Weg ins Jetzt. Seit 1960
- Band 9 Stadträume. Offen und begrenzt,  
gestaltet und umkämpft
- Band 10 Überblicksband

### Stiftungsrat

Regina Wecker, Stiftungsratspräsidentin  
Andreas Burckhardt  
Robert Labhardt (bis Oktober 2021)  
Christoph Lanz  
Antonia Schmidlin (seit Oktober 2021)  
Barbara Schneider  
Marie-Louise Stamm  
Benedikt Wyss

### Herausgeber:innengremium

Caroline Arni  
Esther Baur  
Susanna Burghartz  
Lucas Burkart  
Marc Fehlmann (bis April 2023)  
Martin Lengwiler  
Peter-Andrew Schwarz

### Projektleitung

Patrick Kury  
Cristina Münch  
Lina Gafner (bis Juli 2022)

### Projektleitung digital

Moritz Mähr

### Vermittlung

Sabina Lutz

### Data Stewards

Nico Görlich  
Moritz Twente  
Cristina Münch

### Dank

Folgende Institutionen, Stiftungen und Personen haben dank ihrer grosszügigen finanziellen Unterstützung das Projekt ermöglicht:

Kanton Basel-Stadt  
Swisslos-Fonds Basel-Stadt  
Swisslos-Fonds Basel-Landschaft

Christoph Merian Stiftung  
Dr. H. A. Vögelin-Bienz-Stiftung  
E. E. Zunft zu Hausgenossen  
Ernst Göhner Stiftung  
Historisch-Antiquarische Gesellschaft  
zu Basel  
Max Geldner-Stiftung  
Moritz Straus-Stiftung  
Sulger-Stiftung  
UBS Kulturstiftung  
Verein Basler Geschichte



Kanton Basel-Stadt



SWISSLOS-Fonds  
Basel-Stadt

BASEL  
LANDSCHAFT  
SWISSLOS

cms  
Christoph Merian Stiftung

ERNST GÖHNER STIFTUNG



m MAX GELDNER  
STIFTUNG

SULGER-STIFTUNG

Ing. A. Aegerter + Dr. O. Bosshardt AG  
Bank J. Safra Sarasin AG  
Basel Tourismus  
Bell AG  
Felix Labhardt  
Iseli Optik AG  
K. Schweizer AG  
Manor AG  
Novartis  
PAX, Schweizerische Lebensversicherungs-  
Gesellschaft AG  
Raiffeisen Schweiz AG  
Rapp Management AG  
Schachenmann + Co. AG  
Vischer Architekten AG  
Völlmy AG

Und weitere Spenderinnen und Spender,  
die nicht namentlich genannt sein wollen.

## Band 5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Christoph Merian Verlag

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial 4.0 Lizenz (BY-NC). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für nicht-kommerzielle Zwecke. Eine kommerzielle Nutzung ist nur mit gesonderter Genehmigung des Urhebers gestattet. <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/> Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Herausgeber: André Salvisberg,  
Marc Fehlmann (bis April 2023),  
Dominik Sieber (bis Dezember 2022)  
Texte: Regula Argast, Susanne Bennewitz,  
Sabine Braunschweig, Flavio Häner,  
Kevin Heiniger, Lena Heizmann,  
Stefan Hess, Walter Hochreiter,  
Janine Jakob, Daniel Kriemler, Thomas  
K. Kuhn, Silvio Raciti, André Salvisberg,  
Yğit Topkaya, David Tréfás, Elise Voerke,  
Patricia Zihlmann  
Bild- und Infografikredaktion: Nico Görlich,  
Moritz Twente, Cristina Münch  
Korrektur: Doris Tranter, Basel  
Gestaltung und Satz: icona basel  
Lithos: Gremper AG, Basel/Pratteln  
Umsetzung Open Access: Moritz Mähr,  
Open Science Universität Basel

ISBN 978-3-03969-005-3 (Printausgabe)  
DOI <https://doi.org/10.21255/sgb-05-155353>  
merianverlag.ch  
stadtgeschichtebasel.ch